

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

31. Januar 1975

Nr. 1

150 Jahre amtliche Landesbeschreibung in Baden-Württemberg

von Prof. Dr. K. H. Schröder (Tübingen)*

Am 6. Februar 1824 wurde König Wilhelm I. von Württemberg ein Buch überreicht, dessen Titel sehr schlicht klang: „Beschreibung des Oberamts Reutlingen“. Der Verfasser war Johann Daniel Georg Memminger, ein gebürtiger Tübinger, Professor und Mitglied des Statistisch-Topographischen Büros in Stuttgart, des späteren Statistischen Landesamtes.

Damals konnte noch niemand ahnen, daß mit dem Erscheinen dieser bescheidenen, nur 158 Seiten starken Schrift ein Standardwerk zur südwestdeutschen Landeskunde begründet war, dem noch nach 150 Jahren nicht nur ununterbrochenes Bestehen, sondern sogar neues Aufblühen bescheinigt werden könne. Gewiß hat es derartige Unternehmen auch in anderen Ländern — so in Bayern, in Österreich, in der Schweiz und in Norddeutschland — gegeben, denen jedoch, soweit sie überhaupt über Anfänge hinaus kamen, nur kurze Lebensdauer beschieden war. Daß das südwestdeutsche Beschreibungswerk hingegen — unter ständiger innerer Erneuerung — bis zur Gegenwart fortgeführt werden konnte, ist in erster Linie seinem von vornherein gegebenen Charakter als amtliche Institution zu verdanken, die, ohne daß es darüber überhaupt eine Diskussion gegeben hätte, auch bei der staatlichen Neuordnung im Südwesten beibehalten wurde. Großen Anteil an der Fortführung des Werkes nach dem zweiten Weltkrieg hat, wie an dieser Stelle bemerkt werden darf, der frühere Landrat des Kreises Balingen und heutige Regierungspräsident Friedrich Roemer, der in den letzten vierziger Jahren, damals Oberregierungsrat im Innenministerium des Landes Württemberg-Hohenzollern, zusammen mit Robert Gradmann, Peter Goeßler und Friedrich Huttenlocher die Wiederaufnahme der Kreisbeschreibung im Bereich des genannten Landes erwirkte.

Seit der Umbenennung der Oberämter in Kreise (1934) werden diese Darstellungen nicht mehr Oberamts-, sondern Kreisbeschreibungen genannt. Zielsetzung und Aufbau sind jedoch seit 1824 stets gleich geblieben: in einem ersten „allgemeinen“ Teil wird das Oberamt bzw. der Kreis als Ganzes dargestellt, und in einem zweiten werden die einzelnen Gemeinden ausführlich beschrieben. Hier wie dort wird mit größter Genauigkeit schlechthin alles erfaßt, was in irgendeiner Weise die Entwicklung der Gebietseinheit beeinflußt hat und zu ihrem heutigen Bilde gehört: geologische Verhältnisse, Oberflächenformen, Klima, Pflanzenwelt, die Geschichte von den ersten erkennbaren Anfängen an, Kunst- und Baudenk-

mäler, Bevölkerung, Wirtschaft und Verkehr, Ortsbild, Straßenzustand, Brauchtum und vieles andere mehr.

Die äußere Entwicklung des Werkes sei durch einige Daten beleuchtet: bis 1886, also innerhalb von 62 Jahren, waren sämtliche 64 württembergische Oberämter beschrieben, in der Zeit von 1893 bis 1930 erschienen 11 Oberamtsbeschreibungen in zweiter Bearbeitung, 1953 wurde das Werk auch auf die ehemals badischen Landesteile ausgedehnt, und seither sind insgesamt 16 Bände mit je durchschnittlich 700 Seiten fertiggestellt worden.

Das Wirkungsfeld der Beschreibungen erstreckt sich auf drei Bereiche: auf die der Verwaltung, der Forschung und der landeskundlichen Volksbildung.

Das erste, die Unterrichtung der Verwaltungsbehörden über die ihnen anvertrauten Gemeinden und Bezirke, scheint das Hauptanliegen König Wilhelms bei der Begründung der Reihe gewesen zu sein. Er verfuhr damit nach einem Grundsatz Kaiser Josephs II., daß Voraussetzung zum Regieren eines Landes vor allem dessen genaue Kenntnis sei, und dies galt in ganz besonderer Maße für das damalige Württemberg, das soeben einen beträchtlichen Zuwachs an neuen Gebieten erfahren hatte.

Auch heute noch kann man einem Beamten, der in einen ihm nicht vertrauten Landesteil versetzt wird und diesen gründlich kennenlernen will, nichts Besseres empfehlen als die Lektüre der Oberamts- bzw. Kreisbeschreibung. Die jüngeren Bände vermögen darüber hinaus auch wirksame Hilfe bei Planungsvorhaben zu bieten: sei es, daß sie wenigstens zum Teil die unerläßliche Vorarbeit einer Bestandsaufnahme ersparen, sei es, daß ihre Strukturschilderungen bereits unmittelbar auf Ansatzpunkte für lenkende Maßnahmen hinweisen.

Kaum zu überschätzen ist die Bedeutung dieses Werkes für die Landesforschung. In allen Abschnitten seiner langen Geschichte gelang es, hervorragende Fachleute als Mitarbeiter zu gewinnen. Hierzu gehörten unter vielen anderen der Kanzler Gustav Rümelin, der Geologe Aug. Quenstedt, der Archäologe Peter Goeßler, der Germanist und Volkskundler Karl Bohnenberger, die Geographen Robert Gradmann und Friedrich Huttenlocher, die Historiker Julius Hartmann und Viktor Ernst. Viele ihrer Beiträge waren Originalarbeiten, deren Bedeutung oft weit über den jeweiligen regionalen Rahmen hinausreichte. Beispiele dafür sind Robert Grad-

manns Untersuchungen der Kalktuffbildungen und des Karstphänomens auf der Schwäbischen Alb in den Bänden Urach und Münsingen und — aus jüngerer Zeit — die erste zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Heidelberger Universität von Hans Krabusch.

Auch die Forschungen Hans Jänichens sind hier zu nennen, dessen vielfältige Erkenntnisse zu namentlich Fragen der Frühmittelalterlichen Landesgeschichte weithin bei der Arbeit an Kreisbeschreibungen gewonnen und großenteils auch in diesen niedergelegt worden sind. In der Kreisbeschreibung Balingen gehören hierzu u. a. die Aufhellung der Beziehungen zwischen der abgegangenen Stadt Oberhohenberg und dem Dorf Weilen unter den Rinnen, die Ermittlung der historischen Maß- und Gewichtsverhältnisse im Kreisgebiet, der Hinweis auf fränkische Siedlungsgründungen (im Schlichemtal) und eine Untersuchung des mittelalterlichen Wüstungsprozesses, wie sie mit dieser Präzision nur für wenige deutsche Gebiete erfolgt ist. Auch der Verfasser dieser Würdigung hat, wie er hier bemerken darf, wesentliche Ergebnisse seiner Dorfforschung der Arbeit an der Kreisbeschreibung Balingen zu verdanken. Eines der wichtigsten war der an Hand von Geländebefunden und Archivalien geführte Nachweis, daß der von der älteren Forschung als spezifisch „Alemannisches-“ oder „Schwäbisches Haus“ bezeichnete Haustyp (mit Wohn- und Wirtschaftsräumen unter einem Dach) nicht in der alemannischen Frühzeit entstanden

Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung

Exkursionen 1975

- Mai** (an einem Mittwoch): Zementwerk Dotternhausen
- 15. Juni**: In Naturschutzgebiete des Kreises
- 29. Juni**: Römerbad Rottweil, Mittlerer Schwarzwald
- 4. - 11. August**: Tirol mit Standort Innsbruck
- 21. September**: Neckartailfingen - Denckendorf - Esslingen
- 12. Oktober**: Zollernland: Hundsrückel - Sigmaringen ...
- Anmeldungen** für Mitglieder und alle Interessenten bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstr. 14, Telefon 2 11 29.

ist, sondern sich erst zu Beginn der Neuzeit aus dem Gehöft entwickelt hat.

Einen besonderen Dienst leisten die Beschreibungen der Forschung als Dokumentation, d. h. durch die Schilderung des Landschaftszustandes zu einem bestimmten Zeitpunkt. Als Erläuterung dazu sei angeführt, daß für alle ehemals württembergischen Gemeinden eine monographische Darstellung aus den Jahren zwischen 1824 und 1886 vorliegt, für 445 davon eine zweite aus späteren Jahrzehnten und für 28 bereits eine dritte aus der Gegenwart. Damit sind sichere Grundlagen für eine Erforschung vor allem der Siedlungs- und Wirtschaftsentwicklung gegeben, wie sie in dieser Breite kaum für ein anderes Gebiet zur Verfügung stehen dürften.

Es solle nicht nur „jede Behörde“, sondern „überhaupt jeder Württemberger fort-dauernd eine umfassende Kenntnis“ vom Lande erhalten, so hieß es wörtlich in einer Instruktion beim Beginn der Oberamtsbeschreibung. Was damit gemeint war, könnte man heute landeskundliche Volksbildung nennen, und diesem Ziel hat das Unternehmen bis heute in so erfolgreicher Weise gedient, daß man darin seine stärkste Breitenwirkung erblicken muß. Die Bände wurden zu Hausbüchern

der gebildeten Schichten, zum wichtigsten Hilfsmittel des Lehrers für den heimatkundlichen Schulunterricht und damit ein Instrument zur Erweckung heimatkundlichen Interesses in weiten Kreisen der Bevölkerung. Beweis einer auch heute noch starken Resonanz ist der erfolgreiche Neudruck von 43 Oberamtsbeschreibungen des 19. Jahrhunderts in letzter Zeit, wovon ein Band alsbald eine dritte Auflage in dieser Form erlebte. Ein anderes Zeugnis ist der restlose Absatz der Auflage des ersten Bandes der Kreisbeschreibung Ulm (1973) binnen weniger Monate. Auch die „Heimatkundliche Vereinigung im Kreise Balingen“ ist in dieser Reihe zu nennen, die 1954 im Zusammenhang mit den Arbeiten an der Beschreibung dieses Kreises entstanden ist.

Nach alledem kann es nicht überraschen, daß das südwestdeutsche Beschreibungswerk im In- und Ausland zu hohem Ansehen, ja Ruhm gelangte und zur Nachahmung anreizte. Aus dem deutschen Bereich sind dabei vor allem die 1943 gefaßten Pläne einer amtlichen Beschreibung ganz Deutschlands nach dem württembergischen Vorbild zu nennen, womit dann auch nach dem Kriege trotz anderer äußerer Voraussetzungen tatsächlich begonnen worden ist. Zum jüngsten Wiederhall gehören literari-

sche Niederschläge in Japan und Neuseeland sowie Interesse amtlicher Stellen in Persien und Äthiopien an einer dortigen Einführung von Landesdarstellungen nach dem südwestdeutschen Muster. In allen diesen Fällen hat die Kreisbeschreibung Balingen den Anstoß gegeben.

Wenn Württemberg in der Literatur verschiedentlich das „bestbeschriebene Land“ genannt worden ist, so kann diese Anerkennung für ganz Baden-Württemberg gelten, nachdem auch für größere ehemals badische Landesteile Kreisbeschreibungen vorliegen und nachdem soeben die erste amtliche Gesamtdarstellung des Landes erschienen ist. Zu verdanken ist dieser Ruhmestitel einer unmittelbaren staatlichen Pflege der Landesforschung und Landesdarstellung seit 150 Jahren, im gleichen Maße aber auch allen denen aus jeder Generation, die sich, oft von nichts anderem als Heimatliebe getrieben, in den Dienst dieser Aufgabe gestellt haben. Das dabei entstandene Werk ist ein südwestdeutsches Sondergut, auf das unser Land mit Recht stolz sein kann.

* Aus technischen Gründen kann diese ursprünglich für den Jahrgang 1974 vorgesehene Würdigung erst in der vorliegenden Nummer erscheinen.

Die „Kaiserliche Reichsposthalterey Balingen“ in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

Von Rudolf Töpfer, Balingen

Vorbemerkung: Die in den nächsten Nummern folgenden Betrachtungen schließen chronologisch an die Veröffentlichungen in den Nummern 10 und 11/1972 an, die die Posthalterei bis in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts behandelten.

Die Aera der Roller als Posthalter in Balingen

Aus den Akten des Thurn und Taxischen Zentralarchivs ist leider nicht ersichtlich, welcher der insgesamt sechs Bewerber um die Kaiserliche Reichsposthalterey Balingen unmittelbarer Nachfolger des Posthalters Ludwig Murschel wurde, als dieser am 9. Januar 1746 verstarb. Möglicherweise folgte ihm zunächst sein Bruder Tobias Murschel, der am 7. Februar 1757 ablebte und dessen Familienkarteikarte beim Ev. Kirchenregisteramt Balingen den Vermerk „Metzger und Posthalter“ trägt. Fest steht jedoch auf alle Fälle, daß Johannes Roller, Weißsohnenwirt und Metzger, im Jahre 1757 Kaiserlicher Posthalter zu Balingen war, denn als solcher ist er im „Hoch-Fürstl. Württembergischen Adress-Hand-Buch für 1757“ aufgeführt. Mit ihm beginnt die Aera der Roller als Posthalter zu Balingen, die ein volles Jahrhundert andauern sollte.

Die noch heute zahlreiche Familie der Balingen Roller läßt sich auf Hans Jerg Roller zurückführen, der im Jahre 1643 aus Wildberg bei Nagold nach Balingen kam, sich hier einbürgerte, verheiratete und acht Kinder hatte. 200 Jahre später (1843) hat die Roller-Familie hier ein Roller-Fest und wiederum 110 Jahre danach (1953) einen Roller-Familientag abgehalten, um sich besser kennen zu lernen, fester zusammen zu schließen und der Vorfahren zu gedenken. Zu diesem Zweck war seit geraumer Zeit eine umfangreiche Ahnenforschung betrieben und in mühevoller Arbeit zunächst ein Stammbaum, später ein Familienbuch erstellt und laufend ergänzt worden. Obwohl in ihm nur den männlichen, also den Namen Roller tragenden Verzweigungen nachgegangen worden war, enthielt es schon

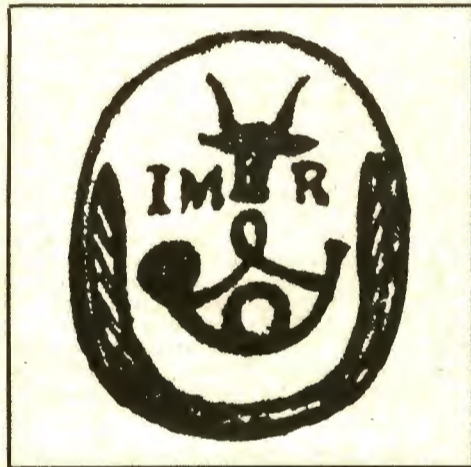
im Jahre 1953 detaillierte Angaben über insgesamt 409 männliche Roller, deren Berufe, Ehefrauen, Kinder usw. Einige von ihnen waren außer Landes verzogen oder gar nach Amerika ausgewandert. Da sich begreiflicherweise zahlreiche Roller hier verheirateten, also Balingen Bürgerstöchter zur Frau nahmen, sind in diesem Familienbuch viele Namen alteingesessener und noch heute gut bekannter Balingen Familien zu finden.

Zunächst seien Posthalter aus der Familie der Roller der Übersichtlichkeit halber aufgeführt:

1. **Johannes Roller**, Weißsohnenwirt, geboren am 15. Oktober 1701, stand der Balingen Kaiserlichen Reichsposthalterey spätestens ab 1757 bis zu seinem Tode vor. Er verstarb am 10. April 1771 im Alter von 69 Jahren. Seine Frau Anna Maria, geb. Koch, hatte ihm 16 Kinder geschenkt, darunter zweimal Zwillinge.

2. **Johann Martin Roller**, Weißsohnenwirt, war ein solcher Zwillingssohn. Er wurde am 22. Oktober 1747 geboren und folgte seinem Vater im Jahre 1771 als Kaiserlicher Reichsposthalter zu Balingen. Auf einer Urkunde aus dem Jahre 1773 fand sich ein Abdruck seines privaten Siegels (siehe Abbildung). Johann Martin Roller verstarb am 12. Februar 1788. Seine Frau Martha, geb. Hartmann, hatte ihm vier Kinder geboren, darunter auch den Sohn Johannes. Sie überlebte ihren Mann nur ein halbes Jahr.

3. **Johannes Roller**, Weißsohnenwirt, geboren am 9. Juni 1778, sollte seinem Vater einmal als Posthalter folgen. Als seine Eltern jedoch im Jahre 1788 kurz nacheinander starben, war er gerade erst zehn Jahre alt. Ein **Johann Leonhardt** nahm sich seiner als Pflegevater an und betrieb ab 13. März 1790 — während der Zeit der Minderjährigkeit seines Pflegesohnes — die Kaiserliche Reichsposthalterey Balingen als Postverweser. Ab 30. August 1800 hat Johannes Roller dann selbst als Kaiserlicher



Siegel des Johann Martin Roller, Kaiserlicher Reichs-Posthalter und Weiß-Ochsenwirth zu Bahlingen (nach einer Urkunde von 1773).

Reichsposthalter fungiert. In seine Posthalterzeit fällt die Beschlagnahme der taxischen Reichsposten durch den württembergischen Staat ausgangs Dezember 1805, die Annahme der Königswürde durch Kurfürst Friedrich am 1. Januar 1806 und im Zusammenhang damit auch die Umbenennung der Balingen Poststation in ein königliches Postamt. Damit hatte die taxische Kaiserliche Reichspost in Württemberg ihr Ende gefunden. An ihre Stelle war die königliche Landespost getreten. Aus dem Kaiserlichen Reichsposthalter Johannes Roller war ein königlicher Posthalter geworden. Johannes Roller ist am 20. Januar 1813 verstorben. Er hinterließ keine Nachkommen. Seine beiden Söhne lebten nur wenige Monate; Töchter hatte er nicht.

4. **Johann Jakob Roller**, geboren am 21. Dezember 1785, folgte als vierter und letzter Posthalter zu Balingen aus der großen

Roller-Familie. Er war, wie dargelegt, kein direkter Nachkomme seines Vorgängers Johannes Roller. Als letzterer im Jahre 1813 verstorben war, hatte wohl zunächst dessen Witwe versucht, die Posthalterei übertragen zu erhalten. Doch seine Königliche Majestät gab damals, exakt am 19. Februar 1815, was aus einem Decret ersichtlich ist, „gnädigst zu erkennen, daß kein Weib eine Posthalters-Stelle erhalten könne, und diese dem Sohn der Goldenen-Adler-Wirtin zu übertragen sei“, d. h. dem vorerwähnten Johann Jakob Roller, Golden-Adler-Wirt, der von 1815 bis mindestens 1854 als Königlicher Posthalter zu Balingen fungierte. In diese lange Zeitspanne fiel die gesamte

Dauer der sogenannten Taxis'schen Lehenspost im Königreich Württemberg, die vom 1. Oktober 1819 bis zum 30. Juni 1851 währte. Johann Jakob Roller verstarb am 6. Februar 1863 im Alter von 77 Jahren. Seine Frau Anna Barbara, geb. Flatt, einzige Tochter des Stadtrats Flatt, überlebte ihn um fast zwei Jahrzehnte. Sie ist am 21. November 1882 verstorben. Alle Kinder aus dieser Ehe sind früh verstorben.

Die Aera der Roller als Posthalter zu Balingen dauerte mithin von 1757 (spätestens) bis 1854 (mindestens), also rund einhundert Jahre. Was wohl hat sich in dieser Zeitspanne postalisch allgemein und insbesondere in Balingen ereignet?

lein durch Engel des Nachts von Boll zurückgetragen worden sei, als es einst abgerissen und in Boll aufgebaut werden sollte, dürfte mit der Verlegung der Pfarrei nach Boll zusammenhängen. Denn schon 1470 findet sich neben Zell der Pfarreiname Boll. Das Dörflein Zell muß allmählich an Bedeutung verloren haben. Nach 1488 zog der Pfarrer ins Dorf Boll zur Nikolauskapelle.

Die Zeller Markung ging, soweit sie diesseits des Traufs lag, in der Boller, jenseits des Traufs in der Onstmettinger Flur auf. Bis zur Ablösung der Grundlasten im 19. Jahrhundert entrichteten daher die Onstmettinger Zehnten und grundherrliche Gefälle an die Pfarrkirche Boll. Von der alten Markung Zell sind nur eine Reihe von Flurnamen übrig geblieben wie Zelligarten, Zellerwiese und Zellerhau. Bereits 1544 ist neben dem Galluskirchlein nur noch ein Bruderhaus, zu dem eine Mannsmahd Wiese und ein Gärtlein gehörten, die der Bruder, der den Mesnerdienst versah, nützen durfte. Obwohl schon 1509 von der St. Nikolauspfarrkirche die Rede ist, hieß noch 1776 das auf gotischen Mauern neuerrichtete Zeller Heiligtum „Pfarrkirche“ für das Dorf Boll. 1757 wurde es von Christian Großbayer von Haigerloch umgebaut und erweitert.

Das einsame Kirchlein Maria Zell mit dem Friedhof steht bei der Bevölkerung der Umgebung in hohem Ansehen, und die Boller halten große Stücke auf ihr „Zell“. So wallfahrten mindestens seit dem 18. Jahrhundert Pilger zur Mutter der Gnade ins stille Waldkirchlein, das von der Gemeinde Boll liebevoll gepflegt wird und in den letzten Jahren renoviert wurde. Auch der fremde Wandersmann, der an ihm vorbeikommt, wird in ihm gerne besinnliche Einkehr halten und sich die feierliche Stimmung nicht entgehen lassen.

Maria Zell am Zoller

Von Fritz Scheerer

Das Kloster St. Gallen hatte in der näheren und weiteren Umgebung bedeutenden Besitz. 786 schenkte Graf Gerold, der Schwager Kaiser Karl des Großen, diesem Kloster u. a. Güter in Bisingen, Wessingen und Hechingen, 789 die edlen Wolfret und Adalbert ein Hofgut mit einem Wald, der wohl hier an der Halde zu suchen ist. Vom Zellerhorn führte nach Zell hinunter die uralte „Ernststeig“, auf der die Klosterleute ihre Einkünfte aus den Besitzungen zu Beuren, Weildorf, Bisingen, Hechingen, Wessingen, Rangendingen usw. die beschwerliche Albesteige hinauf über ihre Pfarrei Truchteltingen nach Radolfzell beförderten. Ursprünglich gehörte auch der Markungsteil Onstmettingen um das Zellerhorn zu dem im 9. Jahrhundert von St. Gallen aus angelegten Pfarrdorf Zell. Auf der 1336 und 1354 erwähnten „Ernststeig“ wurde die Ernte nach dort gebracht. Grundherr der Äcker war die St. Galluskirche, deren Kirchensatz ging von den Zollerngrafen um 1416 an das reiche Hechinger Edelgeschlecht der Walchen, 1420 an die von Ow über, war von 1416—1472 württembergisch und dann wieder zollerisch. Wahrscheinlich wurde erst während dieser Zeitspanne die Albhochfläche um das Zellerhorn zur Onstmettinger Markung gezogen. Als später die Ernststeig wegen Forststreitigkeiten von Graf Eitel Friedrich von Zollern eingeworfen und vermacht wurde, kam über die „Lantstraße, Ernststeige genannt“ ein Vergleich zustande. Sie war also im Mittelalter durch den Anschluß an andere Straßen zum Fernweg geworden. Es lag daher nahe, daß das Kloster St. Gallen an diesem Albübergang eine Niederlassung anlegte, bei der man die Schattenlage, ähnlich wie bei Drackenstein und Güterstein, in Kauf nahm.

Zum Dorf Zell gehörten eine Mühle und eine Burg, die aber schon 1366 als Ruine (Burgstall) erwähnt wird. Nach einer Zollerurkunde von 1449 stand die Burg bei der Kirche. Sie war Sitz zollerischer Dienstmannen, der Schenken von Zell, und Wiege einer Reihe von diesen abstammenden Geschlechter. Zu Ende des 13. Jahrhunderts schreiben sich die Mitglieder der Familie abwechselnd von Zell und von Andeck, einer Burg bei Talheim auf einem Ausläufer des Farrenbergs. So gab z. B. 1309 Ritter Walther der Schenk von „Andegge“ mit seinen Söhnen dem Frauenkloster Pfullingen zur Versorgung seiner beiden Töchter und seinem Seelenheil den Zehnten zu Engstlatt, die Mühle zu Dietunsteig bei Balingen (heute Überlandwerk Eppler) und verpfändete für eine Schuld von 60 Pfund seinen Besitz zu Otterdingen. Andere nannten sich von Neuenzell (1283 Walther pincerna de Nuwenzell Zeuge für Friedrich v. Zollern bei einem Güterverkauf in Heselwangen),

von Erpfigen und von Stauffenberg (1266 Hugo pincerna de Stoffenberg). Der letzte Schenk, der sich nach dem Stammsitz Zell nannte, siegelte 1330 in einer Stettener Urkunde.

Im Jahre 1440 erfahren wir, daß die Kirchenheiligen zu Zell „Unsere liebe Frau Maria und der liebe heilige Gallus“ sind. Wie anderwärts war also auch hier die Muttergottes ehrenhalber vor den eigentlichen Patron gerückt. Der Name „Maria Zell“ begegnet uns aber erst um 1700, als eine gestiftete Motivtafel mit einer Legende aufgestellt wurde, nach der das wundertätige Muttergottesbild beim Brand des Kirchleins (1633) unversehrt aus den Flammen gerettet worden sei und nur das Jesuskindlein am Füßlein etwas angebrannt gewesen sei.

Eine andere Sage, nach der das Kirch-

Das Filialsystem der Tailfinger und Ebinger Industrie

Von Klaus Rädcl, Rosenfeld

Vorbemerkung: Der Beitrag ist einer größeren Arbeit des Verfassers über „Die industrielle Entwicklung des Gebietes Ebingen-Tailfinger“ entnommen.

Das Filialsystem ist ein besonderes Kennzeichen der industriellen Struktur des Industriegebietes Ebingen-Tailfinger und kann gleichzeitig als weitere Stufe der Industrialisierung angesehen werden. Durch die Gründung von Filialen ist die räumliche Einbeziehung einer Gemeinde in das Wirtschaftsleben des Industriegebietes abgeschlossen. Damit wird gleichzeitig ein Industrialisierungsprozeß eingeleitet, der einen tiefgreifenden Strukturwandel in den einzelnen Gemeinden hervorgerufen hat. Die Auswirkungen sind besonders gut bei den Veränderungen der einzelnen Dorftypen abzulesen, z. B. bei Bitz oder Onstmettingen.

Auch auf die Pendelwanderungen wirkten sich die Gründungen von Filialen nachhaltig aus. Es erfolgte z. B. damit eine stärkere Bindung der Arbeitskräfte an ihre Wohnorte. Für die Unternehmer bedeuteten die Filialgründungen eine wesentliche Vergrößerung ihres Arbeitseinzugsgebietes. Die Gründungen erfolgten demgemäß auch meistens, nachdem das Reservoir der Pendelarbeitskräfte erschöpft war. Durch eine Hinausverlagerung der Betriebe konnte man lange Pendlerwege vermeiden, die vor

der Motorisierung des Straßenverkehrs auf den meisten Verbindungen nicht oder nur schlecht möglich waren.

Filialbetriebe sind besonders in der Trikotagenindustrie gut geeignet, da sich zum Beispiel Nähereien ohne größere Schwierigkeiten vom Hauptbetrieb trennen lassen. Die erste Filiale der jetzt noch bestehenden Firmen kam allerdings aus der Metallbranche. Sie wurde 1880 von der Ebinger Firma Groz-Beckert als Nadelrichterei in Bitz eingerichtet. Die große Dezentralisierungswelle, die besonders um 1900 bis kurz vor dem 1. Weltkrieg große Ausmaße annahm, wurde jedoch hauptsächlich von der Trikotagenindustrie getragen. Später erfolgten Filialgründungen in größerem Ausmaß von den Industriezweigen Maschinenbau und Feinmechanik, aber mit Großfilialen, da hier eine Dezentralisierung vom Stammbetrieb weniger möglich war.

Die Gemeinden, die im Filialsystem die große Chance sahen, am wirtschaftlichen Aufschwung teilzunehmen, machten bezüglich der Filialgründungen große Konzessionen an die Unternehmer. So wurden zum Beispiel Verträge mit Unternehmern geschlossen, die darin verpflichtet wurden, Filialen gegen Überlassung eines Grundstückes zu errichten. Es wurden auch Zugeständnisse gemacht wie freie Lieferung von Bauholz oder gar steuerliche Erleichterungen.

Die meisten Filialbetriebe im Kreis Balingen haben die Industriegebiete Ebingen und Tailfingen aufzuweisen, während z. B. das Industriegebiet Balingen weit zurücksteht. 1956 betrug die Gesamtzahl der Filialen des Kreises Balingen 104, davon etwa die Hälfte jeweils innerhalb und außerhalb des Kreisgebietes. Von diesen 104 Filialen stammen allein 75 vom Gebiet Ebingen-Tailfingen, und zwar 30 von Ebingen und 45 von Tailfingen, das auf Grund seiner vorherrschenden Textilindustrie an der Spitze steht. Durch das Vorherrschen bestimmter Industriezweige läßt sich folgendes über die Filialnetze sagen:

a) Das Tailfinger Filialnetz

Die Filialen der Tailfinger Firmen sind überwiegend klein. Meist werden darin bis 25 Arbeiter beschäftigt, einige auch bis zu 50 Arbeiter, aber nur wenige bis 100 Arbeiter. Auf Grund der Textilmonoindustrie sind die meisten Filialen Nöhereien. Tailfingen hat im Vergleich zu Ebingen ein größeres Filialnetz, wie ein Eintrag auf einer Karte zeigen würde. Dies läßt sich damit erklären, daß sich die Industrie hier erst später entwickelt hat. Durch die schnellere Entwicklung von Ebingen waren die Arbeitskräfte der näheren Umgebung schon gebunden, so daß Tailfingen neue Pendlerquellen nur durch eine geographische und zahlenmäßige Ausweitung der Filialen erschließen konnte. Zudem kann man fest-

stellen, daß die Hauptrichtung der Verbreitung mehr nach Westen geht.

b) Das Ebinger Filialnetz

Das Ebinger Filialnetz hatte 1954 vierzehn Stammfirmen aufzuweisen. Davon waren 9 aus der Trikotagenindustrie mit 11 Filialen und 3 aus der Samtindustrie mit 4 Filialen. Aus der Maschinenbauindustrie sind 2 Stammfirmen mit 6 Filialen zu verzeichnen. Die Ebinger Trikotfilialen sind etwas größer als die Tailfinger. Man findet hier hauptsächlich Betriebe mit 25 bis 75 Beschäftigten. Auch in der Bauart sind die Ebinger Filialbetriebe größer und älter. Dies kommt zum Teil daher, daß in der Metallbranche aus organisatorischen Gründen nur Großfilialbetriebe gegründet werden konnten; zum Beispiel der Gründung der Großfiliale in Bitz mit ca. 500 Arbeiter von der Nadelfabrik Groz-Beckert. Von der Verbreitung des Filialnetzes läßt sich sagen, daß kaum eine Ausdehnung nach Norden und Nordwest, also in Richtung Tailfinger Filialbereich besteht. Die Ausdehnung vollzieht sich hier hauptsächlich südwestlich. In den Gemeinden hat die Industrie auch zur Steigerung der Erwerbstätigkeit der Frauen beigetragen. Häufig war auch die Entstehung von Filialen die Folge einer starken Verbreitung von Heimarbeit in einem Ort oder einer Gegend. Bitz, Winterlingen und Margrethausen entwickelten sich zu selbständigen Industriorten.

widerrechtlich angeeigneten Grundstücke geteilt. Da nun Abt und Convent des Klosters gegen ihn und Baldibrecht, den Sohn seines Bruders, einen Prozeß eingeleitet hätten, habe er Einkehr in das eigene Gewissen gehalten und lieber freiwillig auf seine Hälfte zugunsten des Klosters verzichtet⁵⁾.

Um 1340 waren die Kerus noch im Besitz des Gutes, um 1360 jedoch schon die Herren von Tierberg, die es an die Ramsperg abgaben. Von diesen kam es dann an die Herren von Bubenhofen. Nach langem Streit haben diese anscheinend die St. Blasien verbliebenen Rechte aufgekauft, und es entstand nun das Rittergut Roßwangen, das mit dem Dotternhausener Rittergut verbunden war.

Da die Erbauer der Burg zollerische Dienstmannen waren, müssen nach 1200 die Zollerngrafen oberhoheitliche Rechte in Roßwangen gehabt haben. Noch 1402 gehörte der Roßwanger Kirchensatz zur Herrschaft Schalksburg. Er wurde dann am 3. November 1403 mit der Schalksburg-herrschaft an Württemberg verkauft.

Etwas 2 km oberhalb Schömberg wird 785 (erstmalig 768) an der Schlichem eine Siedlung „Hoolzaim“ (Holzheim) erwähnt, als ein gewisser Anselm Äcker, Wiesen und dazu den angrenzenden Wald „Lahha“ („Lachen“, an der Markungsgrenze gegen Ratshausen) dem Kloster St. Gallen schenkte. Am 27. Januar 1269 beurkundete Ritter Walger (II.) von Bisingen, daß er seinen dortigen Hof nebst Mühle seinem Herrn, dem Grafen Albert von Hohenberg, aufgelassen und mit dessen Hand zu seinem und seiner Eltern Seelenheil dem Kloster Kirchberg übergeben habe⁶⁾.

Anmerkungen: ¹⁾ Fürstenb. Urkundenbuch I S. 71. ²⁾ Monumenta Zollerana = MZ VIII Nr. 38. ³⁾ Hohenz. Heimat 1952 S. 55. ⁴⁾ WUB (Württ. Urkundenbuch) 11, 490. ⁵⁾ Heimatbuch Bisingen-Steinhofen S. 45. ⁶⁾ WUB 7, 8. ⁷⁾ WUB 6, 9.

(Fortsetzung folgt)

Die Herren von Bisingen und ihre Burgen

Von Fritz Scheerer

Nach dem Dorf Bisingen nannte sich das edelfreie Geschlecht der Walg(ger), das im 14. Jahrhundert hauptsächlich in Bisingen und Thanheim, dann aber auch in Steinhofen, Owingen, Weilheim bei Hechingen und in Balingen und Umgebung, vor allem in Roßwangen, begütert war. Wir lernen das Geschlecht kennen als Lehenleute der Grafen von Hohenberg, der Grafen von Zollern und der Grafen von Zollern-Schalksburg.

Einen der ersten Vertreter des Bisinger Herrengeschlechts (1188—1385) konnte J. A. Kraus in einer Urkunde aus der Zeit um 1188 nachweisen. Graf Eginio von Urach gestattete damals seinen Ministerialen, Schenkungen an das Kloster Bebenhausen zu machen. Unter diesen Dienstleuten erscheint unter anderen auch ein Werner von Bisingen¹⁾. Die zweite festgestellte Nennung stammt vom 2. April 1228. Truchseß Baldabertus, Ministeriale des Grafen von Zollern, verkaufte mit Zustimmung des Grafen ein Gut in „Danheim“ (Thanheim) an die Brüder des Hospitals der Deutschen in Jerusalem²⁾. Dieser Baldabertus dürfte identisch sein mit jenem Baldebert, den 1255 Ritter Walger von Bisingen als seinen Vater bezeichnete und der 1229 mit seiner Gattin Willeberg der Nikolaikirche in Bisingen je einen Hof zu Mössingen und Rangendingen schenkte³⁾.

Die Burg in Roßwangen

Über die Entstehung der Burg „Rosswangen“ auf dem „Burgbühl“ liegen Nachrichten vor. 1255 beurkundete Ritter Walger von Bisingen aus dem Geschlecht der Kerus, daß sein verstorbener Vater, er selbst und sein Bruder Baldebert vor längerer Zeit eine Burg in Roßwangen erbaut hätten (vermutlich zwischen 1220 und 1230⁴⁾). Um sich höhere Einnahmen zu verschaffen, hätten sie eine große Anzahl Äk-

ker bei dieser Burg mit Gewalt an sich genommen, von denen die meisten dem Kloster St. Blasien gehört hätten. Nachdem die Burg zerstört gewesen und der Vater gestorben sei, habe er mit seinem Bruder die

Inhaltsverzeichnis 1974

Von den ältesten Ebingern Von Dr. Walter Stettner	965/968
Ober- und Unterwammental Von Fritz Scheerer	968/971
Unsere Kirchenheiligen (Schluß) Von Fritz Scheerer	968
Der Balingen Ortsadel Von Fritz Scheerer	969/970
Mundartliches Sprachgut Von Fritz Scheerer	971/972
Die Balingen Schwefelquellen Von Fritz Scheerer	972/974/975
Der Berggrutsch des Jahrhunderts von Hans Müller	973/974
Die Herren von Stotzingen Von Fritz Scheerer	975/976/978/979
Neue vorgeschichtliche Funde auf der Markung Onstmettingen Von Alfred Münz	977/978
Der geschichtliche Aspekt der Heimatkunde Von Dipl.-Ing. Kerndter	979
Die Kuppen der Hochalpe Von Fritz Scheerer	980/982/984/988
Ehestetten Von Dr. Walter Stettner	981/982
Alte Gerichtsstätten Von Guido Henne	984
100 Jahre Bahnhof Balingen Von Fritz Scheerer	985/987
Irene von Byzanz Von Fr. Roemer	987/988/989/990
Ein schwäbischer Aristophanes Von Kurt Wedler	991

Die Revolution von 1848/49 Von Dr. Walter Stettner	991/992/995/ 996/997/1000/1002/1004
Zisterzienser-Klöster, bedeutende Musterbetriebe Von Kurt Wedler	993/995
Im Herbst im Allgäu Von Hans Müller	996
Die Herren von Bubenhofen Von Fritz Scheerer	1001/1002/1005/1007
Flechten als Symbiose-Typen Von Dipl.-Ing. Kerndter	1008
Der Bauer und sein Besitz vor 450 Jahren Von Fritz Scheerer	1009/1011
Frommern im Spiegel alter Urkunden Von Günther W. Meinhold	1012
Das Schloß auf dem Ebinger Schloßfels Von Dr. Walter Stettner	1012
Maria Zell am Zoller Von Fritz Scheerer	1012
Engelsüß (976), Schöllkraut (980), Rotblauer Steinsame (984), Fieberschmalz (988), Bergkron- wicke (992), Rindsauge (996), Frauenmantel (1000), Bärlapp (1004). Von Fritz Scheerer.	

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

28. Februar 1975

Nr. 2

Der Bauernkrieg in unserer Heimat

Von Fritz Scheerer

Am Anfang des 16. Jahrhunderts stehen zwei bedeutsame geschichtliche Ereignisse: der Bauernkrieg 1525 und die Reformation. In Württemberg kommt als drittes hinzu die Vertreibung Herzog Ulrichs und seine Versuche, sein Land wieder zurückzugewinnen. Alle drei Ereignisse stehen in enger Wechselwirkung, so daß keines ohne das andere betrachtet werden kann.

Ursachen des Bauernkrieges

Die Ursachen, die zum Bauernkrieg geführt haben, sind mannigfaltiger Art. Die Lage der Bauern war vor 450 Jahren trostlos geworden. Die schändlichste aller damaligen Einrichtungen war die **Leibeigenschaft**. Schon in den alamannischen Gräbern des 7. Jahrhunderts zeigen sich in ihrer Ausstattung die einstigen sozialen Unterschiede der Bestatteten: reiche Grabausstattung (Täbingen, Balingen usw. Gräber mit prachtvollem Schmuck und Ähnlichem) wechselt mit ärmlichen Beigaben. 768 schenkte ein gewisser Amalbert zu Digisheim, der damals auch in der weiteren Umgebung Besitz hatte, dem Kloster St. Gallen sein Haus in Digisheim und seine dortigen 8 servi (Hörige) mit Familien samt deren Huben. Um 1250 werden dann fast nur noch Mitglieder des Hochadels als Freie erwähnt, zu denen sich später der niedere Adel, die Ministerialen und Ritter, gesellen. In den meisten Orten wird der größte Teil der Einwohner ursprünglich leibeigen gewesen sein. In Unterdigisheim waren noch 1820 107 Leibeigene, in Geislingen um 1600 von 369 Personen nur sieben frei. Nur in den spät entstandenen Weilern Burgfelden, Weilen u. d. R. und in Hossingen werden so gut wie keine Leibeigenen aufgezählt.

Als Leihherren treten Hochadel, niedere Adel, Bischöfe, Klöster, Städte, Kaplaneien, ja selbst Ortsheilige auf. Die Leibeigenschaft war erblich, und zwar ging sie nicht vom Vater, sondern von der Mutter auf ihre sämtlichen Kinder über. Aus Ostdorf sind 14 verschiedene Leihherren bekannt. Nach dem Teilungslibell der Herren von Stötzingen aus dem Jahr 1598 waren in Geislingen 169 Personen der einen Schloßherrschaft, der andern 181, dem Herzog von Württemberg sechs, dem Kurfürsten von der Pfalz zwei, dem Kurfürsten von Brandenburg, dem Grafen von Zoltern, dem Bischof von Augsburg, der Herrschaft Dotternhausen und der österreichischen Grafschaft Hohenberg je eine Person leibeigen. Manchmal waren sogar Eigene Leute zwischen verschiedenen Herren strittig. So überließ 1321 der Pfalzgraf von Tübingen Frau und Kinder Werners, des Maiers von Frommern, zur Hälfte dem Kloster St. Gallen, während die andere Hälfte weiterhin ihm gehören sollte. 1598 gehörten zu Eendingen 14 Leibeigene der Herrschaft Geislingen, 1607 elf dem Kloster St. Georgen. Von 28 Untertanen der Ortschaft waren also 25 leibeigen.

Vor allem drückend waren für die Leibeigenen **Hauptrecht und Fall**. Wenn gewöhnlich von jedem Leibeigenen eine Leibeigene, die der „Hühnervogt“ einzog, oder ähnliches (1 Pfund Wachs, 1 Fastnachtshenne usw.) verlangt wurden, so kam in dem kallenbergischen Unterdigisheim und Obernheim das Besthaupt hinzu, d. h. von jedem Mann das beste Roß oder den besten Stier, von der Frau die beste Kuh und dies sogar von sämtlichen Einwohnern des Orts, ob sie leibeigen waren oder nicht. Württemberg forderte von allen Personen, wenn sie auch keinen Leihherren hatten, beim Mann zusätzlich den hinterlassenen Harnisch, bei der Frau das beste Kleid. Zu Hauptrecht wurde von 100 Pfund Heller Vermögen ein Gulden genommen. Bei Weggang und Verheiratung mußten die Eigene die Genehmigung des Leihherren einholen.

In manchen Orten, wie in Geislingen, Dotternhausen und Roßwangen (ausgenommen die Städte) galt Lokalleibeigenschaft, d. h. selbst Neuzuziehende mußten sich dem neuen Herrn mit dem Leibe unterwerfen, was dann häufig zu Streitigkeiten Anlaß gab. So verhinderte der Rosenfelder Vogt vielfach den Einzug des Besthaupts von den in die Stadt (würtembergisch) eingewanderten Leidringern, die Leibeigene des Klosters St. Georgen waren.

1818 war der Freiherr von Cotta zu Dotternhausen der erste Grundherr in ganz Württemberg, der die Leibeigenschaftsgefälle in seiner Herrschaft ablöste. Anderswo erfolgte die Aufhebung erst später, z. B. in Geislingen 1839 gegen 1982 Gulden.

Zu den Diensten, die am meisten beschwerten, gehörten die **Fronen** oder Herrendienste, vielfach ohne Lohn. Wer Rosse im Stall hatte, mußte Wein und Frucht ab- und zuführen, Holz auf die Burg fuhrwerke oder Steine oder anderes Baumaterial auf den Bauplatz, mußte dem Herr zu Acker gehen und Garben- und Heuwagen heimführen. Wer keine Pferde besaß, war zu Handfronen verpflichtet. Er mußte das Holz fällen, mußte bauen und handlangen, mußte hagen und jagen, d. h. den Jagdbezirk einhagen und am Jagdtag den Treiber machen. So mußte jeder Bauer aus dem Amt Rosenfeld für jede Menne (Pferdegesspann) 1 Malter Haber (273 Liter) geben oder gewisse Ackerdienste für den Amtmann leisten. Jedes Haus stellte der Herrschaft einen Mäder oder gab 2 Schilling Heller. In die Kelter zu Frommern hatten die Ostdorfer die Pfähle aus dem Wald Witthau zu geben, die Engstlatte mußten die Pfähle in Fron nach Frommern fahren, und andere Gemeinden mußten die Weinberge in Frommern nach Gebot misten.

Zum Fronverband der Burg Hohenberg zählten die Dörfer Deilingen, Delkhofen, Weilen u. d. R., Ratshausen, Schörzingen, Denkingen und Bubsheim. Die Weilener mußten die Wiesen unter dem Oberhohen-

berg heuen. Dem Rittergut Täbingen waren nach 1549 die vollen Fronen von den Hintersassen zu leisten. Unterdigisheim hatte Baufronen für Schloß Werenwag, das adelige Haus Kolbingen, die Zehntscheuer, die Schafhäuser und die Mühlen der Herrschaft, ferner landwirtschaftliche und andere Fronen für den Eigenbetrieb der Herrschaft zu leisten.

Wenn an den herrschaftlichen Gebäuden oder an der Stadtmauer im Balingen Schloßbezirk „haupt- oder schleußende Bäume“ notwendig wurden, waren die Einwohner von Ostdorf, Engstlatt, Heselwangen, Eendingen, Erzingen, Weilheim, Waldstetten und Frommern sowie die altwürtembergische Hälfte von Dürrwangen verpflichtet, Baumaterial in Fron nach Balingen zu führen. Jeder der genannten Orte hatte jährlich vier Tage mit je 15 Mann Handfron zu leisten und außerdem je drei Fuhrwerke zu stellen, nur Waldstetten und Dürrwangen die Hälfte. Diese Dörfer mußten auch den Obervogt mit Brennholz versorgen und ihm ein Fuder (960 Liter) Wein in Tübingen holen.

Die Einwohner von Burgfelden, Laufen, Pfeffingen, Streichen, Zillhausen und Stokkenhausen waren zu besonderen Frondiensten auf und an der Schalksburg verpflichtet. Die herrschaftlichen Müller konnten Frondienste der Eingebannten (z. B. in die Balingen Herrenmühle waren ein Viertel von Balingen, dann Heselwangen und Erzingen gebannt, in die Frommerner Bannmühle Frommern, Eendingen, Weilheim und Waldstetten) für Mühlenbau und Wehrbauten beanspruchen. Die meisten Mühlen waren Bannmühlen. Die Einwohner der zugehörigen Ortschaften durften nur in diesen Mühlen mahlen lassen.

Der Bauer und sein Besitz

Die meisten Bauern waren nicht Eigentümer ihrer Güter, diese waren ihnen nur geliehen von einem Grundherrn und zwar als **Erblehen** oder als **Fallehen**, die nach dem Tode des Inhabers an den Grundherrn zurückfielen. Diese gab es in Unterdigisheim bis 1840, in Lautlingen und Margrethausen bis ins 18. Jahrhundert. Bis um 1500 war der größte Teil der Lehenhöfe stark aufgeteilt. In Ostdorf war z. B. der Kelhof in 17 verschiedenen Händen. Im Amt Rosenfeld herrschte um diese Zeit noch das „Hagestolzenrecht“. Die Güter eines untergebenen Hagestolzen (Ledigen) oder einer Hagestolzin fielen nicht an die Erben, sondern an den Leidringer Klosterhof zurück.

Viele Bauern hatten um 1500 neben ihren eigenen Gütern nicht nur ein Lehen, sondern meist mehrere Anteile an verschiedenen Lehen, die dazu noch verschiedenen Herren gehören konnten. So mußten noch in Dormettingen im 18. Jahrhundert manche Bauern Teilgülden an bis zu 10 Herrschaften abführen. (S. Heimatk. Blätter Dez. 1974).

Aus den Lehengütern und Hofstätten wurden **Gülten** und **Zinsen** an die Herrschaft entrichtet. Die Hühnergülten, auch Rauchhühner genannt, weil sie von jedem Rauch (= Herdstätte) erhoben, betrug in Hohenberg und Kallenberg 1 Fastnachtshuhn, 1 Maier- und 1 Herbsthuhn, im Amt Balingen meist 1 Fastnachtshuhn und 2 Herbsthühner, im Amt Rosenfeld meist 2 Herbsthühner. Die Hühnergülten wurden schon frühe durch Geldzahlungen abgelöst. Nur die Fruchtgülten blieben als Hauptlast bis im 19. Jahrhundert in natura gegeben. In Tübingen gab man für jeden Rauch 2 Simri Vesen (ungegerbten Dinkel) und 1 Simri Haber, in Ostdorf mußte für jeden bebauten Acker 1½ Simri Vesen als Baukorn, in Dautmergen als Erntekorn 1 Viertel Vesen und im ritterschaftlichen Teil Dürrwangen 1½ Simri Vesen gegeben werden. (S. auch Heimatk. Blätter vom Dez. 1974).

Eine drückende Last war neben den Gülten der **Zehnte**, ursprünglich eine Abgabe an die Kirche, aber allmählich zum Laienzehnten geworden. Der Großzehnt, an dem nicht einmal in den 12 Artikeln der Bauern gerüttelt wurde, umfaßte vor allem die Hauptfrüchte: Dinkel, Roggen, Haber, Gerste und Emmer. Die Auszählung der Garben erfolgte durch den herrschaftlichen Zehntknecht, der mit einer Stange auf den Acker kam, die Garben abzählte und jedesmal die zehnte umstieß.

Der Kleinzehnt bestand vornehmlich aus dem, was im Hof gekocht wird: Erbsen, Linsen, Obst, Kraut, Rüben und Zwiebeln, auch Hanf und Flachs usw. Der Obstzehnten und der Heuzehnten wurde bald zum Kleinzehnt gerechnet bald davon unterschieden. In den Heuzehnten wurden vielfach die einmädrigen Wiesen einbezogen. Blutzehnt wurde in Geislingen und Zimmern u. d. B. von neugeborenen Tieren bis zu den Bienen (Immenzehnt) erhoben. Es half z. B. den Frankenbachern nichts, daß sie erklärten, die Imme sei ein freier Vogel und darum nicht zu verzehnten. Nach einem Schiedsspruch von 1489 mußten sie doch ihrem Pfarrer den Zehnten davon geben. Sehr oft war der Zehntbezug aus einer Ortschaft geteilt.

Mit dieser Aufzählung sind aber nicht einmal alle Leistungen, Abgaben, Steuern usw. aufgeführt, die dem Bauer damals aufgelegt waren. So gaben im Amt Balingen die Gemeinden der Herrschaft für die Weidenutzung das Besthaupt (s. oben) von der Dorfherde. Von Ostdorf, Meßstetten, Hossingen und Tieringen wird Hundhaber genannt. Bei dieser Vielfalt von Fronen, Steuern, Gülten und anderen Abgaben ist es durchaus verständlich, daß die Unzufriedenheit unter den bedrückten und unterjochten Bauern wuchs. Ihre Träume und Wünsche erhielten darüber hinaus noch weitere Nahrung durch andere, nicht zu unterschätzende Umstände. Immer wieder wurden in Kalendern, Holzschnitten, Drucken und anderem mehr, die von Hand zu Hand gingen, bevorstehende Aufstände und Umstürze prophezeit und die Unzufriedenheit mehr und mehr gesteigert. Die berausenden Worte von Freiheit und Recht ließen ihre Augen heller leuchten. Das Feuer der Erbitterung glühte, von einigen Verzweifelten geschürt, unter der Asche fort und wuchs mit den sich immer mehr steigenden Abgaben an die Adeligen, an die Kirchen und Klöster. Es kam zum Bauernkrieg.

Der arme Konrad

Schon 1514 haben sich die Bauern erhoben und legten sich den Namen „der arme Konrad“ bei, obwohl sich Herzog Eberhard im Bart nach dem Lied von Justinus Kerner noch 1495 auf dem Reichstag in Worms habe rühmen können, daß, wenn er auch keine großen Städte, keine reichen Klöster und keine andern Reichtümer im Lande

habe, er doch ein Kleinod besitze: daß er im Schoße eines jeglichen seiner Untertanen mitten im Feld oder Wald ganz allein kühnlich und sicher schlafen könne. Aber kaum hatte der Herzog die Augen geschlossen, so zeigten sich schon die ersten Sturmzeichen.

Unter Herzog Ulrich wurde die Erbitterung durch eine neue Art von Steuern, das sogenannte Umgeld, gesteigert. Die Steuer bestand darin, daß die Metzger, Bäcker, Müller und Wirte das Maß und Gewicht verringern und doch denselben Preis wie bisher für ihre Waren verlangen mußten. Das Umgeld kam in die oft leeren Kassen des Herzogs. Im Remstal brach der Aufstand aus. Auch in unserer Gegend kam es zum Aufruhr, da der Obervogt von Balingen, der wilde Hans Leonhard von Reischach, seine Untergebenen schwer unterdrückte. Ein Aufgebot von etwa 100 Mann machte sich auf nach Tübingen und beklagte sich über den Obervogt. In Roscnfeld trat Hans Stephan auf und klagte Amtmann und Gericht an, daß sie nicht für den gemeinen Mann einträten. Die ganze Gemeinde schloß sich dem Aufstand an und wählte 15 Mann aus, die in der Gegend für die Sache werben sollten. Indessen gelang es dem Herzog, obwohl er sich durch sein hartes, kostspieliges Regiment schwer verhaßt gemacht hatte, durch persönliches Eingreifen, kluge Mäßigung und den Tübinger Vertrag die Leute zu beschwichtigen. Allein die Quelle der Unzufriedenheit, das harte Los der Bauern, war damit nicht beseitigt.

Unter österreichischer Herrschaft

Nach dem Tode Kaiser Maximilians (12. 1. 1519) brach Herzog Ulrich von Stuttgart von den Totenfeierlichkeiten für den Kaiser zum Überfall auf die für ihn verhaßte Reichsstadt Reutlingen auf, um den erschlagenen Burgvogt der Achalm zu rächen. Sogleich nach der Eroberung gliederte er die freie Reichsstadt als württembergische Landstadt ein. Doch Reutlingen war Mitglied des Schwäbischen Bundes, der nun in den Krieg gegen den Herzog zog. Nach wenigen Wochen war ganz Württemberg vom Bund erobert und Reutlingen wieder frei. Herzog Ulrich und sein Kanzler mußten außer Landes fliehen. Balingen fiel schon im April an Gangolf von Hohen-geroldseck, den österreichischen Statthalter in Horb, der mit 6 000 Mann mühelos die Städte Balingen, Dornhan, Dornstetten, Alpirsbach und Sulz nahm. Hans Kaspar von Bubenhofen nahm das Balinger Amt in des Bundes Huldigung. Als dieser mit den Rottweilern vor Tuttlingen zog, mußte er weichen. Die Tuttlinger verfolgten ihn bis Winzeln (abg. unterhalb des Wenzelsteins) und Hausen am Tann und plünderten diese Siedlungen. Rosenfeld ergab sich schon am 9. April den Rottweilern. Eine der letzten württembergischen Städte, die der Bund einnehmen mußte, war Ebingen. Graf Eitel Friedrich von Zollern belagerte die Stadt, bis sie sich schließlich ergeben mußte. Er wollte die Stadt für sich behalten, was ihm aber nicht gelang. Er konnte nur einen Teil des Viehs rauben. Auch die Rottweiler mußten Rosenfeld wieder herausgeben. Am 6. Oktober übernahm der Bund die Stadt.

Am 15. Februar 1520 wies der Bund die württembergischen Landstände an, Kaiser Karl V. als neuem Landesherrn zu huldigen; denn gegen Ersatz von 220 000 Gulden Kriegskosten hatte der Bund das Herzogtum dem Haus Österreich übergeben. Der Kaiser setzte seinen Bruder, den Erzherzog und nachmaligen König Ferdinand, als Statthalter ein. Es schien, als habe Österreich sein Ziel erreicht: den schärfsten Gegner im Norden der Vorderösterreichischen Lande, Württemberg, ausgeschaltet.

Württemberg hatte sich durch die Erwerbungen der Herrschaft Teck um Rosenfeld (1317), von Ebingen (1367), der Schalksburg-

herrschaft (1403), von Meßstetten, Hossingen und Tieringen (1418), der beherrschenden Burgen Hohenkarpfen (1444) und Albeck bei Sulz (1468) weit nach Süden vorgeschoben, während sich Österreich durch den Erwerb von Hohenberg (1381) weit nach Westen und Norden schob. Herzog Ulrich konnte noch den Hohentwiel erwerben, und schon im 15. Jahrhundert wurde der Honberg bei Tuttlingen als Festung ausgebaut. Unser Raum lag damit im Brennpunkt der Kampfzone zwischen Württemberg und Österreich.

Herzog Ulrich hielt sich nach seiner Flucht hauptsächlich auf der Feste Hohentwiel auf. Entschlossen sein Land wieder zu erobern, spannte er vom Twiel aus seine Pläne. Der gemeine Mann hatte nämlich unter der österreichischen Herrschaft nur geringen Anteil an den gebotenen Freiheiten. Die im Landtag nicht vertretene Opposition, zu der auch Caspar Nagel aus Engstlatt gehörte, bisher allein genährt aus politischer und wirtschaftlicher Unzufriedenheit, verstärkte sich durch die Anhänger der reformatorischen Bewegung.

Durch Luthers Bibelübersetzung wurde das Evangelium allgemein bekannt und wurde zum Prüfstein genommen nicht nur für das geistliche, sondern auch für das wirtschaftliche Leben. Daraus entstand der Anspruch der Bauernbefreiungsbewegung auf das „göttliche Recht“ und insbesondere die Forderung auf Aufhebung der Leibeigenschaft. Besonders die Landpfarrer, die in denselben kümmerlichen Verhältnissen lebten wie die Bauern, ergriffen als Erste das neue Ideal der religiösen und sozialen Reform. Die Reformation gab dazu den Funken, der den schon lange vorhandenen Sprengstoff zur Entzündung brachte.

Der Statthalter legte in die Städte fremde Besatzungen. Auch Balingen erhielt als Grenzstadt eine solche und einen neuen Obervogt, Hug Werner von Ehingen. Das unleidliche Joch dieser fremden Regierung vermehrte die Klagen. Über die neue Glaubensbewegung, die der Statthalter mit allen Mitteln zu bekämpfen suchte, wurden Büchlein verbreitet, die die Bauern zur Freiheit aufriefen. Bei der ersten sich bietenden Gelegenheit suchte Herzog Ulrich mit Hilfe der unruhigen Bauern sein Land zurückzuerobern. Unserem Raum, dem Hohentwiel am nächsten gelegen, standen nun schwere Kämpfe bevor.

Der vergebliche Versuch Herzog Ulrichs

Schon Anfang Dezember 1522 wurde die Landschaft in schweren Schrecken versetzt, als sich das Gerücht verbreitete, der Herzog bereite in der Schweiz einen Einfall mit Hilfe der Bauern vor. Die ersten Unruhen brachen im Sommer 1524 im südlichen Schwarzwald aus und verbreiteten sich von da über den Hegau nach Oberschwaben, wo die Bauern die 12 Artikel von der christlichen Freiheit aufstellten: Befreiung von der Leibeigenschaft und von den Frondiensten, Abschaffung des Blutzehnten und des Todfalls, Jagd-, Fischerei- und Holzfreiheit, freie Wahl der Pfarrer, deutsche Predigt und gerechtes und gleiches Gericht. Der Fruchtzehnten wurde als in der Bibel begründet zugestanden. In großen Haufen scharten sich die Bauern zusammen; mit Trommeln, Pfeifen und Fahnen zogen sie durchs Land.

Dieser Aufruhr kam Herzog Ulrich, der sich auf dem Hohentwiel aufhielt, nicht ungelegen. Er vermeinte, in diesem Trubel sein Land wieder erobern zu können, deshalb pflegte er Unterhandlungen mit den Bauern. Wolf von Hornberg meldete schon am 23. Oktober 1524 dem Obervogt von Ealingen, Ulrich lasse sein Geschütz von Mömpelgard nach dem Hohentwiel führen, und am 8. Februar schrieb der Schultheiß von Ebingen: „Ulrich hat ein gut Geschütz überkommen, wenn er ins Land kommt,

wird ein Mann 30 000 zusammenkommen, man wird auch lügen, wo man den Haufen größer mache". Die Briefe an die Bauern unterschrieb Ulrich mit „Utz Bur“, und sie versprachen ihm, ihn „wie einen Bruder zu behandeln“. So verschaffte er sich in ihren Kreisen viele Anhänger. Dazu brachte er 12 000 Schweizer auf, denen er versprach, wenn er Stuttgart erobere, wolle er einem jeden drei Monate Sold geben.

Im Februar 1525 machte sich Ulrich mit seinem Heer, 3 Karthonen, 3 Schlangen, 4 Halbschlangen (alles Geschütze) auf und zog, Stuttgart zueilend, nach Spaichingen gegen Balingen. Am 26. Februar erließ er von Spaichingen aus ein Schreiben an Balingen, in dem er schrieb, er sei gerüstet, und wolle mit göttlicher Hilfe sein Erbfürstentum wieder einantworten, sie möchten sich mit aller Güte, unverderbt und unbeschädigt, übergeben. Sollte sich die Stadt weigern, so sei sie selbst an dem Verderben schuld, das eine gewaltsame Eroberung über sie bringe. Die Balingen erklärten, sie seien bereit, sich zu ergeben, aber nur unter der Bedingung, daß man ihre Bürger mit „Leib, Gut und Proviant gegen niemand brauche“. Ulrich schlug diese Bedingung ab. Seine Schweizer Söldner ließ er aber schwören, keinem Balingen etwas zuleid zu tun. Mit einer Belagerung wollte sich Ulrich nicht lange aufhalten, denn Georg Truchseß von Waldsee, der „Bauerjörg“, des Erzherzogs Feldhauptmann, nahte in Eilmärschen.

Am 28. Februar zog Ulrich auf Balingen los und lagerte sich mit seinem Heer bei Dotternhausen und den umliegenden Dörfern. Am 1. März übergab sich Balingen nach kurzer Beschießung.

Der Truchseß zog von Engen über Tuttlingen, Bärental, Unter- und Oberdigisheim und Tieringen zur Lochen, wo er sich am 28. Februar lagerte. Von der Lochen aus konnte er in das Lager des Herzogs sehen. Als er am Abend auf der Lochen mit einigen Leuten auf dem Bauch lag, sahen sie zu ihrem Fuß 300 Schweizer und Schwarzwälder Bauern, die zu Ulrich stoßen wollten, mit ihrem Fähnlein bei Weilstetten lagern. Der Truchseß sagte: „Möchten wir die morgen früh betreten, so wäre es eine rechte Morgensuppe für uns“. Am andern Morgen eilte er mit seinem Vortrab die Lochensteige hinunter. Hinter einem Hügel knieten sie nieder, beteten, und er brachte sie in Ordnung, dann ging es auf den sechsmal stärkeren Feind los. Als dieser die Reiter gewahr wurde, wollte er dem Hauptlager zueilien, aber der Weg wurde ihm verrannt. 133 Bauern mußten auf dem Platz bleiben, während des Truchseß Verluste nur wenige Verwundete und 15 Pferde betrogen. Den Herzog selber wagte er nicht anzugreifen, da er ihn zu stark glaubte. So zog er sich über die Höhe nach Ebingen zurück.

Der Statthalter von Württemberg, Wilhelm Truchseß, wollte zwar Balingen Hilfe bringen, indem er Rudolf von Ehingen befahl, mit 300 Reitern die Besatzung von Balingen zu verstärken. Doch das zusätzliche Fußvolk Rudolfs weigerte sich bei Osterdingen weiterzumarschieren und mit den Reitern allein wagte er es nicht, weiterzuziehen.

In der wiedergewonnenen Stadt ließ Herzog Ulrich seine drei mauerbrechenden Geschütze zurück. Am 3. März ließ er noch Rosenfeld mit Gewalt besetzen. Aber jetzt erfuhr er die Untreue seiner Söldner. Trotz aller Vorstellungen und Versprechungen, ja trotz Tränen ließen ihn 5 000 Schweizer wegen Ausbleibens des Soldes im Stich, weshalb er sie „meineidige und feldflüchtige Schelmen und Kaiben“ nannte. Als Ersatz für sie brachte er unter der Wehrmannschaft des Amtes Balingen ein Fähnlein zusammen, dem er Jakob Dachtler von Balingen als Hauptmann gab.

Der Herzog brach am 4. März von Ba-

lingen auf und zog, bei Biringen den Neckar überschreitend, gegen Herrenberg. Im Lager vor Stuttgart verließen ihn seine letzten Schweizer Söldner, die auf Veranlassung Österreichs von der Luzerner Regierung abberufen wurden. Der Herzog mußte sein Heil in der Flucht suchen. Rudolf von Ehingen mußte nun aufpassen, daß der Herzog seine Geschütze nicht mehr von Balingen wegbrachte. Die Schweizer mußten Balingen ferngehalten werden. Er brachte es dann auch soweit, daß sie sich durch das obere Neckartal zurückzogen. In Rottweil verkauften sie ihr Feldgeschütz. Ulrich mußte in Rottenmünster durch ein Fenster fliehen. Wolf Gremlichen von Jungingen und Rudolf von Ehingen zogen mit ihren Leuten gegen Balingen und eroberten es am 16. März samt der württembergischen Artillerie den Österreichern und dem Schwäbischen Bunde zurück. Wolf Gremlichen blieb mit seinen Leuten länger in Balingen liegen, fiel aber bald von Rudolf von Ehingen, dem Bundesführer, ab, weil er gern der oberste Führer über die Fußknechte gewesen wäre, und weil seine Leute nicht gegen die Bauern die ihre Freunde waren, ziehen wollten.

Der Bauernaufstand

Wenige Wochen später läuteten schon wieder die Sturmglocken, die aufrührerischen Bauern standen vor den Toren der Städte. Das Rosenfelder Amt wurde vom Aufstand bereits zu Ende des Jahres 1524 erfaßt. Am 5. Dezember 1524 schrieb der Vogt Wolf von Hornberg an den Balingen Obervogt Hug Werner von Ehingen: „Weiß wohl, welches Gemüts die Bauern sind, ist ihnen nicht zu trauen“. Und am 8. Dezember berichtete Hans Kraus, Vogt zu Rosenfeld: „Etlliche des Amts sind am 4. Dezember nach Rosenfeld gekommen, heimlich und wollen das Gericht solle auf Lucä keine Landsteuer mehr zahlen, sondern man soll dazu Verzug geben, sie möchten in die Länge spielen, bis auch andere ihrem Vernehmen beigetreten; das Gericht hat sich dessen geweigert, dennoch sind sie zwei Tage nachher nocheinmal gekommen. Es ist gar nicht geheuer“. Der Aufstand geschah allerdings erst im nächsten Jahr.

In der dritten Aprilwoche des Jahres 1525 ging ein großer Teil der Bauern des Balingen Amtes zu den aufrührerischen Bauern über, hauptsächlich die Leibeigenen schlossen sich an. Oberdigisheim und Tieringen wurden Zentren des Aufstandes. Der Pfarrer von Oberdigisheim zog von Ort zu Ort und wiegelte die Bauern auf, und wo sie nicht zu Hause waren, stieg er des Nachts zu ihren Weibern ein. In dem Frühmesser zu Dürrwangen hatte er einen treuen Bundesgenossen. Auf der Hart war der Meßstetter Kaplan Germanus Kopp der Führer der Aufständischen. In Dürrwangen, Laufen, Hossingen, Tieringen, Oberdigisheim und Meßstetten fanden sie Anklang. Zwei Bauern von Erzingen forderten Stadt und Amt Rosenfeld auf, ihrem Bunde beizutreten.

Von Frommern wurde im Balingen Wasserturm der lange Endres gefangen gehalten und dem Profosen (Henker) überantwortet, damit „man ihn abkomme, denn er ist in der Wurzel kein Nutz“. In einer großen Versammlung wurde ausgemacht, daß man in Amt und Stadt eine neue Ordnung durchführen müsse. Folgende Forderungen wurden aufgestellt: Freiheit der Jagd und des Fischfangs, Erlaubnis Büchsen und Armbrust zu tragen, Sicherstellung gegen Bestrafung durch den Forstmeister, ferner gegen Eintürmung, wenn man das Recht verbürgen möge, Befreiung von Steuer, Schatzung und Umgeld. Die Bauern von Ostdorf, Engstlatt, Heselwangen, Streichen, Zillhausen, Stockenhausen, Burgfelden, Frommern, Waldstetten, Weilheim, Endingen, Erlaheim, Pfeffingen und Onstmettingen schlossen sich an.

Überall tobte der Aufruhr. Der österreichische Obervogt von Balingen suchte seine Leute zu beruhigen, doch vergebens. Seine Getreuen sammelte er, doch auch diesen konnte er nicht trauen und forderte deshalb schleunigst Hilfe von Stuttgart. Die Stadtbürger konnte er beschwichtigen. Da Hug Werner die Stadt nicht übergab, richtete am 24. April 1525 der „Helle Haufe“ eine Aufforderung an die Stadt: „Ihr sollt das heilig Evangelium und Gerechtigkeit Gottes handhaben, und kommt diese die letzte Ermahnung von uns an euch, von Stund an zu kommen in unsere Bruderschaft, wo ihr nicht wollt, seid ihr unsere Feinde und wollen euch heimsuchen wie unsere Feinde“. Auch nach Rosenfeld erging eine ähnliche Aufforderung von den Leidringern, allein die Stadt, „obwohl sie nicht über 100 wehrhafte Mann hatte“, beschloß doch „redlich zu tun“.

Mit den Bauern aus dem Amt Rosenfeld vereinigt unternahm die aus dem Amt Balingen, jetzt zusammen 1 600 Mann stark, die Belagerung der Städte Rosenfeld und Balingen und haben „bei anderthalb Tagen hineingeschossen“. Sie gaben vor, dem Herzog das Land zurückerobern zu helfen und mit dem österreichischen Regiment nichts zu tun zu haben, das sie ja nicht schützen und ihnen viele Beschwerden auf-erlege.

Allein der Truchseß nahte in Eilmärschen vom Bodensee her über Tuttlingen und Spaichingen. Seine beiden Flanken waren von aufrührerischen Bauern des Hegaus und Schwarzwaldes bedroht und suchten ihm den Proviant abzuschneiden. Auf eine Schlacht ließen sie sich aber nicht ein, denn das bündische Heer war in guter Ordnung. Ähnlich erging es den Belagerern von Balingen und Rosenfeld. Als sie vernahmen, daß die Bündischen heranziehen und nicht mehr weit weg waren, wichen sie am 2. Mai von den Städtlein. Am Abend des 1. Mai war der Truchseß in Dotternhausen und am 2. Mai in Ostdorf eingerückt.

Rosenfeld, Balingen und Ebingen gehörten zu den wenigen Orten, die durch ihre Vögte der österreichischen Landesregierung gerettet wurden. Jetzt zog auch das Gewitter über die aufrührerischen Bauern zusammen. Der Truchseß marschierte weiter nach Rottenburg gegen das Hauptheer, das sich bei Herrenberg gesammelt hatte. Er konnte jedoch nicht verhindern, daß Herrenberg in die Hände der Bauern fiel. In dem Wiesengelände zwischen Böblingen und Sindelfingen kam es am 12. Mai zu einer blutigen Schlacht. Die Bauern wehrten sich tapfer, aber sie waren der Kriegstüchtigkeit des „Bauernjörgs“ und seines geübten Heeres nicht gewachsen. Tausende von Bauern bedeckten das Schlachtfeld, eine große Zahl wurde gefangen.

Die Schlacht von Böblingen machte auch allen Unruhen in unserer Gegend ein Ende. Rachedürstend zog nun der Truchseß durchs Land, zum Schrecken für die Bauern, die noch lange vor dem Namen des „Bauernjörgs“ zitterten. Die Güter derer, die entwichen waren, wurden eingezogen, sie des Landes verwiesen und ihnen ihre Weiber und Kinder nachgeschickt.

Auch die Bauern unserer Gegend, obwohl sich diese im allgemeinen als sehr gemäßigt gezeigt hatten, wurden schwer bestraft. Die schwerste Strafe traf die Unterdigisheimer, die alle Eigentümer von der Herrschaft Werenwag zu Lehen und die bisherigen Erblehen zu Fallehen nehmen mußten. Die Bauern von Zimmern u. d. B. wurden zur Sühne zu vermehrten Frondiensten für ihren Herrn Georg von Ehingen verpflichtet. Die Dotternhausener, Geislinger, Roßwanger und Owinger, die an der Plünderung des Klosters Kirchberg beteiligt waren, wurden von Hans von Weitingen auf 6000 Gulden Schadenersatz beim Hofgericht Rottweil verklagt. Der

Frühmesser von Dürrwangen wurde mit Gefängnis bestraft. Wegen Beteiligung am Aufruhr wurde auch der Ebinger Kaplan Johann Lusch in den Ebinger Turm gesteckt. Bei seiner Entlassung mußte er schwören, an der lutherischen Bewegung und an Bauernunruhen nicht mehr teilzunehmen. Neben ihm waren auch andere Kapläne verdächtig. Hans Schwayger, genannt Brendlin von Haigerloch, kam noch 1527 wegen lutherischer Worte in den Turm. Auch andere wurden mit Turm- und Geldstrafen belegt, so daß die Gefängnisse überfüllt waren. Der Vogt von Balingen klagte: „Meine Gefangenen sind zum Teil in einem Turm voll Wasser und haben kein Stroh, so daß sie krank sind und man besorgt, sie werden sterben“. Zwei Frommerner Bauern wagten sich nach dem unglücklichen Ausgang überhaupt nicht mehr in ihren Heimort zurück, ein dritter durfte sich zur

Strafe zeit seines Lebens nur innerhalb des Amtes Balingen aufhalten, und ein vierter wurde nach Tübingen gebracht und dort vermutlich hingerichtet. Hans Konrad von Tierberg verlangte die Bestrafung der Nonnen zu Margrethausen, weil sie sich mit den aufständischen Bauern durch eine Geldzahlung abgefunden haben.

Überall blieben die Fürsten und Herren Sieger, und der Aufstand der Bauern endete statt mit Freiheit mit noch stärkerem Druck. Noch lange zitterten im Volk die schlimmen Folgen des Bauernkrieges, die Erbitterung der Stände und die mannigfachen Schädigungen und Strafen, die der Aufstand im Gefolge hatte, unter hoch und nieder, in Stadt und Land nach. Herzog Ulrich konnte erst nach der Schlacht bei Lauffen am Neckar 1534 in sein Land zurückkehren.

Hailwig von Blumberg hatte keine Kinder hinterlassen. Von der zweiten Frau, einer geborenen von Ringingen, ist wohl eine Tochter „Betun“ (Elisabeth), aber wahrscheinlich kein Sohn. Auf deren Stiftungen soll hier nicht weiter eingegangen werden, da sie außerhalb unserer engsten Heimat liegen.

Der Hof zu Weilheim, sofern er nicht zu Weilheim bei Hechingen lag, dürfte seinen Namen von den um 1200 und 1300 genannten St. Gallischen Klosterleuten zu Frommern namens Seller und Sellarius haben. Noch 1381 gab es zu Frommern die „Sellerz Wisz“ und 1496 das „Söllergut“. Herr Walger von Bisingen, ein Ritter, erscheint 1309 als Schiedsrichter zwischen dem Kloster St. Gallen und dem Grafen Friedrich von Zollern betr. der Klosterhöfe zu Frommern und Truchtelfingen¹⁷⁾.

(Schluß folgt)

Die Herren von Bisingen und ihre Burgen

Von Fritz Scheerer (Fortsetzung)

Im benachbarten Dotternhausen hatte 1269 ein gewisser Heinrich villicus (=Maier) Verbindungen zu den Rittern von Bisingen⁷⁾. Dieser gehörte wahrscheinlich zum niederen Adel von Dotternhausen.

In demselben Jahr wird östlich des Roßwanger Waldes gegen die Markungsgrenze Dotternhausen ein Degenhartshof genannt, zu dem eine Mühle gehörte, die vermutlich auf der heute angrenzenden Erzinger Markung lag. Den Hof mit Mühle übergaben am 25. Oktober 1269 die Brüder Albert, Burkart und Ulrich von Hohenberg dem Kloster Kirchberg als Erblehen. Der edle Walger von Bisingen hatte die Güter von ihnen und ihren Voreltern als Lehen gehabt und um eine bestimmte Summe Geldes an das genannte Kloster verkauft. Als Zeuge fungierte der Steinhofener Leutpriester (Pfarrer) Wernher, genannt Zimmerli⁸⁾.

Ähnliche Verhältnisse sind 1269 bei einem Verkauf eines Hofes in Schömberg an das Kloster Kirchberg durch den edlen Walger von Bisingen⁹⁾. Derselbe Ritter Walger verkaufte am 15. Juni 1282 an den Rottweiler Bürger Heinrich Schapel, der dem Rottweiler Patriziat angehörte, mit Zustimmung seiner Herren, der Zollerngrafen Friedrich dem älteren, Friedrich dem jüngeren, genannt „Ritter“, und Friedrich dem jüngeren, genannt „Merkenberg“ (Schalksburggraf), seine Mühle zu Schömberg um 42 Pfund Rottweiler Währung¹⁰⁾. 1271 beurkundete Graf Friedrich von Zollern gegenüber dem Grafen Albrecht von Hohenberg, seinem Verwandten, daß ein in Endingen gelegener Hof Eigentum des Walger von Bisingen sei¹¹⁾. 1283 ist „Walger miles de Bisingen“ Zeuge bei einem Kaufvertrag für die Zollerngrafen (Friedrich der ältere, der „Erlauchte“, Stifter des Klosters Stetten bei Hechingen, und sein Sohn Friedrich der jüngere), welche Güter

in Heselwangen an Wernher von Dotternhausen verkauften¹²⁾. Neben Ritter Walger sind Conrad von Tierberg und sein Bruder Burkart, Ritter Tragebot von Nünecke (Neuneck) (1268 als Schultheiß in Balingen genannt) und Walter der Schenk von Niunzell (Neuenzell) Zeugen.

Im abgegangenen Anhausen

Die Mühle zu „Ahusen“ (Anhausen), heute Böllatmühle im „Kühlen Grund“ auf Ostdorfer Markung, die 1095 erstmals urkundlich erwähnt wird, übergab 1263 Dienstmann Walger von Bisingen mit Zustimmung des Grafen Friedrich von Zollern dem Kloster Kirchberg. Unter den Zeugen sind Herbrecht de Bisingen und Hainrich de Bisingen, die wahrscheinlich auch in das Geschlecht der Walger gehörten¹³⁾. Anscheinend muß aber dieser Verkauf angefochten worden sein, denn 1278 verkaufte Ritter Walger von Bisingen, „miles“, seine Mühle bei Anhausen erneut an das Kloster Kirchberg, aber diesmal mit Einwilligung Baldebrechts von Zainingen, der wohl der Brudersohn des Verkäufers war. Die Verkaufsurkunde wurde in Bisingen im Hause Walgers ausgestellt („in meo domicilio“¹⁴⁾).

Zwei Burgstellen zu Bisingen

Diese Urkunde soll auf dem Edelsitz von Walger östlich der Kirche ausgestellt worden sein¹⁵⁾, der unmittelbar südlich des neuen Pfarrhauses im Gwann „Bühl“ gelegen sei, wo ein Erdwall von 25 m Länge und 1,5 m Höhe von Süd nach Nord zieht und man schon auf Mauerreste gestoßen ist. Das Gelände heißt heute noch im Volksmund „Das Schlößle“. 1435 wird dieser Wohnsitz „Bürglin am Hofbrunnen“ genannt.

Im Südostzipfel der Markung Engstlatt, wo sich heute noch die Flurnamen „Burgstall“ und „Schlößleswald“ finden, lag die 1303 erwähnte Burg Rohr. Am 1. März 1303 stiftete Ritter Walger von Bisingen (1263–1337) mit Einwilligung seines Herrn, des Grafen von Zollern, auf seiner Burg „Roere“ als Jahrtag für seine verstorbene Gemahlin Hailwig von Blumberg dem Kloster Kirchberg 1 Pfund 4 Schilling jährlichen Zins aus zwei Höfen zu Roßwangen. Zeugen waren die Ritter Kunrad von Blumberg und Wernher Schenk von Nüwenzell, ferner die Ordensbrüder Jakob und Wilhelm vom Predigerhaus Rottweil und Wernher und Hug von Bubenhofen¹⁶⁾.

Der Huflattich

Tussilago farfara



Schon im zeitigen Vorfrühling, in manchen günstigen Jahren schon Ende Februar, entdeckt man an feuchten Plätzen die Blütenstiele des Huflattichs mit seinen zunächst grünen Köpfchen, die dann mit dem Aufblühen oft ganze gelbe Polster bilden und das farbenhungrige Auge erfreuen. Die etwa 10 bis 30 cm hohen Stiele sind weißfilzig und mit wechselständigen Schuppen versehen. Jeder Stiel trägt nur eine goldgelbe Blüte. Die Früchte entwickeln sich sehr rasch nach der Bestäubung und bilden am Oberrand eine Haarkrone wie beim Löwenzahn, aber ohne Stiel, damit der Wind sie verbreiten kann. Erst dann treiben die großen, unten ebenfalls behaarten und gestielten Blätter aus dem Boden heraus. Die filzigen Haare schützen die Spaltöffnungen vor dem Austrocknen. Der Huflattich liebt tonigen, kalkreichen und lockeren Boden, in dem er seine wurzelbildenden Ausläufer mit den Blüentrieben gut vorschleichen kann. Man findet ihn daher oft an Wegrändern, Fluß- und Seeufern, in Kiesgruben und auf dem Schutt von Steinbrüchen. Aber er treibt seine Wurzel auch tief in den Boden hinein, so daß eine Ausrottung im Kulturboden sehr erschwert ist. Seine Blütenköpfe und die jüngeren Blätter enthalten Wirkstoffe gegen Erkältungen der Atemwege und auch gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 22

29. März 1975

Nr. 3

Im Krug zum grünen Kranze

Vom Ursprung unsrer Wirtshaus schilder — Von Kurt Wedler

Mit der Reiselust der Menschen und dem Wirtschaftswachstum hat auch das Gaststättengewerbe einen bedeutenden Aufschwung genommen. Man zählt heute in der Bundesrepublik bald 200 000 Gaststätten, von den Hotels und Gasthöfen über Pensionen, Gastwirtschaften, Cafés, Kantinen bis zu den Campingplätzen mit Bewirtschaftung.

Die Versorgung von Gesandten, Reisenden, fahrendem Volk usw. spielte schon in der Antike eine Rolle. So wird uns aus Ägypten, dem Vorderen Orient, Griechenland und dem Römischen Reich von Unterkunfts- und Verpflegungsstellen in Städten und an Fernstraßen berichtet, die teilweise, z. B. in Rom, schon besondere Schilder trugen.

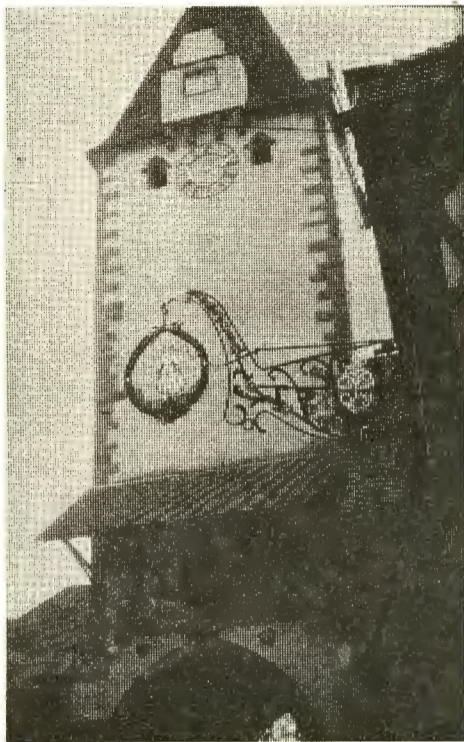
Im Mittelalter übernahmen auch Klöster und Hospize diese Aufgabe, meist unentgeltlich aus christlicher Nächstenliebe. Pilgerfahrten und Kreuzzüge haben die Entwicklung dieses Gewerbes weiter gefördert. Damals trugen aber auch manche Wohnhäuser ihre besonderen Namen, so wie sie uns Gottfried Keller in „Kleider machen Leute“ aus seinem Seldwyla nennt, oder wie sie heute noch, vor allem in schweizerischen Städten, wie in St. Gallen, Stein a. Rh. oder Schaffhausen zu sehen sind. Man findet dort christliche Motive oder Symbole und auch sagenhafte Gestalten als Namen der Häuser. Sie lauten: Eintracht, Redlichkeit, Taube, Paradiesvogel, Einhorn, Granatbaum, Wasserfrau, Ritter usw.

Die Verbindung von Architektur mit Religion oder Mythologie und das Leben und

Wohnen in beschützender christlicher und, vom 16. Jahrhundert ab, auch mit mythologischer Tradition war damals Bedürfnis auch im profanen Bauen. So wie die Kirchen und Kapellen und Brücken ihre Schutzheiligen hatten, so sollten auch die Häuser unter einem Schutzgeist stehen.

Was lag näher, auch die Gast- und Wirtshäuser einem solchen Schutzgeist zu unterstellen! Und damit sie für jeden von weither kenntlich waren, brachte man die oft kunstvoll geschmiedeten und bemalten Schilder an. Die Zunftherbergen waren mit dem Zunfthein gezeichnet, die übrigen Gaststätten mit christlichen und anderen Symbolen und Motiven. Engel, Löwe, Ochse und Adler sind die Symbole der vier Evangelisten Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, die man sehr oft auch am Kanzelkorb oder in alten und neuen Wandmalereien der Kirchen sehen kann. Auch die „Dreikönige“ übernehmen den Schutz des Gasthauses, oder es treten der „Mohr“, die „Krone“ und der „Stern“ in ihrem Bannkreis auf. Der „Pfau“ ist das Symbol der Paradieshoffnung, ebenso der „Anker“. Das „Lamm“ ist Christus selbst, der Segen spendet, der „Hirsch“ die dürstende Sehnsucht nach der Heiligung, das „Schiff“ die Rettung aus der Not, das „Kreuz“ das Symbol der christlichen Grundhaltung.

Diese Schilder müssen aber nicht immer christlichen Traditionen entstammen. Sie können auch Wappenbilder der Grundherren sein, so der Bär, der Löwe, der Adler (österr. Doppeladler), das Kreuz, die Krone, der Hirsch, der Elefant u. a., wobei aber

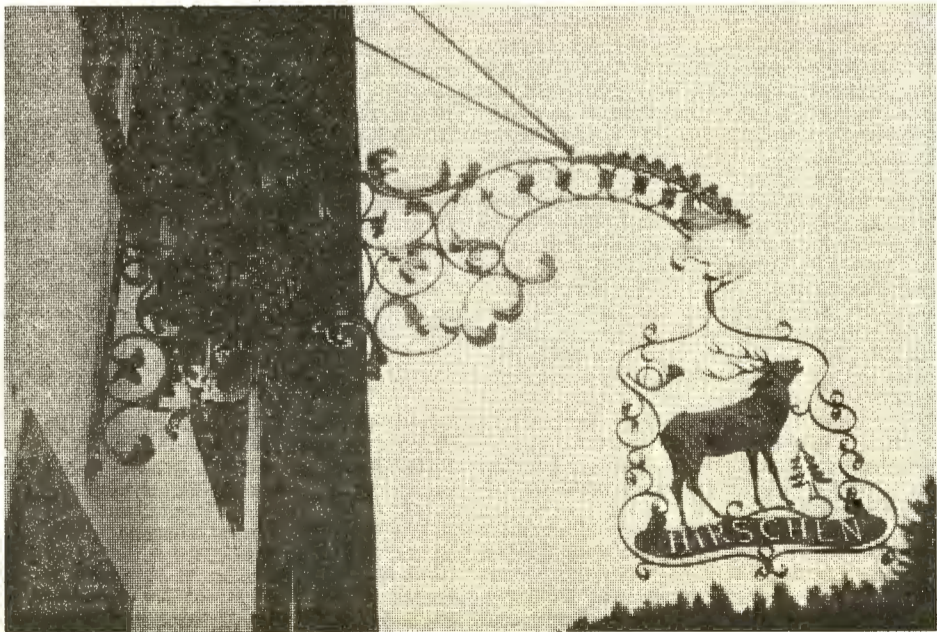


Gasthaus „Engel“ in Gengenbach

zu berücksichtigen ist, daß diese Wappentiere auch wieder meist christliche Inhalte symbolisieren sollen. Die Wappen sind im 12. Jahrhundert zur Zeit des Rittertums entstanden, um den Ritter, der unter seinem geschlossenen Helm nicht zu erkennen war, auf seinem Schild wenigstens kenntlich zu machen. Außerdem bezeichnen die Wirtshaus schilder amtliche Stationen mit Herbergen, wie die „Post“, das „Rößle“ (Umspannstation), das „Schiff“ (Anlegestelle) usw. Auch mythologische Bezeichnungen, die in die vorchristliche Zeit zurückgreifen, finden wir, wie etwa Einhorn, Wasserfrau, Halbmond, Sonne u. a. Oder es sind einfach Zeichen, die sich aus dem Gewerbe ergeben, wie Traube und Weinstock, oder aus der Lage an einem „Grünen Baum“ oder einer „Linde“, oder sind es die schönen „Rosen“, die das Haus zieren, auch die Art der Gäste, auf die der „Pflug“ hinweist.

Der „Grüne Kranz“ als Zeichen, so wie der Besen oder der Strauß, sind schon seit dem 14. Jahrhundert bezeugt für den saisonbedingten Ausschank bei Winzern und andern Privatleuten. Ratsstuben und Ratskeller, beim Rathaus gelegen, waren nicht nur für die Ratsherren gedacht. Hier wurde früher viel Gemeindepolitik vor- und nachbereitet, und in vorgerückter Stunde manches ausgeplauert, was nicht für jedes Ohr bestimmt war.

In unserer Gegenwart, die sich durch stark rationales Denken und große Gefühlskälte auszeichnet, sind viele seelische Momente der Betreuung der Gäste verlo-



Gasthaus zum „Hirschen“ in Oberwolfach

rengegangen. Auch mußten manche guten Hotels und Gaststätten schließen, weil die Geselligkeit durch den Bildschirm verdrängt wurde. Die schönen Wirtshauschilder gehen beinahe unter in der Werbung und Lichtreklame der Straßen.

Ein gepflegtes Wirtshauschild, das gerade bei uns in Deutschland seine schönste und künstlerischste Ausgestaltung erfahren hat, ist zugleich Aushängeschild für ein gut geführtes Gasthaus, in dem vielleicht auch noch der umsichtige Geist des Wirtes in echtem patriarchalischem Sinn sein Wesen treibt, der Wirt, der für jeden Gast noch einen herzlichen Gruß und vielleicht auch ein humorvolles Wort zu sagen hat.



Hotel „Adler“ in Steinach (Kinzigtal)

Fotos: Wedler

Die Herren v. Bisingen und ihre Burgen

Von Fritz Scheerer
(Schluß)

Die Burgstelle an der Markungsgrenze Engstlatt-Bisingen wird heute „Raur“ genannt. Nach einer Sage sollen die Frauen der Burg nach Engstlatt in die Kirche gekommen sein. Um 1311 sind im Reichskrieg gegen den Grafen Eberhard den Erlauchten von Württemberg die Burgen Jungingen, Haideck (bei Trochtelfingen) und Greifenstein (bei Honau) durch die Reutlinger zerstört worden. Dabei soll auch um „Ror“ hart gekämpft worden sein. Ein lateinisches Gedicht berichtet (auf deutsch): „Die tapferen Reutlinger führten ihre Scharen nach Ror. Dort kamen viele um“¹⁸⁾. 30 Jahre später erscheint die Burg als Burgstall, d. h. als unbewohnte Ruine.

Zur Burg gehörte auch das Gut „Ror“. 1342 verkaufte Cun, der Truchseß von Urach, zu Ringingen gesessen, den Burgstall Rohr und das Dorf Bisingen mit allem Zubehör und Rechten, sei es in Steinhofen, Grosseffingen oder anderswo (ausgenommen Heselwangen) um 500 Pfund guter Heller an die Edlen Hochgeborenen gräflichen Brüder Friedrich, Friedrich und Ostertag von Zollern, das alles Ritter Wal-

ger selig von Bisingen, seiner Schwester Mann, besaß und er für Betun, seiner Schwester Tochter, vom Grafen Friedrich von Zollern-Schalksburg zu Lehen trug, der nun darauf verzichtete¹⁹⁾. Heselwangen war wahrscheinlich deshalb ausgenommen, weil es im Hochgerichtsbezirk der Schalksburgherrschaft lag. Das Gut wurde 1416 von Friedrich von Zollern um 120 Pfund Heller an den Balingen Vogt Heinrich Sätzli verkauft, war aber 1442 wieder im Besitz der Zollern, die es dann um 122 Pfund Heller an das Kloster Alpirsbach verkauften. Doch auch dieser Verkauf muß wieder rückgängig gemacht worden sein, denn 1554 ist Rohr wieder in zollerischem Besitz. Teile des Baufeldes von Rohr müssen schon im 15. Jahrhundert der Engstlatter Markung, die heute weit nach Südosten ausgreift, einverleibt worden sein. Wann das Gut abgegangen ist, ist nicht überliefert. Auch ist nicht bekannt, ob die Inhaber der Burg mit Engstlatt in einem besonderen Verhältnis standen. Nur von 1385 ist berichtet, daß die Brüder Böldli und Walger von Bisingen, des Kirchherrn sel. Söhne von Roßwangen, Leibeigene zu Engstlatt an das Kloster Bebenhausen verkauften.

Die Kerus-Linie

H. Faßbender unterscheidet bei den Herren von Bisingen neben den Walgern eine Kerus-Linie, die ab 1284 auftritt, sich aber ab 1337 auch „von Bisingen“ nannte. Er vermutet, der Name „Kerus“ sei aus „Walkerus“ entstanden.

1284 vollzog Graf Albrecht als Erbe von Waldeck eine Stiftung von dessen Witwe an das Kloster Kirchberg. Unter den Zeugen ist ein Baldebert dictus Kerus genannt²⁰⁾. 1318 wird ein Zins zu Balingen erwähnt, den Hartmann der Vogt von Baldein Kerus Hof zu geben hatte²¹⁾, und 1326 urkundete Böldeli Kerus, er habe das Lehen, das Albrecht von Stetten (bei Haigerloch) von ihm innehatte und das der Huser von Owingen bebaut, dem Kloster Kirchberg als freies Lehen übergeben. Das Kloster habe ihm 2 Pfund Heller bezahlt²²⁾.

Konrad Megunsa von Balingen verkaufte 1337 mit Zustimmung seiner Brüder, Frau und Kindern sein Gut zu „Oustorphe“ (Ostdorf), des Bollen Gut genannt, das der Freund Mayer baut, an das Kloster Stetten um 15 1/2 Pfund Heller. Es gilt jährlich 1 Pf. 4 B, 1/2 Viertel Eier, zwei Herbst- und ein Fastnachtshuhn. Bürger sind der Kirchherr Walger von Roßwangen, Böldlin Kerus Sohn von Bisingen, und Heinrich von Schaltzburg (Schalksburg)²³⁾. Hier heißt Kerus erstmals „von Bisingen“.

1338 verkaufte „Walther“ (Walger?) von Bisingen, „Bicker“, den Frauen von Stetten 10 B Heller ewiger Gilt aus dem Gut, das der „Mayerlin genannt von Uffhofen von Aunsmettingen“ (Onstmettingen, aus zwei Siedlungen zusammengewachsen: Oberhofen und Nieder- bzw. Unterhofen) inne hat um 5 Pf. Hlr. Zeugen sind Berthold Keruß, Burkart der Kleckeler, Pfaff Konrad Göldelin als Schulmeister zu Balingen²⁴⁾. Im folgenden Jahr verzichteten die drei Brüder Berthold, Walger und Böldeli Kerus nach Erhalt von 9 Pf. 3 B Hlr. auf die Lehenschaft der Güter zu Owingen²⁵⁾. Mit Gunst seines Bruders Walther (Walger?), des Kirchherrn von Roßwangen und Böldelins verkaufte 1340 Benz (Berthold) Kerus dem Kloster Stetten 4 B Hlr. ewiger Gilt jährlich auf Michaelis aus einer Wiese auf dem langen Holz in „Elinsmittenhamer Bau“ zu Thanheim²⁶⁾. Preis 2 Pf. Hlr. Bürge war ihr Oheim Hainrich von Schalksburg def. alte.

Ihren Leibeigenen Heinz den Kilchmaier zu Thanheim verkauften Benz und Böldeli 1343 den Lichtmeistern und Pflegern Unserer Lb. Frau und St. Nikolaus zu Balingen um 30 B Hlr.²⁷⁾. Die Brüder Berthold und Walger Kerus verkauften 1352 die Leib-

eigene Mähtilt zu Engstlatt an den Grafen Friedrich den älteren von Zollern²⁸⁾. Dieser Graf Friedrich von Zollern und sein Sohn Graf Friedrich, genannt Mülli, geloben am 29. Januar 1377 der Stadt Rottweil bis zum 25. Dezember Frieden. Dabei wird erstmals Balingen als Festung bezeichnet. Ihre Diener Walger Kerus von Bisingen und Heinrich von Werenwag sind in diese Abmachung eingeschlossen²⁹⁾. Walger Kerus war 1365 Zeuge für den Edelknecht Burkart von Schalksburg, als dieser 3 Scheffel Korngilt, Balingen Meß, halb Vesen, halb Haber, 30 Heller und 30 Eier aus der Gennen Gut zu Laufen verkaufte, das Hug Hagen jetzt innehat und daraus abwechslungsweise 1 Herbst- und 1 Fastnachtshuhn gibt, um 8 Pf. Hlr.³⁰⁾. Wohl derselbe Walther (Walger), Kirchherr zu Roßwangen, war neben dem Nieß von Balingen am 11. September 1360 Zeuge bei einem Verkauf Heinrichs von Tierberg der alt, genannt von Haiterbach, an das Seelgut zu Stetten seines Teils am Markt zu Balingen, nämlich 1/4 des Zinses. Preis 46 Pf. Hlr.³¹⁾. Unter den Zeugen siegelte 1378 „der Kirchherr von Roßwangen, unser Rath“, als Graf Friedrich der ältere von Zollern-Schalksburg und sein Sohn Graf Mülli den Bürgern von Balingen Erbfreiheit gewährten³²⁾. Wohl Söhne des Kirchherrn waren die Brüder Böldelin und Walger von Bisingen, die 1385 eine Leibeigene zu Engstlatt an das Kloster Bebenhausen verkauften³³⁾. Dies ist die letzte Nachricht über die Herren von Bisingen. In den Stettener Urkunden von 1390 (Nr. 329) wird berichtet, daß Wernher Schenk von Stauffenberg (wohl ein Verwandter des Bisinger Herrengeschlechts) einige Güter dem Kloster Stetten veräußerte. Dafür mußten die Klosterfrauen einen Jahrtag für die verstorbenen Brüder Walger und Böldlin begehen. Die Requiemsmesse mit Vigil (nächtliche Vorfeier) für die Brüder wird 1650 im Seelbuch des Klosters wieder erwähnt.

Das Wappen der Herren von Bisingen

Als 1337 Ritter Walger von Bisingen seinen Anteil an einem Hof zu Grosseffingen an den Edelknecht Sigfrid Sachs um 38 Pfund Pfennige verkaufte, zeigt sein Wappensiegel die Mitra, eine Bischofsmütze. Dabei nennt er den Grafen Friedrich von Zollern-Schalksburg seinen Herrn, den Ritter Heinrich von Tierberg seinen guten Freund³⁴⁾. Das Siegel von Berthold und Böldeli Kerus zeigt 1339 in einer kreisförmigen Perlstabumrandung einen Kübelhelm mit zwei gegenübergestellten Widerhörnern als Helmzier, während das Siegel des Roßwanger Pfarrektors Walger einen Kelch und darunter einen kleinen Wappenschild mit den zwei Widerhörnern aufweist. Walger gehörte nach der Umschrift des Siegels [S (igillum) WALGERI RECTORIS ECC (lesie) IN ROSSWA(ng)] dem geistlichen Stand an. J. A. Kraus beschreibt in der „Zollerischen Heimat“ 4/1971 auf Grund einer Mitteilung des aus Hechingen stammenden Stuttgarter Hauptstaatsarchivdirektors Dr. Eberhard Göner diese Siegel. Die Kerus-Linie führte also schon vor 1342 die Widerhörner, während die Walger-Linie die Bischofsmütze im Wappen führte, die aber wohl nach dem Aussterben der Walger-Linie von der Kerus-Linie übernommen wurde, denn 1385 siegelte Böldeli mit der Bischofsmütze.

Anmerkungen: ⁸⁾ WUB 7, 52. ⁹⁾ WUB 7, 4. ¹⁰⁾ MZ I S. 91. ¹¹⁾ MZ I S. 89. ¹²⁾ MZ I S. 94. ¹³⁾ WUB 6 S. 92 und MZ I S. 81. ¹⁴⁾ MZ VIII S. 23. ¹⁵⁾ Heimatbuch Bisingen-Steinhofen S. 46. ¹⁶⁾ Kirchberger Kopialbuch. ¹⁷⁾ MZ I S. 123. ¹⁸⁾ Württ. Vierteljahressh. 1883, S. 3. ¹⁹⁾ MZ I S. 155. ²⁰⁾ WUB 8 S. 462. ²¹⁾ Kreisbeschreibung Balingen II S. 31. ²²⁾ Staatsarchiv (STA) Sttg. B 462 Nr. 549. ²³⁾ Urbar Stetten (UB) S. 124. Urkunden des Dominikanerklosters Stetten i. Gandental 1261 bis

1802 von J. A. Kraus in Hohenz. Jahreshefte 1955/56. ²⁵⁾ STA Stgt. B 462 Nr. 551. ²⁶⁾ UB Stetten Nr. 120. ²⁷⁾ WR Nr. 6730. ²⁸⁾ MZ I S. 186. ²⁹⁾ MZ I S. 232. ³⁰⁾ UB Stetten S. 31. ³¹⁾ UB Stetten Nr. 225. ³²⁾ MZ VIII S. 43. ³³⁾ STA Stgt. B 476 Nr. 240. ³⁴⁾ MZ I S. 189. Die Nordwestspitze des „Schlöblewaldes“, dem Hundsrücken vorgelagert, war der

Standort der mittelalterlichen Burg R o r. Sie war durch einen tiefen, breiten Graben vom ansteigenden Hang abgeriegelt. Gefunden wurden neben Mauerresten, Bruchstücke von Dachziegeln und Tongefäßen, geschmiedete Nägel, Stücke von Balken und Pfosten, die Zerstörung durch Brand vermuten lassen.

Frommern vollzogen hatte, hat ebenfalls eine lange Geschichte hinter sich. Vor nahezu 900 Jahren trat der Name des Ortes erstmals auf. Stockenhausen verdankt nämlich seine erstmalige Erwähnung der Vergabe hiesigen Besitzes („in Stokinhusa“, „villula Stokenhusen“) durch drei Angehörige der Familie Winzeln an das Kloster St. Georgen in den Jahren 1094 und 1095. In diesen Urkunden vermachten Landolt von Winzeln sowie dessen Sohn Hugo und dessen Schwiegersohn Hartmann von Talhausen ihren ganzen Besitz in Stockenhausen — wobei es sich vermutlich um das ganze Dorf handelte — und Dürrwangen an St. Georgen. Nach der Oberamtsbeschreibung ist der Ortsname abzuleiten von stoch (truncus), wobei an die stehengebliebenen Wurzelstöcke gefällter Bäume gedacht wird. Ebenso führt die Kreisbeschreibung an, das Wort „Stocken“ bedeute soviel wie Reuten und weise auf Reutäcker, also Rodungen von Wäldern hin.

Dürrwangen in mittelalterlichen Urkunden

von Günther W. Meinhold

Nachdem am 1. Januar 1975 aus der Großen Kreisstadt Balingen und den Gemeinden Frommern und Weilstetten eine neue Stadt gebildet wurde, erscheint es angebracht, einmal der Geschichte der Frommerner Ortsteile nachzugehen.

Dürrwangen, das am 1. 4. 1937 der Gemeinde Frommern eingegliedert wurde, kann auf eine weit über 900jährige Geschichte zurückblicken. Dürrwangen finden wir am 1. März 1064 erstmals erwähnt in einer in Straßburg unterzeichneten Urkunde, in der König Heinrich IV. auf Bitten der Witwe Kunigunde dem Kloster Ottmarsheim im Elsaß die in mehreren Grafschaften und Gäuen von deren Gemahl Graf Rudolf von Habsburg und von ihr selbst geschenkten Güter bestätigt. Darunter befand sich auch ein nicht näher beschriebener Besitz in Dürrwangen. Erwähnt werden in dieser Urkunde u. a. Durniwach (Dürrwangen), Ebinger, Burchveld (Burgfelden), Tagolvingen (Tailfingen) und Ansmutingen (Onstmettingen), jeweils mit Zubehör. Aus späteren Verhältnissen ist zu schließen, daß darunter ein großer Hof mit Kirchensatz und Zehnten zu verstehen ist. — Diese Urkunde aus dem Württ. Urkundenbuch Bd. 5., S. 370 geht zurück auf eine ziemlich schlechte, einst im k. k. Statthalterarchiv in Innsbruck, später im k. k. Staatsarchiv Wien aufbewahrte Abschrift des 17. Jahrhunderts. — Trotzdem dürfte Dürrwangen genauso wie Frommern bereits im 6. oder 7. Jahrhundert entstanden sein.

In weiteren Urkunden finden wir die Namensformen Turninwang und Turniwang (1094) sowie Turnewanc (1119). Die zweite urkundliche Erwähnung vom Jahre 1094 hat zum Inhalt die Vergabe hiesigen Besitzes mit der Kirche durch die Herren von Winzeln an das Kloster St. Georgen, dem der halbe Ort 1179 gehört (erste Erwähnung der Pfarrei s. meinen Bericht über die Dürrwanger Kirche im ZAK v. 26. 10. 1974). Während sodann in der Bestätigung des St. Georger Besitzes durch Papst Innocenz II. (1130—1143) vom 14. April 1139 desselben gar nicht gedacht wird, beurkundet Bischof Hermann I. von Konstanz (1141—1165), daß das Kloster St. Georgen in einem Streit mit dem Priester zu Dürrwangen wegen des dortigen Zehntbezuges gesiegt habe (auch 1392 kam es erneut zu Streitigkeiten um den Dürrwanger Fruchtzehnten zwischen dem Kloster St. Georgen und seinem hiesigen Pfarrer!). Am 26. März 1179 unterzeichnet im Lateranpalast zu Rom Papst Alexander III. (1159—1181) eine Urkunde, durch die er das Kloster St. Georgen in seinen Schutz nimmt und dessen Besitzungen und Freiheiten bestätigt. Erwähnt werden darin u. a. Bukelsperc (Bickelsberg) und Turnewanc (Dürrwangen). In dieser Bestätigung durch Papst Alexander III. wird nun also sogar der Ort selbst mit der Kirche und der Hälfte des Zehnten als dem Kloster zustehend aufgeführt. Diese Urkunde aus Bd. 2 des WUB (S. 198) findet sich im Lan-

desarchiv in Karlsruhe. An einer gelb- und rotfarbenen seidenen Schnur hängt die Bleibulle des Papstes.

In der Folge gehörte Dürrwangen zur Hälfte zur zollerischen Herrschaft Schalksburg. — Nach der Urkunde von 1179, in der Dürrwangen erwähnt war, verging fast ein Jahrhundert bis zur nächsten erhaltenen Urkunde von 1275, in der als hiesiger Pfarr-Rektor ein Walther (wahrscheinlich ein Herr von Haubegg oder Laubenberg) genannt wird. — Eine weitere Urkunde stammt vom 29. August 1293. Darin beurkundet Luitgard, die Tochter des Grafen Ulrich v. Schelklingen und Gemahlin des Pfalzgrafen Rudolf v. Tübingen, daß ihr zum reichlichen Ersatz für das Recht an Oberkirch und Reusten, das sie als Morgengabe besaß, von ihrem Schwager Graf Eberhard v. Tübingen genannt Scheerer Güter in Gütstein angewiesen worden sind. Sie verzichtet mit Zustimmung ihres Vaters und ihres Gatten auf jenes Recht und überträgt es dem Kloster Bebenhausen. Nach dem Text sollten dieser Urkunde fünf Siegel anhängen, nämlich die des Bischofs Heinrich von Konstanz und des Grafen Ulrich v. Schelklingen, des Pfalzgrafen Rudolf, des Grafen Eberhard und des Grafen Gottfried v. Tübingen (letztenannte sind Vater, Gatte und Schwager der Ausstellerin sowie dessen Bruder, denn die Ausstellerin hatte kein eigenes Siegel).

Von dieser Urkunde gibt es drei Exemplare mit jedoch nur vier bzw. zwei Siegeln zum Teil an weißleinengeflochtem Schnüren. In dieser Urkunde (WUB 10 165), die genauso wie auch die zuvor erwähnten lateinisch geschrieben ist, wird ein Lehrer und Pfarr-Rektor Heinrich „in Durniwangen“ erwähnt. — In weiteren Urkunden aus den Jahren 1395 und 1397 wird ein Pfarr-Rektor Berthold genannt. Noch im 14. Jahrhundert findet sich die Bezeichnung „Durnwangen“. Wie bereits in meinem Bericht zu den Frommerner Urkunden ausgeführt, werden die Ortsnamen im Mittelalter immer wieder anders geschrieben! Von Dürrwangen gibt es insgesamt neun verschiedene Schreibweisen, u. a. auch „Turriwanc“, „Turiwang“ und „Durnwanch“.

Zur Erklärung des Namens Dürrwangen führt die Oberamtsbeschreibung von 1880 aus, Durniwangen werde passender mit dem Stamme thurn, alt- und neuhochdeutsch dorn (spina), als mit dem altsächsischen thurri, althochdeutschen durri, neuhochdeutschen dürr (aridus) und wang (campus) in Verbindung gebracht, da letzteres zur Beschaffenheit seiner Lage nicht stimme. Die Kreisbeschreibung von 1960 dagegen schreibt, der Ortsname sei ursprünglich der Name einer Flur, eines Wanges, also einer gewölbten Fläche, bei der ein Turm (Durn) stand. An diesen Turm, der wohl südlich der Eyach gestanden haben muß, erinnert seit dem 15. Jahrhundert der Flurname „Schnabeldurn“.

Stockenhausen, das am 1. Januar 1971 den freiwilligen Zusammenschluß mit

Von den Urkunden der folgenden Jahrhunderte scheint noch erwähnenswert die Urkunde vom 3. November 1403, in der Graf Friedrich von Zollern — genannt Mülli — und seine Gemahlin Verena (eine Schwester der letzten Grafen von Kyburg) die Festung Schalksburg sowie die Stadt Balingen, das Dorf „Fromar“ (Frommern) und als Sanktgallisches Lehen den dortigen Fronhof und die Obere Mühle — auch Schößlemühle genannt — an Graf Eberhard von Württemberg verkauften. Ferner verkauften sie eine Hälfte von Dürrwangen (die andere Hälfte gehörte den Bubenhofen), einen Hof und Einkünfte in Stockenhausen sowie die Dörfer Waldstetten, Weilheim, Onstmettingen, Erzingen, Endingen, Engslatt, Burgfelden, Oberdigisheim, Tailfingen, Truchteltingen, Pfeffingen, Zillhausen, Streichen, Heselwangen, Laufen und den Kirchensatz von Roßwangen an Württemberg. Über Stockenhausen heißt es z. B. im Verkaufsbrief: „zu Stockhusen 2 Pfd. Hllr. zu Steuer und ein Hof zu Stockhusen lyt an der Burg (Schalksburg), den wir bisher genossen haben mit Bauen, mit How und mit Vieh“.

NS. der Redaktion:

Der oben genannte Rudolf, der dem Kloster Ottmarsheim vor 1064 den Ort Burgfelden samt Kirchensatz und Zehnten stiftete, schenkte gleichzeitig den halben Flecken Dürrwangen an dasselbe Kloster. Die andere Dorfhälfte mit Kirche und halbem Zehnten wurde 1094 von den Herren von Winzeln dem Kloster St. Georgen vermacht. Dieses Kloster wurde 1085 von einem Verwandten Landolts, Hezelo, gegründet. Hezelo und Landolt stammen von dem Thurgaugrafen Landolt ab, zu dessen Nachkömmlingen auch Rudolf von Habsburg, der Stifter von Ottmarsheim zählte, wie Decker-Hauff überzeugend nachweisen konnte (Zeitschr. f. Württ. Landesgeschichte 1952). Burgfelden und Dürrwangen bildeten vor dem Jahr 1000 eine einheitliche Gütermasse. Erst um die Jahrtausendwende wurde eine Zweiteilung vorgenommen.

Die Gründung der Michaelspfarre Burgfelden dürfte in der zweiten Hälfte des siebten Jahrhunderts erfolgt sein, wie die Adelsgräber der Kirche beweisen, während die Gründung der Peterskirche in Dürrwangen erst in die Zeit 700 bis 750 zu stellen ist (Jänichen). Die Burgfelder Pfarrei ist also wesentlich älter. Sie war aber auch reicher und mächtiger als die Peterspfarre zu Dürrwangen. Den größeren Reichtum sieht man schon daraus, daß die Kirche von Dürrwangen, obwohl sie vor 793 einen kirchlichen Zehnt-Ursprengel mit Frommern, Weilheim und Waldstetten bildete, 1094 noch aus Holz erbaut, die Burgfelder Kirche dagegen damals schon ein Steinbau

war. Sie muß aber vor 793 vorhanden gewesen sein, denn sonst hätte sich das einflußreiche, mächtige Kloster St. Gallen, das 793 in Frommern bedeutenden Besitz erhielt, unmittelbar nach 800 an die Gründung einer Pfarrei in Dürrwangen gemacht und die Frommerner Galluskirche wäre zur Mutterkirche des Bezirks geworden. Doch die adelige St. Peterskirche zu Dürrwangen weist sich als die ältere, als die Mutterkirche der Kirchen zu Frommern und Weilheim (Dionysius) aus. Sch.

Von der Täbinger Pfarrkirche

Am 3. Februar 1834 wurde in Anwesenheit des Herrn Inspektors Nieffer von Balingen die Arbeit zum Bau der Kirche vergeben. Nach einer fünfseitigen Beschreibung zur Ausführung der Baumaßnahmen und genauen Vorschriften für sämtliche Bauhandwerker „wurde zu Akkord geschritten und wie folgt vergeben: 1. Maurer und Steinhauer samt Fuhrlohn Überschlag 3454,50 Gulden, erhalten um 3069,50 Gulden samt Fuhrlohn Jakob Halter Maurermeister in Rosenfeld. 2. Gipserarbeiten samt Fuhrlohn Überschlag 1126,55 Gulden, erhalten um 1046,53 Gulden Wolfgang Späth aus Dettingen samt Fuhrlohn. 3. Zimmerarbeit samt allen Materialien, ausgenommen die zwölf Eichen, Arbeit samt Holz u. Fuhrlohn Überschlag 2267,16 Gulden, erhalten um 1937,16 Gulden Jakob Rot u. Heinrich Rot, Rosenfeld. 4. Schreinerarbeit: samt Holz u. Nägel Anschlag 561,10 Gulden, erhalten um 441,30 Gulden Florian Schädle von Geislingen. 5. Anstrich Arbeit: Anschlag 150,30 Gulden, erhalten um 115,30 Gulden Anton Weinhardt von Rottweil. 6. Schlosser Arbeit: Anschlag 348,43 Gulden, erhalten um 280,43 Gulden Erwin Bauer von Oberndorf. 7. Glaser Arbeit: Anschlag 216,76 Gulden, erhalten um 166,16 Gulden Sebastian Wezel. 8. Die alte Kirche abbrechen, das Material sortieren, das taugliche zurücktun, Anschlag 23 Gulden.

Um diesen Preis haben sämtliche Unternehmer die Kirche abzubrechen. Den Betrag untereinander zu verteilen, die übrigen Materialien um 70 Gulden angeschlagen, um welchen Preis die Unternehmer hiermit bezeugen sich die Unternehmer einverstanden: Jakob Halter, Jakob Maurer, Peter Arnold, Heinrich Stotz, Jakob Stotz.

Es wurde einstimmig beschlossen, sämtliche Akkorde zu genehmigen.“ Die Verhandlung beurkundet laut vorliegendem Protokoll: Pfarrer Weil, Schultheiß Seemann, Johann Georg Sautter, Christian Göhring, Johann Sautter, Jakob Ruoff.

Demnach wurden die Gesamtkosten auf 7054,22 Gulden festgesetzt. Es handelt sich hier um das rechteckige Langhaus und den Sakristeianbau. Der Turm an der Nordost-ecke ist mit seinem Triumphbogen und seinen Untergeschossen romanisch. Er gehörte zu einer Chorturmkirche, auf die später das obere Turmgeschoß in Fachwerk und ein abgewalmtes Satteldach aufgesetzt wurden.

Martin Huonker, Täbingen

Einschränkung der Interdikts in Täbingen

Zu Zimmern im Löchlein, d. h. Zimmern u. d. Burg, war im Oktober oder Anfang November 1533 ein Totschlag vorgekom-

men. Der Obervogt der oberen Herrschaft Hohenberg, Konrad Mor, ließ nach dem flüchtigen Täter fahnden und ihn zum Urteil entbieten. Dazu hatte er Boten ausgesandt, die auch in das nahe Täbingen kamen, welches halb Georg von Ehingen gehörte, der daselbst eine adelige Behausung hatte. Ohne Zweifel sah Georg von Ehingen in dem Vorgehen Mors eine Überschreitung von dessen Befugnis und einen Eingriff in seine Rechte, da ihm seit 1524 auch Zimmern gehörte. Die peinliche Gerichtsbarkeit bildete ja damals einen Zankapfel zwischen großen und kleinen Herren. Georg von Ehingen hatte den ersten Boten Mors und ebenso einen zweiten gefangen genommen. Jetzt zog Mor selbst nach Täbingen und nahm zwei Ehingsche Untertanen samt dem Vogt von Täbingen, der bei Mors Überfall in die Kirche geeilt war und Sturm geläutet hatte, auf frischer Tat in der Kirche gefangen. Seine beiden gefangenen Boten hat er befreit und dann den Vogt und die zwei Ehingschen Untertanen nach Schömberg geführt. Zur Rache dafür hatte der württ. Vogt von Rosenfeld, Ulrich v. Lichtenstein, vier Hohenberger Untertanen gefangen genommen und sie eidlich verpflichtet, daß sie sich nach Stuttgart im Wirtshaus zum „Roten Kreuz“ stellen.

In Täbingen lag auf der Pfarrkirche infolge der Vorgänge, bei denen es wohl auch bis zum Blutvergießen gekommen war, das Interdikt. Die Hohenberger Regierung klagte bei dem erwählten Bischof von Konstanz, Johann v. Lupfen, am 10. Januar 1534, daß die „armen Untertanen daselbst des Gottesdienstes, der Messe, der Predigt, und anderer christlicher Werke in der Kirche beraubt seien“. Sie sah in der Verhängung des Interdikts über eine ganze Gemeinde eine schwere Gefahr. „Denn bei den jetzigen Läufen der bösen neuen verbotenen Sekten sollte man den armen, einfältigen, andächtigen Personen eher Ursache geben, bei dem wahren christlichen Glauben und dem ordentlichen Weg zu bleiben, denn davon zu fallen und den Gottesdienst zu verachten.“ Zugleich aber erklärte die Regierung das Interdikt für unstatthaft, denn dasselbe sei gegen die „Regensburger Reformation“. Auf dem Reichstag zu Regensburg sei festgesetzt worden, daß man das Interdikt nur gegen Personen, besonders die Großen, aber nicht gegen Gemeinden anwenden solle, und so verlangte die Regierung die Aufhebung des Interdikts in Täbingen. Acta Hohenberg 1,193. Nach G. Bossert

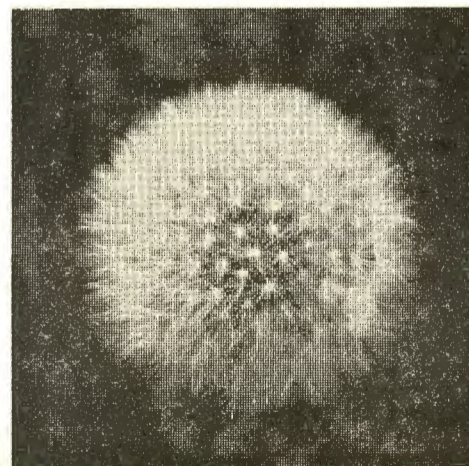
Der Löwenzahn

(*Taraxacum officinale*)

Fast über die ganze nördliche Halbkugel, sogar bis Spitzbergen und bis in Höhen von 2700 Meter, verbreitet ist der Löwenzahn mit seinen leuchtend gelben Blüten, und er wächst wegen seiner leichten Samenverbreitung auch da, wo man ihn nicht



Löwenzahn-Blüte



Löwenzahn-Fruchtstand Fotos: Wedler

gern hat: in Gärten, Parkanlagen und auf Äckern. Auf Wiesen ist er nur als Frischfutter brauchbar, aber die Blüten geben ein gutes Bienenfutter. Auf 125 000 Blüten soll es ein Kilogramm Honig geben. Die jungen Blätter werden oft zu einem vitaminreichen Salat verwendet, der leicht bitter schmeckt und der Blutreinigung dient. Ein Tee aus der sehr oft kräftig ausgebildeten Pfahlwurzel regt die Tätigkeit der Leber und der Galle an. In Italien bringt man die bis 50 cm langen Blätter des besonders angebauten Löwenzahns auf den Markt als Salat.

Sein Name kommt von den meist stark gezähnten Blättern, die wie Löwenzähne aussehen. Aber man gab ihm im Volksmund viele Namen, die irgend eine Eigenschaft besonders herausheben: Sonnenwirbel, Kettenblumen (die Kinder machen mit den hohlen Stengeln ihre Ketten), Milchstöckl (die ganze Pflanze hat einen milchigen Saft), Laterne (der Fruchtstand wirkt wie ein Licht, daher auch Lichter) u. a.

Interessant ist, daß die Fruchtknoten der vielen Zungenblüten des Körbchens ihre Samen auch ohne Bestäubung zur Reife bringen, so wie beim Frauenmantel, dem Habichts- und dem Bingelkraut. Abends und bei feuchtem Wetter schließen sich die Blüten. Ein besonderes Schauspiel bietet sich dem, der an einem sonnigen Frühlingmorgen das Aufgehen der Blüten einer Löwenzahnwiese beobachtet. Bei einzeln stehenden Exemplaren bildet die Pflanze zum Schutz vor Austrocknung eine dichte Blattrosette am Boden.

Der Dichter Owlglab hat das Verblühen der „Löwenzahnwiese“ so geschildert: „Die goldne Pracht hat ausgeblüht. / Die kleinen Sonnen sind verglüht. / In silbernen Laternen glimmt / ihr Licht, bevor es Abschied nimmt, / bevor der Wind es rund verweht / und neue goldne Sonnen sät.“

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

30. April 1975

Nr. 4

Drumlin-Landschaften

von Hans Müller

Auch wenn wir es nicht zugeben möchten: Die schwäbischen Landschaften bestehen mehr aus Tälern als aus Verebnungen und Bergen. Völlig von unten nach oben gehobene Einzelberge sind nur die Vulkanpfropfen im Hegau. Doch auch diese hat das Wasser erst durch Freiwaschen zum Vorschein gebracht. Zeichnen wir das schwäbische Tälernetz bis in die letzte Konsequenz, dann — stehen auch schon die Berge da! Außer dem Wasser hat auch das Eis gearbeitet. Dieses aber nicht nur abtragend und anderswo wieder liegenlassend, sondern auch aufschiebend, manchmal zusammenstauchend, sogar bergan.

Eis ist chemisch Wasser, technisch jedoch nicht. Eis „fließt“ sogar an der Erdoberfläche bergan und schleppt dabei viel Gestein, Sand und Erde mit. So sind unter anderem die „Endmoränen“ Oberschwabens entstanden. Der Iller- und Alpenrhein-Gletscher ging viele Male bis an und über die Donau, als ob es da keine Steigung gegeben hätte. Vermutlich ging das Eis auch einmal über die Alb. — Vom Eis wurde die Erdoberkruste im ganzen weniger angegriffen als vom fließenden Wasser. Die Gletscher haben sich dem vorangegangenen Reliefs weitgehend angepaßt. Als Flußtäler wurden in nördlichen Richtungen als Eisschubrinnen benützt. Abschs dieser Rinnen, die eine besondere Beschreibung verdienen würden, wimmelt es in Oberschwaben von unzähl-

baren, flachen Hügeln. Sie sind eiszeitlich entweder dem Material nach, das aus den Alpen stammen kann oder im Eiszeitalter aus einheimischen Gesteinen, Sand und Erde geformt. Diese vielen Hügel sind rund oder formlos.

Ein Teil von ihnen aber ist langelliptisch und fällt dadurch in der Landschaft auf. Die Längsachse verrät die Schubrichtung des Eises und sogar Herkunft und Ziel der Gletscher. Immer wieder sehen wir in Oberschwaben die eigenartigen Waldschöpfe im Weideland stehen. In Ortsnähe sind sie zuweilen nackt und zeigen dadurch ihre Form genauer. Schmal, lang und völlig abgerundet. Gegen die Alpen hin sind sie etwas breiter und steiler. Das kommt vom Eisschub. Gegen die Donau hin sind sie schmaler und fallen flacher ab. Da wurde das geschobene Material im „Schubschatten“ des Hügels liegen gelassen. Denn das Eis ist sehr faul; es tut nicht mehr als es muß. So nehmen diese länglichen Hügel eine Stromlinienform an (Skizze 1). Der runde Bug neuerer Schiffe bestätigt, daß eine solche Form der Bewegung den geringsten Widerstand entgegengesetzt. Das „fließende“ Eis hat sich somit selber die Form geschaffen, durch die es beim Vorrücken am wenigsten gehindert wird! Auch Schmelzwässer haben in diesem Sinn mitgewirkt. Diese langovalen Hügel heißen Drumlin. Man kann sie nicht zählen, weil es von der Idealform bis zu den gewöhnlichen Eiszeithügeln viele Abstufun-

gen gibt. Das Wort Drumlin ist irisch: Einzahl drum oder drumlin, Mehrzahl drumlin. (Drumlins oder Drumline dürfte so unnötig sein wie Fräuleins oder Jungens.) Das Wort „Schweinsrücken“ hat sich nicht eingebürgert. Das französische „rochers oder collines moutonnées“ spricht recht gut die typische Scharung und die Stellung „auf Lücke“ dieser Langhügel aus. Rund um jeden Drumlin läuft eine flache Mulde, die oft riedig ist. Diese Mulden insgesamt schlängeln sich zwischen den Hügeln hindurch (Skizze 2). Die Drumlin sind einige 100 m lang, etwa ein Drittel so breit und wenige 10er m hoch. Wird mal einer als Kiesgrube verwendet, dann sieht man, was er enthält: wenig Geschiebe oder Geröll, viel Sand und Lehm. Der Kern des Hügels kann noch tertiär sein. In diesem Fall ist eine voreiszeitliche, formlose Unebenheit zum Anstoß für die eiszeitliche Drumlinform geworden. Es können mehrere Eiszeiten an einem Hügel gearbeitet haben. Haben sie alle etwas Material zurückgelassen, dann ist der Drumlin „mehrstöckig“. Das Material der verschiedenen Eiszeiten kann man ja unterscheiden.

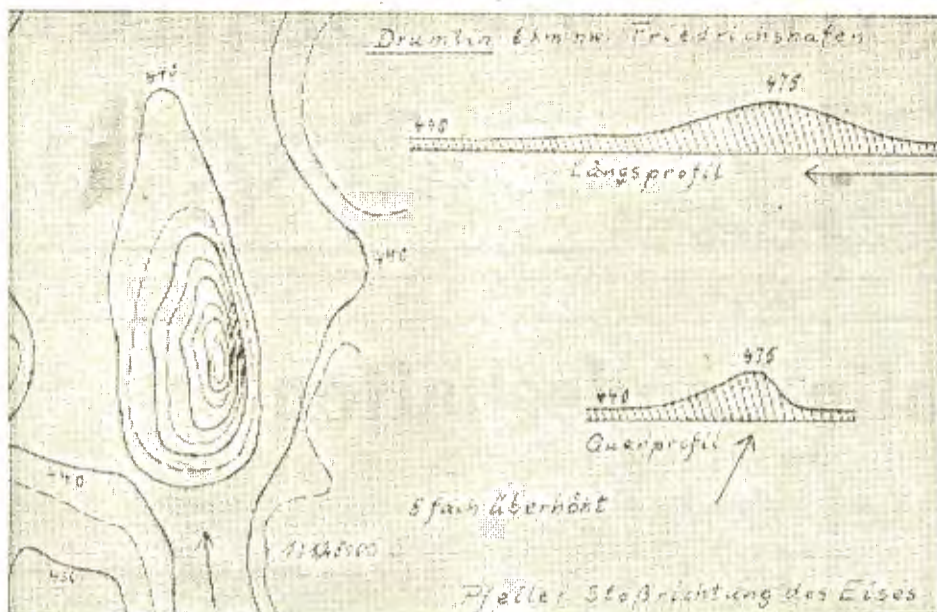
Es gibt in Oberschwaben drumlinreiche und drumlinfreie Landschaften. Am „liebsten“ entwickeln sich diese „Schafherden“ da, wo sich das Eis leicht bergan schieben mußte. Die großen Eisschubrinnen (Schusenbecken und die andern) sind drumlinarm. Flache Sporne und Erhöhungen tragen oft viele derartige „Schweinsrücken“. Im ganzen beschränken sie sich bei uns auf den Bereich der „letzten“ Vereisung (Würm-Eiszeit). Einige auffallende Drumlin-Landschaften seien hier hervorgehoben: (Eisschubrichtung in Klammern) östlich Ravensburg (N), um die Waldburg (NNO bis



Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung

Mittwochnachmittag, den 14. Mai: Besichtigung des Zementwerkes Dotternhausen. Anmeldung bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstraße 14, Telefon 2 11 29.

Die Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg führt in Balingen vom 29. bis 31. Mai ihre Jahrestagung durch und lädt zu Vorträgen im Feuerwehrgerätehaus ein: am 30. 5. um 10.30 Uhr (Neues vom römischen Rottweil, Goldblattkreuze, Jungsteinzeitliche Siedlungen usw.), am 30. 5., 20 Uhr (Keltische Viereckschanzen) und zu Exkursionen am 30. 5., 14.30 Uhr (Häsenbühl, Rosenfeld, Kirchberg), am 31. 5., 8.00 Uhr (Lochen, Gräbelesberg, Lautlingen, Burgfelden, Schalksburg).



NO), am Unterlauf der Argen teils recht große (NW), zwischen Argen und Laiblach im und am Degermoos (NO), rund um Wangen (entsprechend der Karbach-Eisschubrinne in nördlichen Richtungen, zwei „nackte“ Drumlin südlich vom Großweiher), an der unteren Laiblach (NNO), vor dem Gehrenberg ein Schub auseinanderzweigend in eine NNO-Richtung gegen die Rotach und einem NW-Zweig gegen das Salerner Becken mit sehr großen Hügeln, beiderseits am Überlinger See sehr viele (WNW bis NW), Bodanruck (WNW), am Zeller See (WNW) hier ein Drumlin sogar unter Wasser, im Hegau (W), am Hochrhein (W). Beiderseits der Iller findet man sehr viele, teils sehr kleine, alle in nördlichen Richtungen, soweit nicht „fremdes“ Eis vom Alpenrhein eingedrungen ist. — Dieser Überblick gibt ein Bild für die Schubrich-

tungen des Eises in Oberschwaben: an der Hauptachse Schussenbecken nach N, rechts mehr gegen O, links gegen W auseinanderzweigend, also von Bregenz her radial. Die Eisschubrinnen tun dasselbe und beweisen damit auch dasselbe. Es ist auch bewiesen, daß die Gletscher aus dem Bodenseebecken heraus bergan gegen die Donau hin gehen mußten und daß es den Hochrhein von Bregenz bis Basel schon zu Beginn des Eiszeitalters gab. Die Drumlin helfen der geologischen Forschung sehr.

Oberschwaben ist gar nicht so unübersichtlich, wie man bei oberflächlicher Betrachtung meinen möchte. Man muß es sich nur mit „Eis-Augen“ ansehen; dann kommt bald Ordnung hinein. Dies ergibt keineswegs eine eiskalte Stimmung. Ganz im Gegenteil! Das schöne Land Suevia Superior wird einem immer vertrauter und lieber.

Straßen, Wege und Chausseen in Württemberg

Von Rudolf Töpfer, Balingen

Zur Durchführung des Postverkehrs bedurfte es auch der Straßen und Wege. Um deren Beschaffenheit war es jedoch schlecht bestellt. In den größten Verfall waren die Straßen während des 30jährigen Krieges gekommen. 1663 wurde allgemein geklagt, „die Straßen seyen aller Orten so übel zugerichtet, daß man mit Reiten und Fahren fast gar nicht fortkommen könne“. Wenig später brachen die Kriege mit Frankreich aus und die Straßen wurden „aufs Neue verderbt“. Doch verdankt man diesen Kriegen die Einführung der Wegzeiger. 1695 wurde von Herzog Eberhard Ludwig befohlen, jede Gemeinde solle an den Scheidewegen Säulen mit den erforderlichen Armen errichten und auf jedem Arm den Namen der nächsten Ortschaft anbringen lassen. Mit ein Grund für diese neue Einrichtung waren Beschwerden der Gemeinden darüber gewesen, daß man dem Militär immer Boten zum Wegzeigen stellen müsse.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts führten die Straßen meist über Berg und Tal in fast schnurgerader Richtung. Besonders im Winter waren sie oft grundlos und für Fuhrwerke fast unbrauchbar. Mit schuld daran war auch der Gebrauch der sogenannten Gabel- und Lannen-Fuhrwerke, bei denen die Pferde, bis zu zehn oder mehr, einzeln voreinander und nicht nebeneinander liefen, was zur Folge hatte, daß die Straßen in der Mitte ausgetreten waren, Oberflächenwasser keinen Ablauf fand und die Straßen morastig bzw. stellenweise ganz unbrauchbar wurden. Des-

halb beschloß die Schwäb. Kreis-Versammlung im Jahre 1710, Fuhrwerke der genannten Art bis zum 1. 7. 1711 ganz abzuschaffen und statt dessen das Deichselfuhrwerk mit zwei nebeneinander eingespannten Pferden einzuführen. Doch das „hochschädliche Fahren mit der Gabel, Enz oder Lannen“ war der Bevölkerung nur sehr schwer abzubringen. Das brauchte seine Zeit, so etwa bis um 1740. Voraussetzung für Deichselwagen war nämlich auch mit die bauliche Verbesserung und Verbreiterung der Landstraßen. Seitens der Obrigkeit war man hinter dieser Sache her: in

jeder Ortschaft mußten Wegaufseher aufgestellt werden, Straßenbesichtigungen wurden durchgeführt, Strafen verhängt und ab 1732 gab es sogar einen Straßen-Inspektor. Wesentlich voran aber kam man erst, als 1749 der Schwäbische Kreis die ordnungsmäßige Anlage der Landstraßen als Kreissache übernahm. Als erste Straße für das Deichselfuhrwesen wurde die Straße Stuttgart-Ludwigsburg ausgebaut. 1752 war deren Ausbau beendet; an der Straße nach Frankfurt (über Schwieberdingen - Knittlingen) und an der Ulm - Augsburg Straße sowie an der Schweizerstraße (Stuttgart - Tübingen) wurde eifrig gearbeitet. Der bisherige Fahrweg von Stuttgart über die alte Weinsteige nach Degerloch, Echterdingen, Waldenbuch, Schlößlesmühle, Dettenhausen, Bebenhausen, Tübingen usw. wurde als ordentliche Chaussee angelegt. Sie führte mitten durch die Filder und den Schönbuch, bergauf und bergab. Siebenmal auf der etwa siebenstündigen Strecke mußte man einen Berg hinunter und wieder hinauf. Die Fuhrleute brauchten Vorspann. In den Dörfern gab es eine Zunft vorspannberechtigter Bauern, die dadurch gut verdienten. Andererseits wurde wohl manche Straße absichtlich nicht gerichtet, um den Verkehr auf andere Straßen zu zwingen, woran das Land aus gewissen Gründen interessiert war. 1792 wurde das Verbot, drei Pferde nebeneinander zu spannen, erneuert. Es gab auch Beschränkungen, so z. B. nicht mehr als 80 Zentner zu laden oder nicht mehr als 6 bzw. 8 Pferde vorzuspannen.

Herzog Carl Eugen, der Herzog Schillers, hat während seiner fast 50jährigen Regierungszeit (1744 - 1793) besonders viele Reisen unternommen, um nützliche Kenntnisse zu erwerben sowie Neues zu sehen und zu erfahren. Er reiste nicht nur im Herzogtum, sondern auch in viele Länder Europas, ja selbst nach England, und hat den Verlauf vieler Reisen eigenhändig in Tagebüchern festgehalten, die er seiner Reise- und Lebensgefährtin Franziska von Hohenheim widmete, die seit 1772 an seiner Seite lebte und mit der er sich 1785 trauen ließ. Seine Reiseberichte enthalten auch Bemerkungen über die Posten, Postillons und Postpferde, über die Qualität der Gasthäuser, in denen man Nachtquartier nahm, und über die Straßen und Wege, deren schlechter Zustand damals das Reisen sehr erschwerte. Die Straßen waren oft so miserabel, daß die massiven Postwagen spätestens nach zwei Jahren verbraucht waren. Erst als Mitte des 18. Jahrhunderts zuerst in Paris Brücken- und Wegebau-Ingenieure ausgebildet und Kunststraßen (Chausseen) angelegt wurden, konnte man auch leichtere Wagen bauen, bei denen der Wagenkasten an Ketten oder Riemen im Gestell hing. Eisenfedern kamen erst später auf. Carl Eugen war unermüdet bemüht, die Straßenverhältnisse zu verbessern. Schon 1787 gab es in Württemberg eine ziemliche Anzahl von Chausseen mit insgesamt über 286 km Länge. Sie liefen von Cannstatt als Mittelpunkt nach allen Richtungen aus: Cannstatt - Göppingen - Ulm - Augsburg, Cannstatt - Schorndorf - Gmünd - Aalen - Heidenheim, Cannstatt - Ludwigsburg - Besigheim - Laufen - Heilbronn, Cannstatt - Vaihingen - Baden und Pfalz, Cannstatt - Stuttgart - Tübingen - Balingen - Tuttlingen - Schweiz. Von Stuttgart selbst führten Chausseen nach der Solitude, nach Hohenheim, nach Calw, Nürtingen, Urach und Großbottwar.

Damit die mit so viel Mühe und Kosten hergestellten Straßen nicht wieder in Abgang kämen, übertrug der Herzog in der Wegeordnung vom 1. Juni 1752, der ersten ihrer Art innerhalb des Reiches, die Sorge für ihre Unterhaltung den Oberämtern und Gemeinden, durch deren Markungen sie

fürten, mit dem Befehl, daß, wenn dadurch eine Gemeinde einen unverhältnismäßig großen Teil an einer Straße zu unterhalten hätte, die Nachbargemeinden sie dabei unterstützen sollten. Die Beamten und Obrigkeiten hatten die Straßen von Zeit zu Zeit zu besichtigen, Brücken, Dohlen und Seitengräben zweimal jährlich, die Straßen selbst, so oft es nötig sei, säubern zu lassen und die zur Reparatur erforderlichen Gerätschaften anzuschaffen. Auf allen Straßen mußten je von 25 zu 25 Fuß Steine, Geriegel oder Kies aufgehäuft sein, um Löcher und Fahrgeläse sogleich wieder auffüllen zu können. Die Fahrwerke durften nicht, wie bisher, mit Ketten und Stricken, sondern allein mit sogenannten Schleiftrögen gesperrt werden und sollten stets auf dem mit Kies und Steinen beschütteten mittleren Teil der Straße bleiben. Damit sich niemand mit Unwissenheit entschuldigen könne, mußten an den Markungsgrenzen Warnungsposten angebracht sein. Anfangs fanden diese Straßenverbesserungen, die ja Handel und Verkehr erleichtern sollten, nur wenig Beifall. Städte und Ämter beschwerten sich über die neuen Lasten, die ihnen aufgebürdet würden. 1770 wurde dann ein **Chausseegeld** eingeführt und eine gemeinsame herr- und land-schaftliche **Kasse zur Straßenunterhaltung** errichtet, in die das Chausseegeld floß. Jedes Reit- und Zugpferd sollte für die Stunde drei Heller, leere Gefährte die Hälfte bezahlen. Jeder Fuhrmann hatte genau anzugeben, „wohin man zu fahren gedenke, damit der Chausseegeldseinbringer sich in Ausstellung der Zeichen danach richten könne“. — Die Straßen waren überall mit Wegweisern versehen und an den Landesgrenzen standen steinerne Pyramiden mit dem Namenszug des Herzogs und dem Herzogshut darüber aus vergoldetem Eisen.

Was die neue sogenannte **Schweizerstraße** anbetrifft, so war sie nach einem Bericht des österreichischen Statthalters in Freiburg im Breisgau, Freiherrn von Brandenstein, im Hohenbergischen erst im Jahre 1785 fertiggestellt. Sie verlief nach diesem Bericht von Balingen aus über Schömberg, Wellendingen, Tuttlingen etc. Auf ihrer gesamten Länge vollendet war die Schweizerstraße erst 1787. Trotzdem ergaben sich mancherorts erhebliche Schwierigkeiten. So machte die Engstlatte „Alte Staige“ bei Lastfahren Vorspanndienste erforderlich; dabei wurde über Mangel an Vorspannpferden öfters geklagt. Nicht zu Unrecht hat daher die Gemeinde Engstlatt ein Posthorn in ihrem Wappen! Vor Schömberg führte die Schweizerstraße damals dicht am Palmbühl vorbei, von dort steil hinab zum Schlichtental, dann kräftig ansteigend zum Unteren Tor der Stadt Schömberg, um sich schließlich mitten durch die heutige Altstadt zu ziehen. Das blieb so, bis um 1780 anlässlich des Ausbaus der Schweizerstraße eine neue Brücke über die Schlichem und eine bequemere Steige geschaffen wurden, von der trotzdem, wie Goethe 1797 berichtete, „vor einigen Jahren ein Postwagen wieder hinuntergerutscht“ sei. Hinter Schömberg führte die Schweizerstraße durch Wellendingen und Frittlingen, stieg dann die Aldinger Höhe hinauf, durchlief die Orte Aldingen und Spaichingen und zog weiter zum Balgheimer Paß nach Tuttlingen und Schaffhausen. Dieser Paß bietet eine selten günstige Gelegenheit zur Überquerung der Alb, da man durch das breite, in 688 m Höhe gelegene Tor, mühelos nach Süden gelangen kann.

Als Post- und Handelsstraße verband die Schweizerstraße Frankfurt und Zürich über Heilbronn - Stuttgart - Tübingen - Hechingen - Balingen - Tuttlingen und Schaffhausen. Sie galt als eine der besten Chausseen in Deutschland. Im Hegau und in Schaffhausen wurde sie „Cannstatter

Straße“, in der Schweiz „Fruchtstraße“ genannt. Auf der Schweizerstraße war viel Betrieb. Große und kleine Frachtfuhrwerke, Kaufmannswagen, Landkutschen, Taxis'sche Reit- und Fahrposten, Metzgerposten und Boten aller Art besorgten den Güter-, Personen- und Postverkehr. Man kann sich das richtig vorstellen.

In einer Abhandlung heißt es: „Es muß ein imposantes Bild gewesen sein, ein solcher mit 30-40 Zentnern Kernen beladener zweirädriger Karren. In der gabelförmigen Barre ging der stämmige Leitgaul und vor ihm einzeln in langer Reihe 6 bis 10 Pferde. Mehrere Fuhrleute, die zur gegenseitigen Hilfe miteinander fuhren, bildeten oft Karawanen von 10 und mehr Karren. Auch als später die vierrädrigen Planwagen aufkamen, wurde dieser Brauch beibehalten. Das Stampfen und Wiehern der vielen Pferde, das Knarren und Ächzen der schwer beladenen Wagen, mag sich von weitem wie Donnerrollen angehört haben. Und ging es bergab, dann griffen, ehe Hemmschuh und Bremse eingeführt waren, zwei Bündel starker buchener Stecken in die Speichen der Räder. Heute kann man sich die alten Fuhrwerke nur noch vorstellen: die stämmigen Pferde mit den breiten Kummern, das Nürnberger Geschirr mit seinen messingenen Ringen und Rosen, das Dachsfell des Handgauls, das rote Wolltuch des Sattelgauls und die große weiße Plane über dem schwer beladenen Wagen.“

In diesem Zusammenhang sollte nicht unerwähnt bleiben, daß damals die **Unsicherheit auf den Landstraßen** zeitweise beträchtlich war. So hieß es in Verordnungen der ausschreibenden Fürsten des Schwäbischen Kreises von 1752 und 1754: „Die Frech- und Bosheit der verruchten Gauner, Vaganten, auch herrenlosen Gesindels sei einige Zeit her so hoch angestiegen, daß selbige keine Scheu tragen, die kaiserliche Reichspost sogar auf offener Landstraße hier und da anzugreifen und auszuplündern“. Daher sah man sich gezwungen, Straifungen einzurichten, Eskortenreiter mitzugeben und die Postwagen durch einen Kondukteur mit Hund und einen Landfüsiliere (Landjäger) begleiten zu lassen. Erst von 1823 an begleitete der Landjäger nur noch nachts, von 1841 an nur noch in besonderen Fällen.

Die Räuberbanden wurden von im Zuge der napoleonischen Kriegswirren abgemusterten oder desertierten Soldaten, Zigeunern und Bettlern gebildet. Solche Banden gab's seiner Zeit nicht nur im Spessart, was wir aus der erfolgreichen Verfilmung der Hauff'schen Erzählung „Das Wirtshaus im Spessart“ wissen, die sich durchaus auf Tatsachen stützen kann, nur daß die im Spessart hausenden Räuber keine humorvollen Spaßvögel, sondern gemeingefährliche Verbrecher waren. Auch im Südwe-

sten Deutschlands trieben Räuberbanden ihr Unwesen, so im Oberland die **Bande des schwarzen Vere**, der schließlich im Biberacher Gefängnis vom Blitz erschlagen wurde, und in unserer Gegend die auch wiederholt das Oberamt Balingen heim-suchende **Bande des Hannikel**. Einbrüche, Überfälle auf Reisekutschen Brandstiftungen und Vergewaltigungen gingen auf deren Konto.

Bei der Verfolgung des Hannikel tat sich der vorderösterreichische Landeshauptmann und **Schultheiß Johann Baptist Söll in Schömberg** hervor, der mehrmals an Hannikel auf „Tuchföhlung“ herankam und diesen sogar einmal anschoß, ohne ihn jedoch fangen zu können. Hannikel soll seine Wunden mit einem in der Gegend des Plettenberges wachsenden Kraut, dem „Hannikelkraut“, geheilt und 1782 aus Rache in Schömberg auf Söll einen Mordanschlag versucht haben. Insbesondere aber ließ es sich der **Oberamtmann Schäffer von Sulz** sehr angelegen sein, für die öffentliche Sicherheit des Landes und der ganzen Nachbarschaft zu sorgen. Durch Anlegung von Gaunerlisten, strenges Verhör aufgegriffener gefährlicher Landstreicher und Verschickung seiner Diener in weiteste Ferne gelang es ihm, über das Leben und Treiben der gefährlichsten Menschen auf dem Laufenden zu bleiben. Als 1786 ein herzoglicher Grenadier a cheval bei Reutlingen schlimm zugerichtet aufgefunden wurde und sterbend die Bande des Hannikel als Täter angab, erbat sich Schäffer vom Herzog die Gnade, die Täter aufsuchen und richten zu dürfen. Und es gelang ihm tatsächlich, den Räuber Hannikel, der in Chur unerkannt im Gefängnis saß, zu identifizieren, und ihn, nach glücklichem Ausbruch aus diesem Gefängnis, in der Gegend von Sargans wieder aufzugreifen. Mit Ketten auf einen Wagen geschmiedet, wurden die Gefangenen nach Sulz gebracht, das man am 18. September 1786 erreichte. Sulz war damals das Hochgericht für die Spitzbuben von Süddeutschland und der Schweiz. Eine sorgfältig durchgeführte Untersuchung enthüllte schauerliche Einzelheiten. Die Protokolle füllten 45 Bände. Am Ende erkannte das Malefizgericht gegen Hannikel und seine Genossen Wenzel, Nottelen und Duli auf Tod durch den Strang. Das Urteil wurde am 17. Juli 1787 vollstreckt. 400 Bewaffnete waren zur Bedeckung aufgegeben. 12 000 Menschen sollen dem makabren Schauspiel zugesehen haben. Und über das ganze Gesehehen sang schon wenig später eine Zigeunerin im Auftrag des Oberamtmanns Schäffer eine Moritat von nicht weniger als 64 Versen in allen Wirtshäusern des Landes zur Abschreckung der Bösen.

Ja, wer damals eine Reise tat, der begab sich so recht ins Ungewisse. Jede weite Reise war ein Wagnis. —

Aus der Lebensbeschreibung des Schulmeisters Johannes Gaiser

Der aus Baiersbronn stammende Lehrer **Johannes Gaiser (1780-1876)** schreibt im 9. Kapitel seiner **Erinnerungen um 1854 über die Zeit von Juni 1797 bis Dezember 1799, in der er als Provisor in Rosenfeld tätig war:**

Durch den hiesigen (Baiersbronner) Schulmeister Hornberger wurde mir das perpetuierliche (ständige) Stadtprovisariat Rosenfeld verschafft. Ich selbst fühlte mich freilich für diese Stelle nach meinen Kenntnissen noch zu schwach und ängstlich,

weil ich das Vorsingen in der Kirche im Chor unter der Orgel bei den Gottesdiensten meistens allein zu versehen hatte. Auf gutes und fleißiges Schulhalten war mir nicht bange, weil ich mich hierin in Baiersbronn sehr qualifiziert hatte. Bloß das Vertrauen auf die fernere Hilfe und den Beistand Gottes flößte mir den Mut ein, dieses Stadtprovisariat anzunehmen. Herr Pfarrer Kornbeck redete mir auch sehr zu mit dem Beisatz, es sei für mich besser und Gott wohlgefälliger, Gutes unter den Kindern zu verbreiten, als bei Tänzen aufzuspielen,

was ich mir wohl merkte, da es auch meine Ansicht war.

Doch ganz konnte ich damals das Aufspielen noch nicht aufgeben, weil ich mir dadurch vorerst noch das Geld zu einem ordentlichen Kleide verdienen mußte, was mir bald nach Wunsch gelang (beim Aufspielen an einem Tag verdiente er soviel, wie er als Stadtprovisor neben freier Kost im ganzen Jahr Gehalt hatte). Dies war um so nötiger für mich, da mir mein Vater im Augenblick das Geld zu einem neuen Kleide nicht geben konnte, auch nicht wollte, weil ich nach seinem Rat zu Hause bleiben sollte, ich ihm aber auch diese Kosten nicht zumuten wollte; auch weil ich in Rosenfeld neben freier Kost und einigen Accidentien (kleine Nebengebühren) jährlich nicht weniger als 12 fl. Salarium (Gehalt) erhielt, wovon ich mir nicht sogleich ein Kleid anschaffen konnte.

Nun reiste ich im Juni 1797 mit den besten Vorsätzen und im Vertrauen auf Gott nach Rosenfeld ab und alles ging gut. Mit diesen 12 fl. Gulden wäre ich aber wahrscheinlich nicht durchgekommen, hätte ich nicht in der Erntevakanz im Baiersbronner Mittelthal bei einer Hochzeit etwa 13 fl. und in der Herbstvakanz bei einem Kirchweih-tanz in Röt etwa 11 fl. verdient, was ich zum Voraus hier bemerke. Nun kam mir das Violinspielen gut zustatten, denn es war das Mittel zur Fristung meines Lebens als Provisor und zur Unterstützung meiner Eltern. Von meinen 12 fl. Salär habe ich 9 fl. erspart und sie meinen Eltern geschickt. Da mich Schulmeister Gunsser gern hatte, weil ich ihn auch noch in den ökonomischen Geschäften unterstützte, so half er mir auch in meinen Privatstudien nach, gab mir gute Bücher über das Schulwesen zu lesen, auch ein altes Klavier, worauf ich mich im Choralspielen üben konnte, und besserte mir am Salarium 1798/99 noch 3 fl. auf, so daß dieses jetzt 15 fl. betrug. Eltern und Kinder waren ebenfalls mit meinem Verhalten und Fleiß zufrieden, und ein großer Teil weinte bei meinem Abschied im Dezember 1799, als ich Schulmeister in Schwarzenberg, Dekanat Freudenstadt, wurde.

Zwei Bürgersöhne begleiteten mich noch gegen zwei Stunden weit und trugen mir mein Reisebündel. Ich habe nicht ohne Segen in Rosenfeld gewirkt, und auch hier hat der Herr seine Verheißungen treulich an mir erfüllt. Sch.

Der Nachtwächter entdeckte die „Feyrsbrunst“

Von Curt Winkler

In der alten Friedhofkirche (Peterskirche) in Nusplingen, die unter Denkmalschutz steht, aber infolge von Feuchtigkeitsein-

Exkursionen 1975

- Mai** (an einem Mittwoch): Zementwerk Dotternhausen
- 15. Juni:** In Naturschutzgebiete des Kreises
- 29. Juni:** Römerbad Rottweil, Mittlerer Schwarzwald
- 4. - 11. August:** Tirol mit Standort Innsbruck
- 21. September:** Neckartailfingen - Denkendorf - Esslingen
- 12. Oktober:** Zollernland: Hundsrücken - Sigmaringen ...
- Anmeldungen** für Mitglieder und alle Interessenten bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstr. 14, Telefon 2 11 29.



Nusplingen um 1526.

Foto: Winkler

flüssen immer mehr Verwitterungsschäden zeigt, befand sich eine interessante Votivtafel aus dem Jahr 1752. Sie befindet sich jetzt auf dem Rathaus. Diese berichtet von der wunderbaren Rettung eines brennenden Hauses durch die armen Seelen. Johann Klaiber (Kleiber) flehte zu den armen Seelen im Fegfeuer. Diese erhörten seine Bitte und retteten sein Haus. Der Text der Gedenktafel ist in damaliger Schreibweise verfaßt. Sie lautet: „1752 den 7. Novembr Zu nachts ist in Johann Kleibers von Nusplingen in seinem Haus als in dem Keller eine Feyrsbrunst entstanden, das der

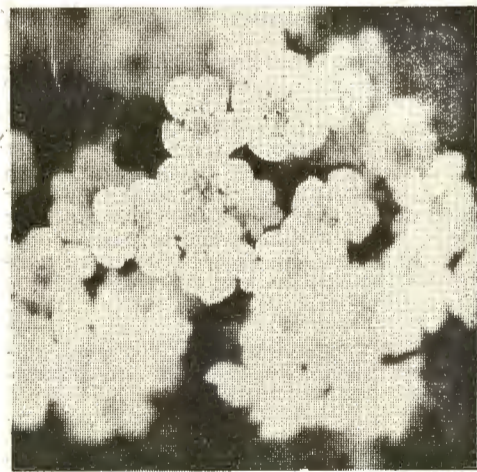
Nachtwächter ihme umb 11 Uhr vor dem Haus zugerufen und aufgeweckt. Der Johann Klaiber aber wirklich sein gebett zum Troste der armen seelen verrichte, hat er sein zuflucht zu ihne genomen, das sie Gott bitten in dieser noth ihn nit zu verlassen. Er glaubt, das durch ihr virbitt (Fürbitte) bey Gott ihm das hauß sey errettet worden hat er zu ihrem troste solang er lebt ein Exmeß (Extramesse) lesen lassen; versprochen, auch diese Votifsdaffel machen lassen.“ Nachkommen dieses Johann Klaiber (Kleiber) sind heute noch in Nusplingen.

Der Weißdorn

Crataegus oxyacantha und *monógyna*

Auf Albrecht Dürers „Geburt Christi“ ist der Weißdorn zu finden, und auch die Dornenkrone Christi soll aus seinen Zweigen bestanden haben. Walahfried Strabo nahm ihn in seinen „Hortulus“ mit auf, und Eberhard im Bart brachte von seiner Pilgerfahrt ins Heilige Land ein „grünes Reis“ davon mit, das er an seinem Jagdschloß Einsiedel bei Tübingen einpflanzte. Dies Geschehen hat Ludwig Uhland in seinem „Graf Eberhards Weißdorn“ besungen. Der jetzt dort stehende stattliche Baum wurde allerdings erst nach dem Brand des Schlosses im Jahr 1619 gepflanzt. Uralter Volksglaube schreibt dem Weißdorn magische und heilende Kräfte zu, Schon in der Steinzeit wurden die roten Beeren gesammelt und gegessen, was durch Funde nachgewiesen wurde. Seine Wirkstoffe helfen bei Blutdruckstörungen und schwacher Herzleistung. Von der artenreichen Gattung kommen bei uns vor allem „oxyacantha“, der Gemeine Weißdorn mit 2-3 Griffeln, und „monógyna“, der Eingriffelige Weißdorn vor, die entsprechend ihren Griffeln 1-3 samige rote Scheinfrüchte tragen. Ihre Blüten sind weiß bis rosa, sie geben einen unangenehmen Duft von sich. Die Früchte werden oft mit der Mehlbeere verwechselt, weil sie ähnlich aussehen und auch mehlig schmecken. Sie sind wie die Blüten in Trugdolden angeordnet. Die kleinen Blätter zeigen sich 3-5lappig oder fiederteilig. Die Äste tragen Dornen, also holzige verkümmerte Astteile im Unterschied zu den Stacheln der Rose,

die Hautgebilde sind und sich ablösen lassen. Auch der als Strauch oder Straußbaum angepflanzte Rotdorn gehört zu der Gattung *Crataegus*, nicht aber der Schwarzdorn, die Schlehe, die zur Gattung der *Prunus* gehört, also mit der Pflaume und Kirsche verwandt ist. Kurt Wedler



Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

31. Mai 1975

Nr. 5



Balingen um 1525

Von Fritz Scheerer

Das mittelalterliche Balingen hat sich vor 450 Jahren von den umliegenden Dörfern vor allem durch seine bauliche Geschlossenheit unterschieden. Dieser Eindruck wurde hervorgerufen durch die die ganze Siedlung umschließende Stadtbefestigung; denn die rund 1300 m lange doppelte Stadtmauer mit dazwischenliegendem Zwinger und mit vier Ecktürmen faßten die Stadt auf der nach Ost und West leichtgeneigten Landzunge zwischen Eyach und Steinach zusammen, von denen letztere ursprünglich am Fuß des Heubergs floß und dann bei den Tennisplätzen mündete und erst nach 1428 vom „Rappenturm“ an auf dem kürzesten Weg zur Eyach abgeleitet wurde.

Balingen eine starke Grenzfeste

Die Anfänge der Stadtbefestigung gehen mindestens auf die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurück, als die Stadt noch zollerischer Hauptort der Schalksbург-herrschaft war. In der Friedenserklärung des Grafen Friedrich von Zollern des Älteren gegen die Reichsstadt Rottweil werden 1377 Schalksburg, Balingen und Mühlheim/Donau als Festungen bezeichnet. Ein Stadtgraben wird in der Schenkung einer Gült des Balingen Bürgermeisters Benz Betz an seine Töchter Gutlin und Mechtild, die Nonnen des Klosters Stetten bei Hechingen waren, am 31. 10. 1384 erwähnt. Er vermachte diesen „einen Garten zwischen dem Stadtgraben und dem Hüsinger, den Burkart Heslawang um 1 Schilling innehat“. Nach einer Pergamenturkunde vom 20. 3. 1355 (Hauptstaatsarchiv) stiftete Pfaff Konrad Pfoß, Kaplan auf dem Beinhaus an der Nordostecke der Friedhofkirche, Einkünfte dem Altar der Kapelle u. a. „us den hüsern vor dem tor ze Balingen“. Aus all dem darf als sicher gelten, daß Balingen schon sehr früh, bald nach

der Stadtgründung (1255), in zollerischer Zeit Graben, Mauern und Tortürme erhielt, die dann nach dem Übergang der Stadt an Württemberg (1403) verstärkt wurden.

Das tiefe Steinachbett als Stadtgraben und das Schloß als wehrhaftes Bollwerk und dazu ein starker Torturm schützten die am meisten durch feindliche Angriffe gefährdete Südseite der Stadt. Im Osten übernahm der Mühlkanal den Schutz, der schon vor 1426 vorhanden war und zugleich gewerblichen Zwecken diente (Mühlen, Färber- und Gerberwerkstätten). Auch im Westen der 400 m langen und 220 Meter breiten Stadt muß das Steinachbett vertieft worden sein, denn beim Ausgraben von Baugruben an der heutigen Wilhelmstraße, dem früheren Krottengraben (Neubau Behr, heute Fernmeldedepot und Ev. Gemeindehaus), in den nach dem großen Brand von 1809 der Schutt der Stadtmauer geschüttet wurde, mußten die Fundamente sieben und mehr Meter tief verlegt werden, um festen Grund zu haben. Auch bei Grabungen in der Schwarzenburgstraße und

„Auf dem Graben“ (Wasserleitungsbau vom Binsenbohl zum Heuberg) zeigte sich ein ähnliches Bild. Vom Unteren oder Oberen Torturm aus bot so Balingen wirklich den Anblick einer wehrhaften Stadt (s. dazu auch den Stich von Merian von 1643), die bis um 1525 als einer der südlichsten Eckpfeiler Württembergs, als Grenz- und Schlüsselfeste in der Kampfzone der Württemberger und Habsburger (1381 Hohenberg österreichisch, 1403 Balingen württembergisch) eine wichtige Rolle spielte. So konnte im Bauernkrieg 1525 die belagerte Stadt der Übergabeaufforderung der 1600 aufrührerischen Bauern Widerstand leisten, obwohl es in der Stadt an waffenfähiger Mannschaft fehlte.

Wichtige hervorragende Gebäude der Stadt

Innerhalb der Mauern war auf beiden Seiten der Hauptstraße, die vom Oberen

Veranstaltungen im Juni

14. Juni: Exkursion in Naturschutzgebiete des Kreises

29. Juni: Exkursion Römerbad Rottweil, mittlerer Schwarzwald (Königsfeld, Schramberg, Kleines Kinzigtal)

Anmeldungen für alle Interessenten bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstraße 14, Telefon 2 11 29.

Tor („Torbrücke“) zum Unteren Tor (Uhrmacher Stengel) verlief, wie auch in den engen Nebengassen jedes freie Plätzchen bebaut, drängten sich die Häuser zusammen, so daß schon 1477 213 Herdstätten (Wohnhäuser) die rund 9 ha große Fläche ausfüllten. Sogar an der Stadtmauer drängte sich Giebel an Giebel. In vielen goldenen Farbtönen schimmerten ihre Strohdächer, silbergrau die Schindeldächer aus dem Gewoge der Häuser. Andere wieder waren unter dem Einfluß von Sonne und Regen nachgedunkelt oder hatte sich ein zartgrüner Schleier von Moos darüber gewoben. Noch selten mischte sich das grelle Rot von Ziegeldächern dazwischen. Und über allem thronte das Schloß und die Stadtkirche, um die sich die Häuser wie die Küchlein um die Glucke scharten.

Der Bau der Stadtkirche wurde nach einer Inschrift am Chor 1443 begonnen und der Chor dann bis etwa 1495 als mächtiger Turm bis zum Umgang mit Maßwerkbrüstung ausgebaut. Zwischen 1510-1516 wurde das mächtige Langhaus durch den Tübinger Meister Franz vollendet. Das Wächterhaus war zunächst nur mit einem Ziegeldach versehen. Erst 1541 wurde durch Meister Stephan von Tübingen ein achteckiges Wächterhaus mit kupferner Haube und einem freien kleinen Türmchen für die ehemalige Feuerglocke aufgesetzt. Die alte Pfarrkirche, mehrere 100 m vor dem Unteren Tor, sank nach Vollendung des Neubaus zur Friedhofkirche herab.

An der Stelle des späteren Kameralamtes wird 1501 und 1508 eine Kapelle zum Ölberg erwähnt. Auf dem Bebbelt (1502 Bebbel) stand eine Kapelle zum Hl. Ulrich. Auch die rechteckige gotische Siechenkapelle zu Allerheiligen (1440 erstmals erwähnt) mit ihrer Spitzbogentür befand sich außerhalb der Stadt beim Feldsiechenhaus an der Straße nach Engstlatt und diente für die Gottesdienste der Aussätzigen.

Nicht weit davon entfernt stand rechts der Eyach auf „Klausen“ gegenüber der Stotzinger Mühle bei der Friedhofkirche die Untere Klausen des Dominikanerordens, die 1430 in Steinhofen einen Hof erwerben konnte. Bei der Ölbergkapelle lag die Obere Klausen, die zum Franziskanerorden zählte. Diese wurde beim Stadtbrand 1546 vernichtet. Beiden Balingen Frauenkläusen stand eine Priorin vor. Im Zuge der Reformation wurden sie 1545 zusammengelagt und dann 1547 die einzige, noch bestehende aufgelöst. Ihre Vermögen waren nicht besonders groß.

Reich begütert war dagegen 1502 die Pflege „Unserer Lieben Frau“, die 5 Lehengüter (Mutschelins-, Angsters-, Ludwig-Hafners-, Schmalzkopf- und Schröckchen-Lehen) sowie zwei weitere Güter besaß, die später an das Spital übergingen. Verschiedene Klöster wie Kirchberg, Stetten, Beuron, Alpirsbach (Stoffelgut) hatten Besitz in der Stadt. Das Kloster Alpirsbach unterhielt hier sogar eine eigene Pflege. Die Klöster Beuron und Stetten ließen ihre Güter der Umgebung durch klösterliche Schaffner, die in der Stadt ihren Sitz hatten, verwalten. Die Pfarrei Balingen besaß den Widumhof, die St. Katharinenkaplanei den Engelinshof im „Engelinstäle“ (Name von Angelika). Das 1489 gegründete Spital zum Hl. Geist hinter der Stadtkirche, dessen Rechnung von einem dem städtischen Magistrat entnommenen Spitalpfleger geführt wurde, hatte 1525 28 fl. Einnahmen bei einem Insassen.

1525 werden eine obere und untere Badstube genannt, die in bürgerlichen Händen waren. Die untere ging nach 1688 ab, während die obere nach 1724, als die Schwefelquelle beim späteren „Schwefelbad“ entdeckt war, vor die Stadt verlegt wurde. In der Steuerliste von 1525 wird auch ein Apotheker, ohne Namen, mit einem Vermögen von 50 fl. aufgeführt.

Ärzte, sehr wahrscheinlich Bader oder Barbier, müssen um jene Zeit in der Stadt gewesen sein, denn bereits 1480 wird ein Klaus Butz als Arzt genannt.

Die Mühlen lagen außerhalb der Stadt, ausgenommen die Herrenmühle, die zwischen den beiden Stadtmauern lag und durch das Gerbertörlein, das spätere Mühltörlein, erreicht werden konnte. Sie war Bannmühle für ein Viertel der Stadt, für Heselwangen und Erzingen. Die Stotzinger Mühle, die 1525 noch im Besitz der Herren von Bubenhofen war, lag vor dem Unteren Tor unterhalb der Kirchbrücke (heute Steg). In sie waren die bubenhofischen, später stotzingerischen Untertanen von Geislingen und halb Dürnwangen gebannt, zu denen 1525 noch die Einwohner von Roßwangen und Dotternhausen kamen. Um diese Zeit war die Kesselmühle (1927 abgebrochen) (bei den heutigen Tennisplätzen) schon 100 Jahre in Privathänden, während die Gießenmühle jenseits des Bebbelts Eigentum der Stadt war (daher später Stadtmühle genannt). Die Mühle zu Dietensteig (heute Überlandwerk Eppler) an der Markungsgrenze zwischen Balingen und Frommern war 1403 in die Oberlehensherrschaft Württemberg übergegangen und mußte daher einen Zins an die Herrschaft geben. Die Obere oder Bublinsmühle (abgegangen beim heutigen Schwimmbad) dagegen gab einen Zins, Kernen, Herbsthühner und Eier, solange die Frauenkläusen bestanden, an die Klausnerinnen.

Unruhige Zeiten

Nach der Vertreibung Herzog Ulrichs aus seinem Land durch den Schwäbischen Bund (1519) und der Übergabe Württembergs an Österreich kamen vor allem für Balingen als Grenzstadt sehr schlimme Zeiten. Wenn die Balingen noch 1495 bei der Erhebung des Grafen Eberhard im Bart zum Herzog den Landesfürsten mit 100 fl. beschenkten (Ebingen 30 fl.), so seufzten sie wenige Jahre später unter den drückenden Steuerlasten Herzog Ulrichs. Auch nach 1519 wurden die Belastungen unter der österreichischen Herrschaft, nicht leichter (s. unten).

Die von Österreich eingesetzten Obervögte Jörg von Lupfen (1520) und Hug

Werner von Ehingen (1522-1534) führten mit dem Keller (Finanzbeamter) strenge Musterungen durch. Die wehrfähigen Männer hatten für Gewehr und Harnisch selbst zu sorgen. So hatte Balingen zum allgemeinen Landesaufgebot 1521 42 Mann zu Roß, darunter 14 mit Hellebarden, 16 mit Speißen, 12 mit Büchsen und 1 mit Armbrust sowie 52 Mann zu Fuß, meist mit Speißen und zum Teil auch mit andern Waffen zu stellen. In der Musterungsliste von 1523 werden sogar 156 wehrfähige Männer aufgeführt.

Anfang März 1525 unternahm Herzog Ulrich den vergeblichen Versuch, sein Land zurückzuerobern. Die Stadt mußte sich (als erste) nach kurzer Beschießung ergeben (s. HBl. Febr. 1975). Ulrich mußte fliehen, nachdem ihn im Lager vor Stuttgart seine Schweizer Söldner verlassen hatten. Am 16. März fiel Balingen in die Hände Rudolfs von Ehingen und Wolf Gremlichs, der Führer des Schwäbischen Bundes.

Schon wenige Wochen später, am 24. April, erschien der „Helle Haufen“ der aufrührerischen Bauern 1600 Mann stark und belagerte die Stadt. Erst als der Truchseß von Waldburg, der „Bauernjörg“, mit seinem Heer bei Ostdorf lagerte, wichen sie zurück. Die Schlacht bei Böblingen-Sindelningen machte dann den Bauernunruhen ein Ende. Doch unter der Decke schwellten andere Unruhen. Lutherische Schriften gingen von Hand zu Hand.

Bereits während der österreichischen Regierung im Lande wirkte in Balingen und Umgebung im Sinne der Reformation der Freiburger Arzt Johann Murer, der sog. Karsthans. Wegen seiner Freimütigkeit wurde er am 4. März 1524 in Binsdorf verhaftet und gefangen nach Tübingen abgeführt. Der Balingen Bürger Erhard Wagner mußte Urfehde schwören, weil er wegen der „bäuerlichen und lutherischen Handlung“ ungeschickte Worte gebraucht hatte. Auch der rasche Wechsel unter den Balingen Kaplänen, deren es vor der Reformation bis 11 in Balingen gab, verrät die Unruhe unter den Geistlichen und Laien. Die Reformation wurde dann erst 1534 nach der Rückkehr Herzog Ulrichs durch Ambrosius Blarer durchgeführt.

Vermögen der Bürger

Sehr früh ist für Balingen das Handwerk bezeugt. Schon 1289 wird ein Schmied genannt, 1310 ein Sieder, 1323 ein Weber und 1328 ein Marquardt als „Stainhower“ usw. Doch spielte die Landwirtschaft auch noch um 1525 eine nicht unwesentliche Rolle, ja bis ins 18. Jahrhundert hinein bestand die Hauptnahrungsquelle der Bürger in Feld- und Wiesenbau. Manche Handwerker übten ihren Beruf nur aus, wenn die Feldarbeit getan oder wenn die Bauern der umliegenden Ortschaften zum Einkauf in die Stadt kamen und Markttage guten Absatz versprachen. Der Markt befand sich seit etwa 1500 nicht mehr vor dem Unteren Tor („Am alten Markt“ in der heutigen Tübinger Straße), sondern im Innern der Stadt in der Hauptstraße.

Im Jahr 1525 ließ die österreichische Regierung Herdlisten aufstellen (die sich heute im Staatsarchiv befinden), d. h. Vermögensverzeichnisse der Hausbesitzer mit Angabe des Wertes der einzelnen Häuser. Das sonstige Vermögen wurde aber nicht aufgezeichnet. Der Wert der Häuser, der sich sicher damals auch schon nach der Verkehrslage der Gemeinden und nach Angebot und Nachfrage richtete, und das Vermögen der Nichthausbesitzer sind in

den Originallisten nach den Werten (im folgenden in Klammer die Zahl der Häuser bzw. Personen) 1-20 fl. (23), 21-100 fl. (130), 101-200 fl. (28), 200-300 fl. (2) und über 300 fl. (3) gegliedert, Personen ohne Häuser mit Vermögen bis 20 fl. (3), 21-100 fl. (8), 101-200 fl. (2), ohne Haus und Vermögen 11 Personen. Dies ergibt 186 Häuser, 13 Güterbesitzer ohne Haus und 11 Vermögenlose, also insgesamt 210 erfaßte Personen (s. auch HBl. „Aus alten Steuerlisten“ von Dr. Stettner, Juli 1969). Das Gesamtvermögen der 186 Hausbesitzer betrug demnach 13 090 fl., das der 13 Bürger, die nur Geldvermögen hatten, 634 fl. Es ergibt sich für die Häuser ein Durchschnittswert von 70,5 fl. Am höchsten veranschlagt waren die Häuser des Dieterlin Lew (320 fl.), des Ludin Keßler (310, Kesselmühle), die obere Mühle (310), dann folgen Martin Loner (300), Mathis Pfister (270) und Hans Müller (270). Die Familien Lew (Löw), die einst zahlreich vertreten waren, heute aber in Balingen nicht mehr vorhanden sind, müssen fast durchweg zu den wohlhabenderen Hausbesitzern gehört haben (s. oben, dann Kaspar 122, Bastian 210, Michel 180, Auberlin 90, nur Hans ist mit 20 fl. verzeichnet).

Sehr zahlreich sind die seit einigen Jah-

ren ausgestorbenen Familien der Kuppinger (Jacob 40, Eberlin 90, Kaspar 42, Hans hat kein Haus, 20). Zahlreich vertreten ist auch die Familie Eisele („Iselin“) (Walter 50, Hans, Pfleger der Sebastiansbruderschaft, 120, Hans Oselin 60), Eisele werden schon 1329 genannt. Ein Hainrich Iselin gab damals 3 Schilling von der Fleischbank. Von den heute noch in Balingen vorkommenden Namen finden sich in der Steuerliste u. a. Wagner, Veser, Vollmer, Engelried, Frey, Hafner, Benz, Metz, Pfeifer, Jetter, Beuter (Hans Buter = Beuter 90, Gretlin Beiter 18), Ehinger, Scherer (Claus, Pfleger der Sebastiansbruderschaft, 100), Äplin (Eblin), Pfister. Damit soll aber nicht behauptet werden, daß die heutigen Namensträger unbedingt in den 1525 genannten Hausbesitzern ihre Vorfahren haben. Ein Martin Wolf, der mit 90 fl. eingeschätzt wurde, scheint ein von den Bubenhofen auf die Stotzinger Mühle gesetzter Bestands- oder Lehensmüller gewesen zu sein, dessen Zunamen vielleicht erst nach seinem Lehensherrn Wolf von Bubenhofen gebildet worden ist. Fast alle diese Namen kommen auch in den Mitgliederverzeichnissen der Sebastiansbruderschaft von 1468—1528 vor.

Die Weinundbrot und Wührer, die im späteren Mittelalter in Schömberg die gehobene Schicht, die „Ehrbarkeit“ bildeten und imstande waren, Mannlehen zu tragen, zählten auch in Balingen zu den Besitzreicheren. Vielleicht sind sie in der österreichischen Zeit Balingens zugewandert. Die Sätzlin stellten schon 1442 mit Auberlin den Vogt und 1447 den Schultheißen und hatten auch in der Nachbarschaft Besitz, die Loner 1468 den Keller (Finanzbeamten). In den Rechnungen der Seba-

stiansbruderschaft von 1468—1471 erscheint ein „Maister Neclaus Loner“ als Schulmeister zu Balingen. Da er den Magistergrad besaß, muß er eine Universität besucht und mit einem akademischen Grad verlassen haben. Ein gewisser Wohlstand war zu jener Zeit die Voraussetzung für ein Amt. Wovon die Personen lebten, die weder ein Haus noch Vermögen hatten, wird nicht gesagt. Sehr wahrscheinlich waren sie Tagelöhner oder waren auf die Verwandtschaft angewiesen.

Es sei noch bemerkt, daß 1525 Ebingen kleiner war als Balingen, da dort die Häuserzahl nur 158 und auch ihr Gesamtwert nur 10 284 fl. betrug. In Frommern fällt vor allen Dingen die Mühle mit 250 fl. und in Leidringen der Klosterhof des Abtes von St. Georgen mit 200 fl. auf. Groß muß damals die Armut in Tailfingen und Onstmettingen gewesen sein, denn von 46 Häusern, bzw. 41, sind 40, in Onstmettingen 30 zu weniger als 20 fl. geschätzt. Gut dagegen waren die Vermögensverhältnisse in Ostdorf. Von den 84 Untertanen (darunter 26 bis 100 fl. geschätzt) waren nur 8 vermögenslos. Die Wohlhabenheit der damals rund 500 Einwohner Ostdorfs zeigt sich auch im Wehrwesen. 1521 wurden 27 Mann zu Pferd und 21 Mann zu Fuß ausgehoben (Kreisbeschr. II S. 635). Zum Vergleich seien die Verhältnisse der Stadt Rosenfeld angeführt. Dort wurden 1525 in den Steuerlisten 65 Hausbesitzer, 12 Steuerzahler ohne Häuser und 11 Besitzlose bei etwas über 600 Einwohnern gezählt. Die Häuser galten auch im Durchschnitt nur halb so viel wie in Balingen, da in jenen Jahren die Bevölkerung Rosenfelds (1470 97 Personen steuerpflichtig) zurückgegangen und wahrscheinlich daher das Angebot größer als die Nachfrage war.

Hornisgrinde hingegen der Buntsandstein ansteht, der senkrecht klüftet und steile Hänge gibt. Alle Karnischen waren in den letzten beiden Eiszeiten kleine Hängegletscher („Nivationsnischen“). Schon deshalb sind es im Süden weniger: dieses Gebiet lag lange unter einer dicken Eisdecke, nämlich dem Südschwarzwald-Gletscher. Kare bleiben aber entweder erst beim Rückzug des großen Eises stehen oder sind (Nordschwarzwald) kleine, selbständige Gletscher in mehr oder weniger unvereisstem Gebiet. Sie liegen entweder in engen Talanfängen oder in seitlichen Buchten, durchweg weit oben und sind gegen Osten offen (ostexponiert). Daran wird klar, daß sie sich im Schatten und auf der Leeseite der niederschlagsreichen Westwinde gehalten haben.

Die Skizze zeigt die Entstehung eines solchen Hängegletschers:

Der Schnee im Schatten sinkt in sich zusammen und greift das Bodenprofil an. Am Steilrand, zu dem der Hauptbuntsandstein besonders neigt, verwittert Gestein und rutscht ab. Der Schnee (S), der sich zu körnigem Firn (F) und unten zu geschichtetem Eis (E) setzt, wird vom Gestein und Sand durchdrungen. Dadurch wird das Eis zu einer Fräse, die ein flaches Becken auskolket. Warum ein Becken? Weil das Eis zur Schattengrenze und zum Windangriff hin dünner wird und damit weniger ausschürfen kann. So entsteht dieses „Zungenbecken“ und ein Karriegel aus festem Untergrund, der noch durch Schubmaterial (Moräne) etwas erhöht werden kann. Dieser Riegel wird später vom Wasser durchbrochen. Die Steilwand links wittert auch deswegen so „gern“ ab, weil außer der Kälte Wirkung (um 0° C) zwischen dem Gestein und den Schneefetzen zusätzlich die „Dunkel-Hell-Verwitterung“ eintritt, und weil der Sandstein „gern“ senkrecht klüftet. Daher die vielen Kare im Nordschwarzwald. Es sind kleine Muster der großen, allgemeinen Vergletscherung; ihr Name „Hängegletscher“ ist somit treffend. Die Kare haben nur wenige 100 m im Durchmesser. Sie zeigen die Rundform eines römischen Amphitheaters. Zur Zeit ihrer Entstehung haben sie die großen Vereisungen noch als Gletscher überdauert. Darum gibt es auch im Südschwarzwald und anderswo Kare. Schon bei Freudenstadt setzen sie im Norden ein: am Forbach und Saugenbach, an der Kleinen Kinzig (Reinerzau), an der obersten Nagold, zwischen Nagold und Murg, an der Murg selber, an der Rothmurg, dann an der Raumünzach, an der Biberach beim Wildsee, dann an der Enz und der Schwarzwälder Eyach, am Hundsbach und bis zu 1000 m hinauf beim Ru-

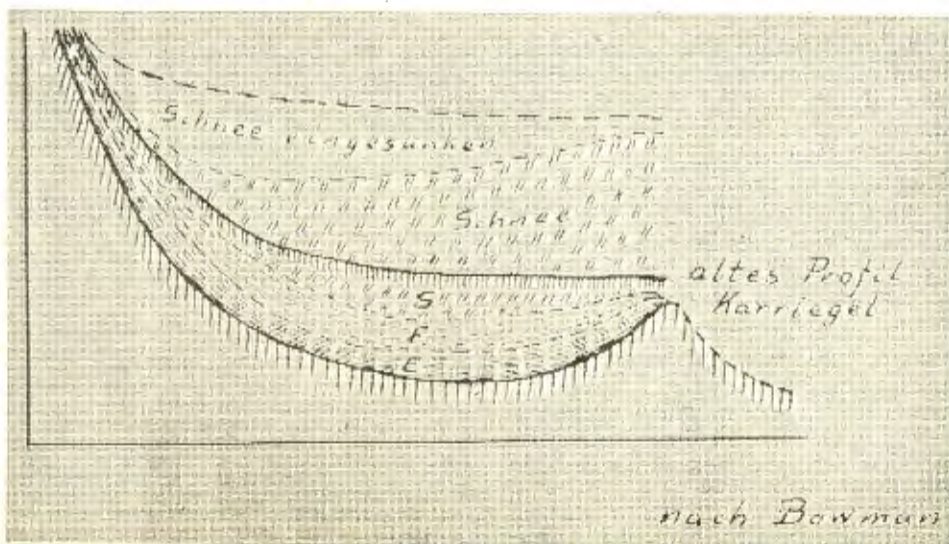
Im Juni in den Schwarzwald

von Hans Müller

Die Heimatkundliche Vereinigung war in den letzten 20 Jahren oft im Schwarzwald. Er ist es auch wert. Seine tiefen, steilen Täler, seine endlosen Wälder mit der gesunden Luft, seine einsamen, einzigartigen Höhen mit ihrem besonderen Pflanzenbestand, seine stillen Seen und die noch halbwegs naturnahe Bevölkerung sind starke Anziehungspunkte. Man fühlt sich als Besucher wohl. Das ist ein unermesslicher Wert.

Aber Heimatforschung geht noch weiter. Wir haben das Gestein (Granit, Gneis, Porphyr und Buntsandstein und deren Einfluß auf die Berg- und Talformen betrachtet. Die Relikte der Eiszeiten, die Endmoränen bei Neustadt und Lenzkirch mit beträchtlichen „Irrblöcken“ und den großen Geröllfeldern weiter talab haben wir uns angesehen. Am weiteren Schicksal der wildromantischen Wutach nehmen wir Anteil. Die markantesten „Missen“ (meist Hochmoore) und ihre Ökologie (Pflanzengemeinschaften) haben wir kennengelernt. Vom Menschen geschaffene Kunstwerke lagen oft am Wege: Stauseen, alte Städte, Siedlungs- und Hausformen, Kirchen, Klöster. Aber immer wieder lockte uns die „Wildnis“. Sie ist einfach und wuchtig und einzig in ihrer Art. Letztes Jahr wurde etwas Besonderes gründlicher in Augenschein genommen: Die Kare. Ohne Vorkenntnisse fallen dem Besucher, der nur so umherfährt, die runden, tief eingebetteten Seen auf. Es sei hier nur an den Feldsee am Feldberg, den Glaswaldsee, Ell-

bachsee, Huzenbacher See, Schurmsee, Wildsee, Herrenwieser See und Mummelsee erinnert. Diese fast kreisrunden, dunklen „Augen“ hochgelegen bis über 1000 m, gehören zu Karen und weisen auf die vielen übrigen Kare hin. Die meisten sind heute ohne Wasser und werden deswegen leicht übersehen, so zahlreich sie auch sind. Wir haben im Südschwarzwald etwa 16 derartige Karnischen; im Nordschwarzwald sind es mehr als 200! Das hängt damit zusammen, daß rund um den Feldberg das Grundgebirge (Granit, Gneis usw.), um die



berg, um nur die gut sichtbaren zu nennen. Natürlich gibt es alle Übergänge vom zirkelrunden Kar bis zu kaum noch erkennbaren oder sogar nur eingebildeten. Aber das ist gerade das Schöne daran: Es bleibt immer noch Gelegenheit zu eignen Entdeckungen.

Im Juni fahren wir (mit Fritz Scheerer) wieder einmal in den Schwarzwald, und da wird es wieder einmal etwas Neues zu sehen und zu lernen geben. Nur wer nicht mehr lebt, lernt (vielleicht) nicht mehr — und umgekehrt!

Landesverweisung und Haft für Teilnehmer am Bauernkrieg

von Felix Burkhardt, Esslingen

Vorbemerkung

Im Nachgang zu dem Aufsatz „Der Bauernkrieg in unserer Heimat“ (Heimatk. Blätter Febr. 75) konnte Herr Felix Burkhardt, Esslingen, Anne-Frank-Weg 26, durch Archivuntersuchungen weitere Nachrichten über Auswirkungen des Bauernkrieges im Balingener Raum ausfindig machen. Dankenswerterweise stellte er sie zur Veröffentlichung in unseren Heimatblättern zur Verfügung. Sch.

Nach der Niederlage, die die Bauern in der Schlacht bei Böblingen und Sindelfingen am 12. Mai 1525 erlitten, mußten die Teilnehmer am Bauernaufstand büßen. Viele wanderten in den Turm.

Am 18. Juli 1525 standen Ludin Meyer und Hans Dräer von Laufen, Heintz Widmer von Weilheim und Hannselin Koch von Edingen vor dem Gericht zu Balingen. Angeklagt waren sie wegen ihrer Beteiligung an dem Bauernkrieg. Es wurde ihnen vorgeworfen, sie hätten sich bei dem Aufstand besonders hervorgetan. Nachdem sie Urfehde geschworen hatten, wurden sie der Haft im Balingener Turm enthoben; sie wurden verurteilt, mit Weib und Kindern Württemberg für immer zu verlassen.

Als aktive Teilnehmer am Bauernaufstand saßen auch Hans Tüschmacher von Balingen, Hennslin Bernhart von Tieringen, Hans Witzimann und Martin Äpler von Hossingen und Heintz Senglin von Digisheim im Balingener Turm. Sie wurden verurteilt, in Zukunft keinen Harnisch und keinen Wehr zu tragen; nur ein Brotmesser mit abgebrochener Spitze war ihnen erlaubt. Offene Zechen und Gesellschaften durften sie nicht besuchen; auch sollten sie mit ihren Familien das Balingener Amt verlassen.

Weil sie sich bei der Erhebung der Bauern besonders hervorgetan haben sollten, mußten sich in Balingen 1525 Conratlin Wurt von Ostdorf, Werner Satler von Balingen, Michelin und Peter Schell von Heselwangen, Ludin Nesen und Jörg Schneider von Frommern, Conrat Falckenstein und Conrat Röslin von Engstlatt und Caspar Ziegler von Edingen, genannt Schilt, verantworten. Auch sie mußten Urfehde

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

schwören und versprechen, sich für das erlittene Gefängnis nicht zu rächen; auch auf Waffen und Wirtshausbesuch hatten sie zu verzichten.

Als Herzog Ulrich gegen Balingen gezogen war, hatte sich ihm auch Germanus Kopp, Priester und Kaplan zu Meßstetten, angeschlossen und war bei ihm geblieben bis zu seiner Vertreibung. Dann hatte er sich den Bauern „anhängig“ gemacht, bis diese bei Böblingen geschlagen wurden. Er wurde aus der Haft im Balingener Turm entlassen, nachdem er versprochen hatte, seine Kaplaneipfründe und Württemberg für immer zu verlassen.

Melchior Witzimann von Hossingen war nach der Niederlage außer Landes gegangen. Er kehrte zurück und stellte sich. Man belegte ihn mit 60 Gulden Strafgeld. Die Reiter von Junker Dietrich Späth, die durchs Land streiften, hatten zwei Männer aufgegriffen, die das Land verlassen wollten, weil sie am Bauernaufstand beteiligt gewesen waren. Sie wurden nach Balingen gebracht und dort in den Turm gesteckt. Die Männer waren Bastian Groß von Augsburg und Peter Greth von Aldingen. Sie wurden aus dem Gefängnis entlassen, nachdem sie die Kosten für ihre Gefängniszeit bezahlt hatten. Die Kosten der Haft und 80 Gulden Strafgeld hatte auch Hans Sutor genannt Scharpf von Edingen zu bringen; er hatte den Bauern als Hauptmann gedient. Weil er Verbindung mit der Bruderschaft der aufrührerischen Bauern gehalten hatte, mußte Johannes Wendel, Pfarrer zu Tieringen, 40 Gulden Strafe zahlen.

Im Jahre 1526 wurde Bentz Lupolt von Waldstetten wegen seiner Vergehen im Bauernkrieg zu einer Strafe von 80 Gulden verurteilt. Im gleichen Jahr hatte sich auch Bastian Lew der Jüngere, Sohn des Alt-Bürgermeister Dietherlin Lew zu Balingen, wegen seiner Teilnahme an dem Bauernkrieg zu verantworten. Er hatte sich selbst gestellt und der „Strafe ergeben“. Nach der Haftentlassung versprach er, nicht wider seinen Herzog und Württemberg zu handeln. Für sein Wohlverhalten bürgten sein Bruder Dietrich Lew, Pfarrer zu Vöhringen, und sein Schwager Hans Schill.

Erst fünf Jahre nach Beendigung des Bauernkrieges wurde Martin Scherer von Ostdorf abgeurteilt. Man warf ihm vor, er sei zu den aufrührerischen Bauern gelaufen, habe mit ihnen vor Balingen gelegen und als Rädelsführer gedient, sich auch bei anderen Aufständen beteiligt. Dann sei er geflohen und habe sich in der Fremde aufgehalten. Auch er schwor Urfehde.

Quelle: Hauptstaatsarchiv Stuttgart A 44.

Die Berberitze

(Sauerdorn)
Berberis vulgaris



Der dornige Strauch der Berberitze wächst in Hecken, im Gebüsch und an sonnigen Hügeln, auch als Zierstrauch im Garten und hier oft in der Abart des Blutdorn mit dunkelrotem Laub und gelben Beeren. An seinen dreiteiligen Dornen (daher auch, und wegen seiner sauren Früchte, Sauerdorn genannt) entspringen die gebüschelten, verkehrteiförmigen, feingesägten Blätter und die gelben Blütentrauben, die im Mai und im Juni aufblühen. Der interessante Blütenbau besteht aus vier Kreisen von je drei Blättern, wovon die zwei inneren Kreise Honigblätter sind. Und darin stehen in zwei Kreisen die sechs Staubblätter, die sich bei Berührung rasch nach innen krümmen. Die Früchte, die im August und September reifen, sind leuchtend rot und länglich rund. Das Berberin in Beeren, Wurzel und Rinde soll blutreinigende Wirkung haben, krampflösend und harntreibend wirken. Die Berberitze ist Zwischenwirt des Schwarzrostes, der das Getreide befällt. So kann sie in der Nähe von Getreidefeldern diesem Schaden zufügen. Deshalb hat man versucht, sie auszurotten. Ihre stark verästelte, holzige Wurzel hat aber immer wieder neu getrieben. Das sehr harte, gelbe Holz wird für Intarsien, Drechslerarbeiten und zu Zahnstochern verwendet.

Kurt Wedler

Heimatkundliche Blätter

Balingen

Jahrgang 22

30. Juni 1975

Nr. 6

Das Kloster Wittichen und seine Beziehungen zu unserem Raum

Von Fritz Scheerer

Bei Schenkenzell im heutigen Kreis Rottweil mündet in die Kinzig die sogenannte Kleine Kinzig. Beide Flüsse kommen aus der Gegend von Freudenstadt. Wandern wir nun von Schenkenzell in nördlicher Richtung und folgen der Kleinen Kinzig, bis wir nach etwa 3 Kilometern den Weiler Vortal (412 m) Gemeinde Kaltbrunn erreichen, so bieten sich beinahe alpin anmutende Bilder. Teilweise mußte die Straße in die dunklen Felsgehänge des Syenits eingesprengt werden. Der Fluß braust über die harten Barren der kristallin schimmernden Riffe. Aus stattlicher Höhe grüßen alte Bauernhöfe von den schroffen Gneis- und Granitfelsen herunter. Diese Talstrecke zählt zu den landschaftlich schönsten des Schwarzwaldes.

Bei Vortal nimmt die Kleine Kinzig den Witticher Klosterbach und den Kaltbrunnbach auf, welcher der Gemeinde den Namen gab. Das enge, schluchtartige Kaltbrunnertal bietet nur wenigen Höfen Platz, so dem Roßberger Hof und „Auf dem Bühl“ (s. „Erzbauern“ von Hansjakob) und einer einfachen spätgotischen Kapelle mit Friedhof. Pfarrkirche und Schule liegen im Witticher Tal. Die einsame Gebirgslandschaft - vom Berghart bis zum Roßberg (747 m) hinauf, vom Laienbächle, wie das waldstille Tal im Oberlauf heißt, bis zum alten Weiher in der Bernecke unterhalb Zwieselberg - durchqueren nur wenige Wege. Wer von Westen vom Schapbachtal kommt, muß stundenlang unter hochragenden Tannen oder zwischen dichtem Gesirrupp von Stechpalmen und Brombeeren wandern, bis er eine menschliche Stimme vernimmt. Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit legt sich auf den Wanderer. Wirklich eine Landschaft so weltfern wie kaum eine andere in schwäbischen Landen!

Bergbau und Kloster

Genau so eng und waldestill ist das Witticher Tal. Straße und Bach führen hier unter dem Klosterbau hindurch. Nichts ist zu hören als das Plätschern des Bächleins, in dem muntere Forellen mit zitternden Flossen im rotgetüpfelten Prachtgewand bachaufwärts schauen. Tiefer Wald deckt heute Halden verfallener Stollen und Schächte des einstigen Bergbaus auf Wismut, Silber und Kobalt (besonders im 18. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, neuerdings sogar Uran festgestellt), an den noch Namen wie „Silberberg“, „Glückshalde“, „Güte Gottes“, „St. Josephs Segen“ usw. erinnern. Aber nirgends mehr erklingt das Hämmern der Bergleute. Vor wenigen Jahren wurden auch das 200 Jahre alte Zechenhaus und der Pulverturm abgetragen. Die ehemalige Werkschmiede ist heute ein Wohnhaus.

Ganz oben im Tal bei der „Schwallung“ sind noch die letzten Spuren des Floßsteiges erkennbar - aus der Zeit, als die mächtigen „Holländerstämme“ in großen Flößen kinzigabwärts geschickt wurden. Nur noch wenige Reste künden von Tagen einstigen Glanzes dieses idyllischen Schwarzwaldtales. Dafür erinnert in dem engen, schattigen Tal eine restaurierte, flachgedeckte

Barockkirche und ein reichverziertes Renaissanceportal an der Talseite des „Langen Baues“, der wie die Kirche gegen Ende des 17. Jahrhunderts entstand, an das einst blühende Frauenkloster Wittichen. Nonnen waren es, die einmal das Kloster zu hohem Ansehen brachten. Im Mittelalter hatte es eigene Schaffneien u. a. in Horb, Rottweil, Straßburg, Brugg usw. Enge Beziehungen bestanden auch zu unserem Raum.

Das reichverzierte Rundportal zeigt uns, daß der Bau 1681, nach Zerstörungen im Dreißigjährigen Krieg und verheerenden Bränden (1640 und 1663), erstellt wurde. Auf dem stattlichen Hochaltar stehen die Statuen des hl. Franziskus und der hl. Klara. Dazu schmücken zwei Seitenaltäre und eine künstlerisch wertvolle Barockkanzel aus der Zeit um 1720 die Kirche. Ein Teil der Klostergebäude wurde 1838 abgebrochen. Im Klostermuseum künden aber heute noch manche Goldschmiedearbeiten und schöne Meßgewänder von der Blütezeit des Klosters. Von der Wand grüßen die Grabmäler der Klostergründerin Luitgard und des letzten Herzogs von Urslingen (s. unten).

Die Selige Luitgard von Wittichen

Das Terziarinnenkloster wurde von einer vom Volk hoch verehrten Schwester Luitgard, einer Tochter einfacher Bauersleute von Wolfach, deren Leben Berthold von Brombach nach ihrem Tod um 1356 beschrieb, 1324 in einer „Wüsteney“ und der Nähe des Wittichensteins gegründet, dessen Frauen später nach einer „eigenen“ Klarissenregel lebten.

Nach der Überlieferung schnitt die Heilige bereits als Kind ihre Kleider vorne kurz ab, denn sie meinte, so sei die Kleidung der Engel beschaffen. Während einer Vision soll ihr der Auftrag erteilt worden sein, ein Kloster für 34 Nonnen zu schaffen (analog der 34 Lebensjahre von Jesu). „Mit einem Heller im Vermögen“ machte sie sich an die Arbeit und bettelte das Geld für den Klosterbau zusammen. Dabei kam sie auch nach Königfelden in der Schweiz, wo sie von der dort weilenden Ungarkönigin Agnes empfangen wurde. Während des Mahles soll sie bei einer Verzückerung gerufen haben: „O Gott, itz verbrinnt min arm Klösterlein!“. Das sei auch tatsächlich zur selben Stunde der Fall gewesen. Aus Mit-

leid sorgte nun die Königin dafür, daß das Kloster viel prächtiger als zuvor wieder aufgebaut wurde.

1629 wurde die Gruff der Mystikerin Luitgard geöffnet. Dabei zeigte sich, daß die Gebeine zu Staub verfallen waren, aber - o Wunder - ihr Gehirn war unversehrt. Heute wird in der Kirche ein Stück der erhalten gebliebenen Hirnschale als Reliquie aufbewahrt und verehrt.

Beziehungen des Klosters zu unserem Bezirk

Die Selige Luitgard hatte zu Anfang des 14. Jahrhunderts enge Beziehungen zum Kloster Margrethausen, das als Klausen zu „Sant Margrethen Husen“ 1338 neu gegründet wurde (B 476 Nr. 1). Bei dieser Neustiftung wirkten die Brüder Heinrich Mül und Albrecht von Mengen und die drei Schwestern Mechthild von Engen, die spätere Priorin, Mechthild von Truchteltingen und Adelheid von Mengen zusammen. Diese standen offenbar unter der geistlichen Leitung der Seligen Luitgard von Wittichen, die im Margrethausener Anniversar (Jahrbuch zum Gedächtnis der Toten) ausdrücklich „unser muoter“ genannt wird.

An erster Stelle unter den Wohltätern des Klosters Margrethausen steht „kuningunne von Ungarn“, Agnes, die Tochter König Albrechts I., die eine besondere Gönnerin der Seligen Luitgard war (s. oben). Vielleicht hat sich diese Habsburgerin Agnes aus alter Familientradition, die sich aus dem 10. und 11. Jahrhundert herleitet, der neuen Stiftung verbunden gefühlt. Die Klausen Margrethausen muß aber schon eine Vorgängerin gehabt haben, denn die Überlieferung des 17. und 18. Jahrhunderts nennt als Stiftungsjahr 1298. In einem alten Anniversar aus der Mitte des 14. Jahrhunderts werden dafür verschiedene Personen des 11. und 12. Jahrhunderts aus dem Sippenkreis Habsburg-Winzeln als Wohltäter genannt.

Im Jahr 1064 bestätigte nämlich König Heinrich IV. auf Bitten einer Witwe Kuningunde dem Kloster Ottmarsheim eine Schenkung, die sie und ihr Gemahl Rudolf u. a. in Doderenhusen (Dotternhausen), Durniwach (Dürrwangen), Ebingen, Burchveld (Burgfelden), Tagolvingen (Tailfingen), Ansmuttingen (Onstmettingen) gemacht haben (WUB 5, 370). Es handelt sich hierbei um Graf Rudolf von Habsburg, den Stifter des Klosters Ottmarsheim, der, wie Deckerhauff nachweisen konnte, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Herren von Winzeln (am Wenzelstein) stand. Vielleicht wurde Margrethausen von Burgfelden abgetrennt. Hans Jänichen vermutet daher (Kreisbeschr. Bd. II S. 514), daß möglicherweise Agnes dem Kloster Wittichen einen Teil ihres Besitzes (die Habsburger

waren ja um die Jahrtausendwende in Burgfelden und Umgebung begütert) zugewendet hat, denn bald nach 1338 besaß Kloster Wittichen eine Reihe von Gütern in Margrethausen und dazu den Kirchensatz.

In Margrethausen darf unsprünglich auf fünf Höfe geschlossen werden. Möln-, Völkers-, Mümlers-, Wildeherren- und Hagenhof. Die Höfe müssen aber bald geteilt worden sein, da die verschiedenen Anteile im 14. Jahrhundert je etwa zur Hälfte den Herren von Tierberg und dem Kloster Wittichen gehörten. Der Völkers- und Wildeherrenhof sind vermutlich ganz tierberbergisch gewesen, denn 1373 verkauften die Tierberg daraus eine Gült an das Kloster Wittichen. Die Hälfte des Mümlerhofes verkaufte das Kloster 1354 an die Klause Margrethausen, die 1359 auch ein Viertel des Mölnhofes von Wittichen zu Lehen erhielt (B 476). Um die Abgaben des Hagenhofes wurde 1384 zwischen den Inhabern und Wittichen gestritten. Für die Aufbewahrung der Zehnt- und Gültfrüchte und für den Verwalter des Margrethausen Besitzes ließ Kloster Wittichen vor 1359 ein Haus mit Kornschütte in Margrethausen erbauen (B 476).

Die Verbindung zwischen Margrethausen und Kloster Wittichen muß anfangs sehr enge gewesen sein und blieb in lockerer Form noch bis ins 16. Jahrhundert hinein erhalten (KB II S. 514). Das Kloster war auch in die Pfarrei eingedrungen, deren Sprengel vermutlich aus dem der Burgfelder Michaelsparrei herausgeschnitten worden ist. Nach dem Liber marcarium (1470 mit 7 Gulden besteuert) gehörte die Margrethausen Kirche dem Kloster Wittichen. Die Herren von Tierberg haben dann den Kirchensatz vermutlich durch eine Abfindung von Wittichen erworben.

Im 14. Jahrhundert brachte es das Kloster Wittichen zu ansehnlichem Besitz und Reichtum. Die Rottweiler Bürger Konrad und Martin von Balingen veräußerten 1342 drei Güter in Dormettingen an Kloster Wittichen, das 1351 noch ein Gut eines Egen Kleiner erwarb. Diese Güter gingen um 1600 an die Kloster Alpirsbacher Pflege in Rottweil über (28 Jauchert Äcker und zwei Mannsmahd Wiesen). Auch in Dotternhausen und in Leidringen besaß Wittichen um diese Zeit ein Gut. Aus Gütern in Pfeffingen und Rosenfeld bezog das Kloster Zehnten. In Geislingen besaß Wittichen 1582 zwei Lehen- und Gülthöfe, die 1717 57 J. Äcker, 17 Mm. Wiesen und 86 J. Holz (Wald) umfaßten und 1718 an das Geislinger Rittergut verkauft wurden. Einige Güter auf der ehemaligen Markung Bronnhaupten gehörten zu diesen Geislinger Gütern.

Am 28. Februar 1351 verbürgte sich Graf Friedrich von Zollern der Alte des Schalksburg ist für Adelheid von Jungingen, Conrads sel. von Tierberg Gattin, und deren Söhne, als dieselben dem Kloster Wittichen ihr Gut Walchhof bei Ebingen verkauften (B 476 mit anhängendem Senorsiegel, Staatsarchiv Stuttg.), von dem es später an Kloster Margrethausen kam. Dieses Kloster verlieh den „Witkerhof“ 1415 dem Ebinger Spital, das um 1410 von Frau Katharina der Strichin anscheinend zur Versorgung ihres Sohnes Hans Pfister, der pflegebedürftig war, gestiftet wurde. 1431 war das lehensfähige Geschlecht der Strichen in Bitz ansässig und stritt sich von dort aus mit dem Kloster Wittichen um das Strichengut in Ebingen. 1414 wurde dieses an das Spital verkauft.

Geschicke des Klosters Wittichen

1327 erhielt Kloster Wittichen von den Grafen von Geroldseck (bei Lahr) das Patronat über die Pfarrei Roßberg. Nach dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg und

nach zwei Bränden (s. oben), wurde das Kloster neu aufgebaut. Aber schon früher, nach etwa 150jähriger Schirmherrschaft der Geroldsecker, kam die Kastvogtei des Klosters 1500 an Graf Wolfgang von Fürstenberg. Dieser Herrschaftswchsel war von einschneidender Bedeutung und brachte das einst blühende Kloster an den Rand des Untergangs. Alle Schwestern hatten unter dem Einfluß der Reformation das Kloster verlassen und nur die Äbtissin Agnes Bremer war zurückgeblieben. Trotz hoffnungsvollem Neubeginn durch Unterstützung anderer Klarissinnen kam das Kloster später nicht mehr zur Blüte. 1803 ließ die Säkularisation den Besitz den Fürsten von Fürstenberg zufallen. Heute herrscht stiller Friede im abgelegenen Gebirgstal.

Die Herzöge von Urslingen und Kloster Wittichen

Auf einem Umlaufberg im Schlichemtal beim Butschhof, der zur Gemeinde Ependorf gehört, lag die Stammburg der Herzöge von Urslingen, deren einstiges Rittergeschlecht nach dem Italien des Mittelalters den berühmten Condottiere Wilhelm von Urslingen sandte, der sich „den Feind Gottes und des Erbarmens“ nannte. „Danach konnte mit „Konrad von Urslingen“ die Herzogswürde von Spoleto erworben und vorübergehend unter dem Staufer Heinrich VI. die Statthalterschaft von Sizilien ausgeübt werden. Dann war ein Herzog Konrad von 1363-1371 Schutz-

vogt des Klosters Alpirsbach (s. dazu Heimatk. Bl. Aug. 1966).

Die Grabplatte des letzten Urslingers mit den drei Schildchen und einer hohen phrygischen Mütze befindet sich im Kloster Wittichen zur Rechten des Luitgardgrabes. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts besaßen die Urslinger Burg und Stadt Schiltach. Ihr Schild wurde sogar zum Schiltacher Stadtwappen. In einem einsamen Stüblein der Burg starb hier 1442 der letzte Herzog von Urslingen, ein „Bettelherzog“, der unruhvolle Reinold IV., als armer und verlassener Mann, der auf „Freizügen“ (Raubzügen) zum Schluß sein Leben fristete, wobei seine Hände nicht immer sauber blieben. In der stillen Klosterkirche fand der vielverklagte „Ritter Unrast“ seine letzte Ruhestätte. Die Stammburg im Schlichemtal wurde schon 1327 an Württemberg verkauft.

Heute scheint das in Taleinsamkeit geborgene ehemalige Kloster mit seinen von Klarissinnen erstellten Bauten im Rauschen des Baches eingeschlafen. Der seltsame Grabstein des „armen, verdorbenen Bettelherzogs zu Schiltach“, den die kaiserlichen Landgerichte ob seiner Händel und Räubereien mehrfach verurteilt hatten, erinnert mit der Helmzier der Urslinger, dem Brustbild eines bärtigen Mannes mit wallendem Haar und hoher Mütze, daß die Herzöge von Urslingen einige Zeit Schutzherrn von Wittichen waren.

Eduard Mörike

Nur ein Hinweis zum 100. Todestag des Dichters am 6. Juni

Wir vergessen heute allzuleicht, daß es neben den alltäglichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten auch noch ein Reich des Geistes und der Schönheit gibt, ein Reich, in dem religiöse, philosophische, wissenschaftliche und künstlerische Wahrheiten lebendig sind, die für die Bewältigung unsres Daseins von größter Bedeutung bleiben. Nehmen wir den 100. Todestag unseres schwäbischen Dichters Eduard Mörike zum Anlaß, uns diese geistigen Werte wieder näher zu bringen, denn er hat es verstanden wie selten einer, in wohlklingendem Rhythmus der Sprache die tiefsten Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Um Mitternacht

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand;
Ihr Auge sieht die goldne Waage nun
Der Zeit in gleichen Schalen ruhn.

Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenem Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd';
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes
Joch.

Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenem Tage.

Alles, was Mörike in sprachliche Form brachte, war ein Kunstwerk von besonderer Köstlichkeit, Feinheit und Beschwingtheit, wohl aus dem Zwiespalt seiner Seele, dem Hin- und Hergerissensein zwischen Pflicht und Amt einerseits und seinen Wünschen und Träumen andererseits erwachsen.

Er ist's

Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
stübe, wohlbekannte Düfte
streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
wollen balde kommen.
Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja, du bist's!
dich hab' ich vernommen!

Dieser letzte Romantiker, aber auch erste Realist, der Steine sammelt und Elumen besingt, verstand es, geheimste Regungen und verborgene Seiten der menschlichen Seele aufzudecken und lebendig werden zu lassen.

Besuch in Urach (Vers 3)

Hier wird ein Strauch, ein jeder Halm zur
Schlinge,
die mich in liebliche Betrachtung fängt;
kein Mäuerchen, kein Holz ist so geringe,
daß nicht mein Blick voll Wehmut an ihm
hängt:
Ein jedes spricht mir halbvergessne Dinge;
ich fühle, wie von Schmerz und Lust
gedrängt,
die Träne stockt, indes ich ohne Weile,
unschlüssig, satt und durstig, weiter eile.

In einem Dutzend schwäbischer Städtchen und Dörfer war Mörike tätig als ein „Wanderer zwischen beiden Welten“. „Laß o Welt, o laß mich sein . . .“, ruft er aus, und doch wird er immer wieder in einer eigenartigen Verzauberung von ihr festgehalten.

Septembermorgen

Im Nebel ruhet noch die Welt,
noch träumen Wald und Wiesen.
Bald siehst du, wenn der Schleier fällt,
den blauen Himmel unverstellt,
herbstkräftig die gedämpfte Welt
im warmen Golde fließen.

Daß Sprache, lebendige und wesenhafte Sprache, Geist ist, das kann uns Mörike in seiner Lyrik sehr deutlich aufzeigen. Da bringt er Wesenhaftes zum Schwingen und Erkenntnisse in einer nicht zu überbietenden Form zum Ausdruck, wie sie nicht schöner sein könnte. Dazu gehört auch sein

Gebet

Herr schicke, was du willst,
ein Liebes oder Leides!
Ich bin vergnügt, das beides
aus deinen Händen quillt.

Wollest mit Freuden
und wollest mit Leiden
mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
liegt holdes Bescheiden.

Der Mörike-Forscher Hans Wolfgang Rath kam übrigens bei seinen genealogischen Untersuchungen zu dem eigenartigen Ergebnis, daß viele der schwäbischen Dichter, Denker und Philosophen eine gemein-

same Stammutter haben. Es ist die Tochter des Tübinger Professors der Logik, Georg Burckhardt (1539—1607), Regina Burckhardt. Sie heiratete den in Tübingen geborenen Professor der Medizin Dr. Karl Bardili. Aus dieser Verbindung führen die verwandtschaftlichen Fäden zu Mörike, Hölderlin, Uhland, Schelling und Hegel, dann zu Wilhelm Hauff, Gustav Schwab, Otilie Wildermuth und Fr. Th. Vischer. Auch Ludwig Finkh gehört als jüngster Sproß dazu und über die Familie Textor ist sogar Goethe hinzuzurechnen.

Landkarten und Poststraßenkarten von Württemberg

Von Rudolf Töpfer

In enger Verbindung mit der Post steht die kartenmäßige Darstellung des Landes Württemberg und seiner Straßen. Hier sei zunächst auf die in Nummer 4/1971 auf Seite 833 der Heimatkundlichen Blätter ausschnittsweise abgebildete „Chorographia Ducatus Wirtembergici, Beschreibung des löblichen Hertzogthums

Wirtenberg“ von Georg Gadner verwiesen, die aus einer Übersichtskarte des ganzen Landes sowie Einzelkarten von 20 Forstbezirken besteht, die 1588—1596 geschaffen wurden. In den Jahren 1609—1612 fügte Johann Öttinger im gleichen Stile fünf weitere Karten über die Schwarzwaldforste hinzu. Es handelt sich mithin um eine nach

Forsten gegliederte erste vollständige Landesaufnahme und um eine der ältesten Karten Württembergs überhaupt. Hinsichtlich der Darstellung fällt auf, daß — wie aus der Vogelschau — Höhenzüge, Wälder, Flußläufe und Ortschaften deutlich erkennbar sind, jedoch Straßenverbindungen völlig fehlen.



Ausschnitt aus „Spezial Post Karte durch den SCHWÄBISCHEN KREIS“, herausgegeben von den Homaennischen Erben, 1752 (etwas verkleinert)

Ein volles Jahrhundert später schuf der württembergische Pfarrer und Kartograph **Johann Majer** die bis dahin genaueste und inhaltsreichste **Übersichtskarte des Herzogtums Württemberg**. Diese Karte war das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit. Sie ersetzte die Karte Gadners und blieb während des ganzen 18. Jahrhunderts, unerreichbar. Die Majersche Karte ist 1710 bei Johann Baptist Homann in Nürnberg gedruckt worden. Sie wurde erst durch die „**Charten von Württemberg und Schwaben**“ von **Bohnenberger und Amman** überholt, die ab 1798 entstanden.

In diesem Zusammenhang dürfte interessieren, daß die eigentliche allgemeine **Landvermessung** im Wege der Dreiecksvermessung in Württemberg erst im Jahre 1818 begann. Der eingesetzten Kommission gehörte auch Professor Johann Friedrich von Bohnenberger (1765—1831) an, der Astronom und Mathematiker an der Tübinger Universität war. Die Dauer der umfangreichen Vermessungsarbeiten in Regie des Staates war zunächst auf zehn Jahr veranschlagt, wobei 200 Geometer eingesetzt werden sollten. Da das nicht möglich war, konnte das Unternehmen erst 1840 nach etwa 22jähriger Dauer im Oberamt Tuttlingen abgeschlossen werden. Insgesamt waren damals **15 572 Flurkarten** geschaffen worden. Der Wunsch der Regierung, ein für Jahrhunderte brauchbares Werk zu liefern als eine wichtige Grundlage der bürgerlichen Ordnung, war in Erfüllung gegangen. Die Eigentumsgrößen konnten gesichert, der Grenzfriede hergestellt und die Vermessungsämter ordnend tätig werden.

Sowohl die Majersche Karte als auch die Bohnenbergersche Karte dienten als Unterlagen zur Anfertigung von Spezial-Postkarten. Die Abbildung zeigt einen Ausschnitt aus der 1752 von den Homannischen Erben herausgegebenen „**Special Post Karte durch den SCHWAEBISCHEN KREIS**“ (nach Majer). Eine „**Der Posten Lauf im Königreich Württemberg und Großherzogtum Baden**“ betitelte Karte erschien im Jahre 1810 unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Bohnenbergersche Karte (siehe Abbildung im „**Archiv für deutsche Postgeschichte**“ Heft 2/1962, Seite 45).

Die abgebildete Karte von 1752 zeigt recht deutlich große und kleine Städte sowie Dörfer. Die Reichsstädte sind besonders gekennzeichnet (Esslingen, Reutlingen, Rottweil). Gestrichelte Linien geben die Grenzen an, z. B. zu den hohenzollerischen Gebieten und zu Vorderösterreich. Die Gebietsverhältnisse jener Zeit waren ja recht buntscheckig. Zahlreiche fürstliche, gräfliche, geistliche, ritterschaftliche und reichsstädtische Gebiete und Staaten verzahnten sich so sehr, daß es schwer fällt, sie auseinander zu halten. Insbesondere aber zeigt die „**Spezial Post Karte**“ natürlich die Postverhältnisse jener Zeit; so die Reichspoststationen (Posthorn neben den Ortsnamen), die Postverbindungen (reitend/, fahrend //) und die von den betreffenden Posten benötigten Zeiten (eine ganze, eine halbe, eine viertel Stunde). — Der Ausbau, den die Reichspost seit Beginn des 18. Jahrhunderts erfuhr, wurde zum einen durch stabile und ruhige politische Verhältnisse begünstigt, zum anderen wirkte sich die Erhebung des Reichspostgeneralats durch Kaiser Karl VII. zu einem kaiserlichen Thronlehen am 2. Juli 1744 ebenfalls positiv aus. Was Württemberg betrifft, so hatten sich hier verwandtschaftliche Beziehungen zum Hause Thurn und Taxis ergeben. Am 1. Mai 1727 vermählte sich Herzog Karl Alexander von Württemberg mit Prinzessin Maria Augusta von Thurn und Taxis. Am 3. September 1753 wiederum heiratete Erbprinz Carl Anselm von Thurn und Taxis in Stuttgart die Herzogin Augusta Elisabeth von Württem-

berg. Zwischen Thurn und Taxis und Württemberg war im August 1754 ein Postvertrag geschlossen worden. Doch zurück zur „**Special Post Karte**“ die erkennen läßt, daß auf dem Kurs in die Schweiz bereits damals eine fahrende Post lag, womit die Landkutschen gemeint sein dürften. Nach der von **Herzog Karl Eugen** im Jahre 1751 erlassenen Tarifordnung kostete damals eine Fahrt von Stuttgart nach Balingen zwei Gulden. Die einzelnen Poststationen sind auf der Karte klar erkennbar: Stuttgart/Canstadt — Waldenbuch — Tübingen/Dußlingen — Wiestemühl (b. Hechingen) — Bahlingen — Altingen — Duttlingen — Engen — Schafhausen. Von Wiestemühl bei Hechingen nach Bahlingen benötigte die fahrende Post drei Stunden, von Bahlingen nach Altingen fünfzehn Stunden, nur um die zu Bahlingen benachbarten Poststationen zu nennen. Im übrigen dürfte das auf der Karte beim Ortsnamen Schemberg abgebildete Posthorn fälschlicherweise dort hin geraten sein. Schömberg, das 1750 bis auf die Kirche und vier Gebäude durch Feuer zerstört worden war, hatte damals noch keine Poststation.

Die Karte von 1752 zeigt auch eine etwas andere Führung der Straße, als sie 1797 von Goethe beschrieben worden ist. So verlief die Straße 1752 von Derendingen aus noch über die Höhe von Krespach nach Dußlingen. Bei Sebastiansweiler verlief die Straße noch in der Senke, um an der heutigen Abzweigung nach Bodelshausen in sanftem Anstieg die Höhe zu erklimmen und den bequemsten Übergang über das Starzeltal bei der „**Wiestemühl**“ (Friedrichstraße) bei Hechingen zu erreichen. Das hohenzollerische Hechingen wurde bis um 1790 von der Schweizer Straße westlich

umgangen; die heutige B 27 umgeht östlich. Wie die Karte richtig ausweist, befand sich 1752 in Hechingen selbst noch immer keine thurn und taxissche Poststation. Zeitweise diente die nördlich von Hechingen gelegene „**Wüstemühle**“ diesem Zweck, so ab 1709 zur Landpostwagenzeit und auf Betreiben des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen anfangs 1733, jedoch nur wenige Tage seitens der Thurn und Taxis, sowie, der abgebildeten Karte zufolge, um 1752. Doch die württembergische Regierung erhob aus Konkurrenzgründen Protest und untersagte den Postillionen, bei der hohenzollerischen Wüstemühle zu halten. Damals waren die Hechinger gezwungen, ihre Auslandsbriefe beim Kaiserlichen Reichspostamt zu Cannstatt abzuholen bzw. aufzuliefern. Letztere konnte man beim Hechinger Stadtschultheißen abgeben, der sie sammeln und zweimal wöchentlich in einem verschlossenen Paket durch den „**ordinari Pott**“ nach Cannstatt bringen ließ, wofür pro Brief zwei Kreuzer extra zu zahlen waren. Offenbar war man nur beim Postamt Cannstatt befugt, aus dem Ausland kommende Felleisen zu öffnen. Im Inlandsverkehr bediente man sich ohnehin hierzulande der zahlreichen Boten- und Metzgerposten. Später wurde der vor den Toren Hechingens gelegene württembergische Grenzflöcken Bodelshausen für die Einrichtung einer thurn und taxisschen Poststation in Betracht gezogen. Schließlich gab jedoch Württemberg seinen Widerstand auf, so daß am 1. September 1756 in der Stadt Hechingen selbst von den Thurn und Taxis eine Kaiserliche Reichsposthalterei in Betrieb genommen werden konnte.

Schluß folgt

Die Arnika

Die Arnika (Berg-Wohlverleih)
Arnica montana



Schon die Germanen haben Arnika als Heilpflanze gekannt, sie wurde im 16. Jahrhundert in die ärztliche Praxis eingeführt, aber erst vom Anfang des 18. Jahrhunderts an öfter von Ärzten verwendet. Hildegard von Bingen (1098-1179) nennt sie Wolviszeisila, Wolverlei, Wolfesgelegena. Diese althochdeutschen Namen sind aber nicht geklärt. Auf alle Fälle kommt das heutige „**Wohl**“ von Wolf und nicht von „**Wohl**“ zu. Sie war früher der Frigga und dann der Maria geweiht, und man schrieb ihr magische Kraft zu, so den Schutz vor Blitz,

Hagel und Hexen. Die „**Natur, Krafft und Wirkung**“ der Pflanze hat erstmals P. A. Mattioli (1501-77) beschrieben: „**Diss kraut und fürnemlich die wurtzel / wermut und macht dünn / mit einer geringen zusammenziehung. Der wurtzel ein oder zwey quentle schwer in wein getrunken / hilft denen / so von einer Kröten gebissen sind / oder etwa das kalte Gift opium eingenommen haben. Die wurtzel allein ist gut wider das bauchgrimmen / und rote rhür . . .**“ Heute wird sie vor allem als Arnikatinktur zur örtlichen Durchblutung verwendet.

Obwohl die Arnika schon sehr früh geschützt wurde, trifft man sie auf der Alb und im Schwarzwald nur noch an wenigen Plätzen an, dagegen ist sie in den Alpen noch häufig und bis in Höhen von 2800 m anzutreffen.

Der kriechende Wurzelstock treibt dünne Nebenwurzeln und bildet mit den ersten Grundblättern eine Rosette zum Schutz vor Austrocknung. Sie sind, wie die Stengelblätter, flaumig behaart. Auch diese Haare schützen die Pflanze vor zu starker Sonnenbestrahlung. Die bis 60 cm hohen Stengel tragen die orange bis dottergelben Korbblüten, die, wie auch die Blätter, einen angenehmen Duft verbreiten. Sie blühen von Juni bis August. Verwechslungen gibt es manchmal mit dem Ochsenauge, einem Korbblütler, dessen Blätter gezähnt und Blüten etwas heller sind. Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „**Zollern-Alb-Kuriers**“

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 22

31. Juli 1975

Nr. 7

Rudolf von Habsburg

von F. Roemer

Seit dem Ende des Interregnums durch die Wahl Rudolfs von Habsburg zum Deutschen König sind nun schon 700 Jahre vergangen. Das Ereignis vom 1. Oktober 1273 ist damals wie noch heute als so bedeutend angesehen worden, daß es immer wieder zur näheren Untersuchung der Zeitläufte reizte und zu einer Stellungnahme fast herausfordert. Denn während die Geschichtsschreibung im großen ganzen das Auftreten des ersten Habsburgers als den Beginn einer neuen Epoche ansieht, trifft man dabei doch recht oft auf verschiedenartige Meinungen schon über die Person dieses Königs, mehr noch über seine Politik, seine Einstellung zu den Aufgaben der Zeit, seine Methoden, sich und seiner Familie Geltung zu verschaffen; man sieht auf alle Fälle, daß es nichts in dieser achtzehnjährigen Regierung gibt, das belanglos oder gar langweilig und uninteressant wäre. Es war bei allen Aktionen Rudolfs immer etwas, das für ihn, seine Zeit und letztlich die große Politik charakteristisch war und erwies, wie sich innerhalb eines halben Jahrhunderts fast alles verändern und verschlechtern kann. Aus Rudolfs Planen und Handeln kann der riesige Abstieg des Reiches ersehen werden. War die Deutsche Geschichte schon immer mit tragischen Vorzeichen reichlich ausgestattet, so erkennen wir, wenn wir aufmerksam sind, das gesamte Trauerspiel der hochmittelalterlichen deutschen Geschichte aus Rudolfs Versuchen, etwas an Requisiten dieses *theatrum mundi* zu retten. Grund und Schuld am Untergang des Imperiums sind in Frage und Antwort ebenso unausweichlich wie lehrreich; die Lehre ist aber trotz ihrer Publizität noch nie angewendet worden, obwohl sie klar und unerschütterlich feststeht.

Man darf sagen, daß der Widerwille der Deutschen gegen eine straffe, einheitliche Staatsführung schon immer das Grundmotiv des ständigen Kampfes zwischen dem Reich und seinen Teilen, auch damals schon den „Ländern“ bildete. Vielleicht geht die Abneigung noch tiefer, im Unbehagen gegen alles, was zum Wesen des Staates an sich gehört. Die Hinneigung dagegen zum Bündischen, Eigenständischen, zum Privilegiensystem, zur Selbstgefälligkeit im Individuellen, zu Sonderlösungen und Ausnahmen, sind Wesenszüge, die, miteinander leicht verflechtbar, den germanischen Charakter ebenso bilden wie Begriffe ganz anderer, vielfach entgegengesetzter Natur, wie die Sehnsucht nach einem mächtigen Reich, Gleichheit und überall gültiger Gerechtigkeit, nach Einheit und Einigkeit, Frieden und gesichertem Wohlstand, auch ganz mystisch nach Weltenordnung als letztem Ziel vor dem Weltuntergang, wiederum Züge, die besonders den Deutschen eigen sind oder es wohl als eine Art späten staufischen Vermächtnisses wurden. Das Wechselvolle, Widersprüchliche, entspringt aber auch und entspricht der großen Begabung und dem Selbstbewußtsein der einzelnen Stämme. Aber in der eigentlichen Geschichte konnten sich große Gedanken nur als Wünsche und Ziele bemerkbar machen. Sie wurden in der Politik überdeckt von den vorgenannten Erscheinungen, die sich seit dem Ende des karolingischen Reiches geradezu angeboten hatten, um das alte Stammesdenken durchzusetzen und in reale Zustände umzuformen. Solche Erscheinungen wurden bestärkt und abgerundet durch das Lehenswesen. Dieses, aus dem Grundgedanken der Treue, von Pflicht und Lohn, auch aus dem Fehlen einer Geldwirtschaft, staatlicher Organisation und Verwaltung hervorgegangene sozialökonomische System war ein Schaden, wenn auch ein unvermeidlicher, nicht behebbarer. Das Problem ist an sich einfach. Ohne ausreichende regelmäßige Geldein-

nahmen war die Einrichtung einer reichsunmittelbaren Verwaltung und das Halten einer bewaffneten Macht unmöglich. Auf diese aber kam es an. Ohne eine ständig zur Verfügung stehende, gehorsame und disziplinierte Truppe war schon im Altertum ein Staatswesen nicht zu halten, um wieviel weniger in den Jahrhunderten zwischen Völkerwanderung und Renaissance. So drängte sich — durchaus keine historische Neuerscheinung — das Lehenswesen als zunächst einfaches militärisches System auf und nahm sehr rasch gerade die Formen an, die man als Mißbrauch bezeichnen darf und letztlich die Ohnmacht des Reiches verschuldeten. Vom großen Lehensmann zum Territorialfürsten bedurfte es nicht vieler Schritte. Wohl gab es immer einen Primus, aber eben nur inter Pares. Die unzähligen Schwierigkeiten, die von diesen ausgingen, haben den Herrschern des heiligen römischen Reiches in einer für unsere Zeitgenossen, aber auch für viele Altvorderen aus jenen fernen Tagen unbegreifliche und wirklich unersetzliche Schäden gebracht, ganz zu schweigen von den fatalen und blamablen Situationen, die damit für das deutsche Königtum verbunden waren und den nach innen und außen erschreckenden Kämpfen mit den Päpsten kaum nachstanden, ja diese förderten und immer wieder in Gang brachten.

Es war für einen Realpolitiker nach heutiger Meinung damals nicht erstrebenswert, die Krone Germaniens zu erlangen. Aber wir verkennen in unserem Zeitalter zu schnell und zu leicht den mystischen Glanz des Königtums, wie er sich bei aller Einsicht in die Realitäten eben doch zeigte. Immer noch waren die Ideen der Herrschaft über Christenheit und Imperium stärker und bezauberten auch die Nachfahren der Kaiser aus dem schwäbischen Stamme, deren Wort noch überall vernehmlich war, wenn auch je länger je mehr angezweifelt und angefochten. Aber die Glorie bestand.

Das Interregnum, ein wohl populärer, aber wenig glücklicher, auch rechtlich nicht haltbarer Begriff, gab seiner Zeit die Anschauung eines um sich greifenden Verfalles der kaiserlichen und königlichen Position und das Bedürfnis nach einer Ordnung wenigstens innenpolitischer Art. Damals bildete sich der tiefe Zwiespalt der Reichsstädte und der Dynasten aller Grade und sollte sich durch Jahrhunderte nicht beruhigen.

Richard von Cornwall, deutscher König seit 1257, Bruder König Heinrichs III. von England und Schwager Kaiser Friedrichs II., war 1272 gestorben. Er war gelegentlich in Deutschland, aber, wie es heißt, nur links des Rheins. Gemeinhin weiß man von ihm so viel und so wenig wie von seinem zu gleicher Zeit gewählten Nebenkönig Alfons, König von Kastilien, dessen Mutter Beatrix (Elisabeth) eine Tochter Philipps von Schwaben war und der nach den Anschauungen der Zeit für eine Bewerbung aus Gründen des Geblütsrechtes besondere Berücksichtigung fand. Er gilt als einer der größten Könige auf der iberischen Halbinsel. Sein Interesse am römischen Reich, zunächst an der deutschen Königskrone, war bedingt durch weitreichende Pläne in Italien und im westlichen Mittelmeerraum, in vielem ähnlich denen seines kaiserlichen Verwandten, Friedrichs II. Aber man sah überall, daß diese Doppelwahl ein Unsinn war, nahm diese Könige nicht ernst, sondern nützte sie zur Verleihung eigenständiger Rechte aus. Es konnte so nicht bleiben. Denn es trat als möglicher, ernstzunehmender Bewerber um den praktisch leerstehenden Thron auch der unmittelbare Nachbar, Philipp III., König von Frankreich auf, veranlaßt und angetrieben besonders von seinem Oheim Karl von Anjou, König von Sizilien; Philipp hatte alles, was nach päpstlicher Meinung und deutscher Fürstenüberlegung ein deutscher König nicht haben durfte, Macht und Geld. An den Höfen in Rom, Köln und Mainz erkannte man die Gefahr und fürchtete sie noch mehr als die gleichzeitigen Bestrebungen König Ottokars II. von Böhmen, der sich nicht unberechtigte Hoffnungen machte und ebenfalls ein geschlossenes Gebiet machtvoll und zielbewußt beherrschte, zum Kurfürstenkollegium gehörte und ebenfalls eine Tochter König Philipps, Kunigunde, zur Mutter hatte. Die weiteren in Deutschland und Norditalien besonders populären Bemühungen des Markgrafen Friedrich von Meissen, Enkels Friedrichs II. fanden keine Billigung der Kurie, die ein für allemal den direkten Angehörigen oder männlichen Nachfahren der staufischen Dynastie eine Wiederkehr unmöglich zu machen bekundete, ebensowenig der Kurfürsten, so daß ein deutlicher Hinweis des Papstes, Gregors X., an die drei geistlichen Kurfürsten, nunmehr unverzüglich zu einer Wahl zu kommen, auf Bereitwilligkeit stieß. Das Schreckgespenst eines neuen starken, von

den Fürsten unabhängigen Königs in der Person des französischen oder böhmischen Königs trieb alle zur Eile. Es war zu befürchten, daß diese beiden in der Lage gewesen wären, eine starke Zentralmacht noch neben ihrem Eingebachten aufzubauen und damit den Großen des Reiches unangenehm zu werden. Darum hatte der Papst dem französischen Bewerber außer schönen Worten keine Zusagen auf Unterstützung mitgeteilt, sondern vielmehr das deutsche Wahlkollegium aufgefordert, zum Ergebnis seiner Überlegungen zu kommen, sofern sie nicht sein unmittelbares Eingreifen herausfordern wollten. Er wollte nicht von den Franzosen abhängig werden und hatte an Karls von Anjou italienischer Politik keinen Gefallen mehr. Man könnte der Versuchung unterliegen, zu meinen, er habe das Exil in Avignon geahnt, Alfons von Kastilien, der über ein Jahrzehnt sich um einen Zug nach Italien und Deutschland vergeblich bemüht hatte, war unmißverständlich, aber vergeblich, zum Verzicht auf die deutsche Königskrone aufgefordert worden, so daß wir erkennen können, daß der Papst im Reich alsbald doch wieder Ordnung sehen wollte und so klug war, diese auch für notwendig zu halten, also nicht nur wegen der von Philipp III. her kommenden Gefahr, die niemand, besonders nicht von Italien her, unterschätzen durfte. Nun, man beeilte sich, unter denen, die nicht groß, aber auch nicht zu klein an Einfluß, Ansehen und Mitteln waren, jemand zu finden. Der Mainzer Erzbischof Hermann trat für den sicher allgemein bekannten Grafen Rudolf von Habsburg ein, dem er seit Jahren nahe stand.

Der Graf von Habsburg, begütert in der Nordschweiz, im Elsaß und mit den Grafenrechten noch über dieses Gebiet hinaus belehnt, war im Reich kein Unbekannter. Er war der staufischen Sache stets ergeben gewesen, galt als klug und rechtschaffen, zurückhaltend in den großen Reichsangelegenheiten, war nicht so arm, wie er immer sagte, ein erfahrener Kriegermann und guter Verwalter, sozusagen der Beste aus der zweiten Garnitur. So stellte er sich den Kurfürsten und den anderen großen Herren dar. Aber er war und konnte viel mehr, wie sich zeigen sollte. Das Kurfürstenkollegium und die Kurie stellten noch eine Reihe von Bedingungen zusammen und beauftragten den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, den Grafen zu fragen, ob er im Falle seiner Wahl diese annehmen werde. Rudolf sagte alles zu. Er befand sich immer noch bei der Belagerung von Basel, das von einem seiner grimmigsten Feinde, dem Bischof Heinrich, verteidigt wurde. Die Anfrage der Kurfürsten traf ihn aber, dies muß hervorgehoben werden, nicht völlig unvorbereitet. Er war schon wiederholt als möglicher Kandidat für die Königswahl im Gespräch gewesen und dem nicht entgegengetreten; ob er von sich aus seine Wahl betrieben hätte, wurde und wird immer wieder behauptet, darf aber wohl mit Recht bestritten werden. Wenn wir genauer hinsehen, konnte seine Person nach Abwägung aller Umstände und Eigenschaften von den Wählern einfach nicht übersehen werden. Er schien gerade der richtige Mann zu sein, nüchtern, bieder und etwas hausbacken, ein guter Familienvater und vor allem ohne große Hausmacht und somit den Fürsten verpflichtet; für sie war er kein Phantast wie die Staufer, er würde die Nation nicht mehr in Abenteuer führen und vor allem die Kurie nicht herausfordern.

Am 1. Oktober 1273 wurde der fünfundsünfzigjährige Rudolf in Frankfurt zum deutschen König gewählt. Der Burggraf von Nürnberg verkündigte ihm in Dieburg das Ergebnis, das dann im Feldlager vor Basel einen gewaltigen, befriedenden Eindruck machte und überall dankbar aufgenommen worden ist. Sofort wird mit Basel Frieden

geschlossen, überall im Reich glaubte man an den Anbruch eines neuen Zeitalters des allgemeinen Landfriedens, überhaupt der Ordnung und Gerechtigkeit. Aber das einfache Volk erhoffte auch die Wiederherstellung des kaiserlichen Glanzes; noch lebten viele Mitstreiter Friedrichs und wirkten die staufischen Thesen, von den einen als Gefahr, von den meisten aber als unabdingbare göttliche Aufgabe und Eigenschaft des Herrschers gewertet, dem Gefühl aber waren auch die schmerzlichen Seiten imperialer Politik nicht verborgen. Rudolf enttäuschte in dieser Beziehung, sicher aus seiner tiefen, selbsterprobten Kenntnis der Verhältnisse heraus. Er sah, daß er langsam vorgehen und sich eine Basis schaffen mußte. Es ist schwer, zu behaupten, er habe mit dem staufischen Stil gebrochen, weil er ihn mißbilligt hätte. Vielmehr meinte er wohl, sich an solche Dinge nicht heranwagen zu sollen, die ihm sogleich unüberwindbare Schwierigkeiten und Feindschaft gebracht hätten. Vielleicht lag ihm, den Friedrich II. aus der Taufe gehoben und zum Ritter geschlagen hatte, dessen Stil nicht. Er wird nicht nur gefühlt, sondern gesehen haben, daß eine Weltreichsidee nicht mehr zeitgemäß war und die staufische Tradition schon zur Legende zu werden begann. Aber es gelang ihm aus den genannten Gründen erst recht nicht, einen deutschen Nationalstaat zu schaffen. Seine Linie war vorgezeichnet. Das sah er und verglich sich auch persönlich nicht mit seinen Vorgängern. Ihm zeigte sich die schon angeführte Widersprüchlichkeit im deutschen Fühlen und Denken. Die kaiserlose Zeit hatte ein Gefühl geschaffen, das, von der Masse des Volkes - und nicht nur in Deutschland - getragen, einen universalpolitischen Sinn für Tradition und Größe aufwies und die Vergangenheit glorifizierte; die Sehnsucht nach Kaiser und Reich war entstanden.

Viel zu viel erhoffte man sich vom neuen König, Dinge die er nicht in Angriff nehmen konnte, vielfach auch gar nicht aufgreifen wollte. Er mußte sich mit Realitäten abfinden, die ihm die Situation von 1273 beließ; aber er gefiel sich auch in der Rolle des Pragmatikers, weitausgreifende Schwär-

mereien liebte er nicht. Man darf nicht übersehen, daß er mit 55 Jahren fast als alter Mann, wie man in jenen Zeiten glaubte, wenigstens aber in sehr reifem Alter das Amt antrat und aus der leidigen Welt eines regionalen Dynasten kam, belastet mit allen Methoden - auch den schlechten - seiner Zeit und Standesgenossen, die sich nur zu oft zwischen Aufstieg und Untergang bewegten. Aber Rudolf war sicher nicht nur ein gekrönter Dynast, sondern stellte sein Königsamt und damit sich selbst sehr hoch, mindestens als unanfechtbaren Schiedsrichter im Reich. Mit diesen Vorbereitungen begann der neue König zu regieren. Salbung und Krönung fanden am 24. Oktober - man ist in Erinnerung an Philipp und Otto IV., an Alfons von Kastilien und Richard von Cornwall versucht, zu sagen, vorsichtshalber - am richtigen Ort; in Aachen, durch den richtigen Geistlichen, den Kölner Erzbischof Engelbert, statt. Die Zeremonie in ihrem archaischen Prunk muß Rudolf tief beeindruckt haben. Als er sich, so wird überliefert, nach der Krönung wieder der Versammlung zuwandte und nachher sich vor dem Dom dem begeisterten Volke zeigte, sei sein Gesicht verändert und voll der Majestät gewesen und geblieben. Auch andere äußerliche Zeichen aus jenen Tagen sind überliefert, aber nach den umfangreichen Festen mußten die Schwierigkeiten, die nachdrückliche Lösungen verlangten, mühselig zu überwinden versucht werden.

Der Krieg, der 1276 nach fruchtlosen Einigungsbestrebungen mit dem tief in seiner Eitelkeit verletzten Ottokar II. geführt werden mußte, ist durch sein siegreiches Ende und die Belehnung von Rudolfs Söhnen mit den erledigten Herzogtümern Österreich und Steiermark so bekannt, daß man sich auch einmal anderen Problemen zuwenden darf, um sie wenigstens in ihrer Bedeutung kurz zu würdigen. Es war das Verhältnis des Reiches und seiner westlichen Grenzgebiete zu Frankreich, die Lage in Italien und, für uns besonders interessant, der Versuch einer Wiederherstellung des Reichseigentums, vor allem in Schwaben.

Lehensherren seit Generationen romanisiert

Die Bemühungen, das westliche Grenzland dem Reich zu erhalten und wenigstens die Rechtsbeziehungen mit diesen Reichslehen zu erneuern, waren nur von geringem Erfolg begleitet. Es schien, als fielen die burgundischen, lothringischen und flandrischen Reichslehen unbeschadet an Frankreich, von dem die Territorialherren ihre Länder zu Lehen nahmen und sich auch sonst dorthin gezogen fühlten. Sie waren seit Generationen romanisiert und den westlichen Verhältnissen zugeneigt. Viele Jahre hindurch hatte man sich auch um diese weiten, an Saone, Rhone und Maas liegenden Grafschaften, Herzogtümer und Bistümer, wie etwa Toul, nicht gekümmert. Dabei ergibt sich wieder einmal die gerade dort wichtige Frage, welche Reichsgewalt überhaupt bestand und womit sie die fortstrebenden Gebiete hätte halten und zur Ordnung hätte nötigen können. Seit Barbarossa war eigentlich nichts mehr geschehen, was den Einfluß des Reiches hätte stärken können. Rudolf versuchte es, aber eine „Mehrerung“ des Reiches kam nicht zustande. Namentlich die südlichen Herrschaften des Arelat entglitten dem königlichen Zugriff immer mehr, die Zugehörigkeit etwa der Provence oder der Dauphiné beschränkte sich auf geringe Äußerlichkeiten. Dazu muß auf die abseitige Lage im Vergleich zur politisch und wirtschaftlich hochbedeutsamen, ständig benutzten Route nach

Italien gezeigt werden, denn ein Blick auf die historische wie topographische Karte läßt auf den ersten Blick verständlich werden, daß die Abgelegenheit jener Räume zwischen Westalpen und Rhone zusammen mit dem vordringenden französischen Einfluß fast ein Resignieren des Reiches brachte und diese Probleme als zweitrangig erscheinen ließ. Aber Rudolf verzichtete im gefährdeten Westen des Reiches auf nichts, wie auch nicht im sogenannten Reichsitalien. Ein Überblick über die politische Lage ist hier wichtiger als über einzelne Begebenheiten zu berichten. So war die Ordnung Italiens von entscheidendem Gewicht für Rudolfs Bestrebungen und ging den burgundischen Angelegenheiten weit voraus. Rechtlich gehörte „Reichsitalien“ mit dem deutschen Reich, dem regnum theutonicum, zusammen und umfaßte, abgesehen von der Republik Venedig und Kirchenstaat ganz Nord- und Mittelitalien. Auf die Zugehörigkeit Siziliens zum Reich verzichtete Rudolf zwar in aller Form, übrigens eine der Bedingungen, die der Papst gleich anfangs gestellt hatte. Hier zeigte sich der nüchterne Politiker, denn das Königreich Sizilien, also Süditalien, hatte nie zum Reich gehört. Die Bemühungen Heinrichs VI. 1189 und Friedrichs II., das Südreich auch rechtlich dem römisch-deutschen Reich anzugliedern, hatten zu der maßlosen Steigerung des Kampfes

mit dem Papsttum geführt. Und es war ohne besondere Schmerzen verzichtbar, auch ohne besonderen Aufwand weder wiederzugewinnen noch zu halten, eine Illusion schlechthin. Die Machtverhältnisse in Reichsitalien entsprachen aber dem Recht nicht. Karl von Anjou, der eigentlich für die Provence Reichsvasall war, unstreitig einer der überlegtesten, aber auch verhaßtesten Politiker seiner Zeit, hatte auch die weltliche Macht über die Stadt Rom erreicht und besaß die Toskana, ein Reichslehen, das ihm der Papst auf Zeit, nämlich bis zur Wahl eines neuen römischen Königs sozusagen als dessen Vertreter überlassen hatte. Darüber hinaus versuchte Karl nicht ohne Erfolg weiter nach Norden und Westen seine Interessensphäre auszudehnen, um letztlich eine Landbrücke zur Provence, seinem Stammland, - und zu Frankreich zu schaffen, Bemühungen, die von der französischen Politik bis in die Neuzeit verfolgt wurden. Rudolfs Ziel war bis zum Ende seiner Regierung der Italienzug und die Kaiserkrönung; er ließ sie das Reich diplomatisch etwas kosten, aber er erreichte sie nicht. Es sind vielerlei Gründe dafür vorhanden; sie lagen nicht beim Papst, sondern in den inneren Verhältnissen in Deutschland, auch der Mangel an Geld

machte sich schmerzlich bemerkbar. Aber Rudolf verzichtete in Italien weder auf die Toskana noch auf die Romagna, wie es von päpstlicher Seite zunächst gerne gesehen, aber in Deutschland keinesfalls verstanden worden wäre. Es bedurfte der Anwesenheit des Königs in Italien, eines Reichstages dort, verbunden mit dem Romzug, also wirksamer Demonstrationen gegenüber Karl von Sizilien, um den festen Willen und die Macht des deutschen Königs und Königs der Römer zu zeigen. Auch die Bemühungen Alfons', die Führung der italienischen Ghibellinen und Genua an sich zu ziehen, wären sofort zusammengebrochen. Dieser hatte sich, wie Rudolf, zeitlebens, aber ebenso vergeblich bemüht, seine Königswahl wenigstens in Italien zu realisieren oder wenigstens machtpolitisch auszuwerten, aber in Kastilien wie in Deutschland hinderte die Unzulänglichkeit der Verhältnisse im Stammland jeden auswärtigen Erfolg von einiger Wichtigkeit. Es darf also nicht gesagt werden, Rudolf hätte kein Interesse an Italien gehabt und sich nur Deutschland verpflichtet gefühlt. Er war über das stetige Mißlingen seiner Pläne in Italien ungehalten und bedrückt und bemühte sich bis zu seinem Ende darum.

Durchsetzung der Rücknahme und Neuverteilung dieser Hunderte von Besitzungen verschiedensten Umfangs, von angemessenen Rechten, Ämtern, Zöllen und Gefällen war schwierig, ja fast unmöglich, denn die Usurpatoren waren zum Teil mächtige, von ihren Rechten, auch den ersessenen oder erstrittenen oder erschlichenen, überzeugt und versuchten, sich zu behaupten und sogar mit den Waffen durchzusetzen.

Die Grafen von Württemberg waren seit 1245 zu den Gegnern der Staufer übergetreten. Eine für damalige Verhältnisse ungeheure Summe von 7000 Mark Silber — vielleicht war es noch erheblich mehr, die Ansichten schwanken — bewirkte, daß Graf Ulrich unmittelbar vor der Schlacht bei Frankfurt mit seinem ganzen Aufgebot von 1500 Mann zu den Truppen des Gegenkönigs überging und damit die vollständige Niederlage der staufischen kaiserlichen Partei unter Führung König Konrads IV. herbeiführte. Es braucht hier nur zu interessieren, wie und womit man Politik machte, um sich zu vergrößern und vor allem, gebietlich abzurufen. Mit Versprechungen aus dem staufischen Hausgut und aus Reichsbesitz war niemand kleinlich. Auch die Kurie vermittelte den Württembergern bedeutende Rechte und erklärte 1251 ausdrücklich, „die Nachkommenschaft des 1250 verstorbenen Friedrichs II., der weiland als Kaiser sich gebärdet habe, sei nicht nur der Nachfolge in der ererbten Treulosigkeit verdächtig, sondern würde zweifellos auch Ahnen und Urhahnen in der althergebrachten wütenden Tyrannei nacheifern; daher werde der päpstliche Stuhl niemals, nachdem ihn dieses Geschlecht von Vipern in seinen Anhängern so lange schrecklich verfolgt habe, zugeben oder als Gnade gewähren, daß einer dieses Geschlechts zu der Ehrenstellung eines römischen Königs oder Kaisers oder des Herzogtums Schwaben wieder aufsteige; solcher Ehre beraubt zu sein, haben die noch lebenden Glieder dieses Geschlechts wie durch die Schuld des Vaters, so auch durch eigene verdient“. Graf Ulrich mit dem Beinamen „der Stifter“ hielt sich daran, solange ihm die andere Partei nichts anbot. Konrads IV., Sohn Konradin, seit 1262 als Zehnjähriger Herzog von Schwaben, bemühte sich um den Grafen und verlieh ihm erneut Besitztümer, übertrug ihm unberechtigterweise auch Reichslehen und wendete ihm sehr beträchtliche Summen zu, mit denen, wie man ruhig sagen kann, Ulrich gekauft werden sollte. Sein Machtbereich zog sich unter vielerlei Rechts- und Erscheinungsformen von der Ulmer Alb nach Urach, von Schorndorf nach Marbach, eine bedeutende Position, die, auch wenn sie keine geschlossene Fläche darstellte, doch für die übrigen furchterregend war. Die Reichsstadt Esslingen, seit langem mit den Württembergern verfeindet, mußte 1260 zu allem hin sich noch mit ihren Abgaben für ein Versprechen Richards von Cornwall für eine hohe Summe verbürgern. Ihre Rachegeleüste mußte sie noch siebzehn Jahre aufschieben. Die Reichsstädte waren sich einig in der grundsätzlichen Ablehnung aller jener Herren, die die staufische Erbschaft an sich zogen, von denen die Württemberger nicht nur die Rücksichtslosesten, sondern auch die stärksten waren.

Graf Ulrich war 1265 gestorben. König Rudolf trat 1278 dem Grafen Eberhard, damals dreiundzwanzigjährig und mit dem Beinamen „der Erlauchte“, aber auch „der Kecke“ (Kog) gegenüber; dieser wußte aus vorausgegangenen Ereignissen, was ihm bevorstand. Der Graf war gewarnt. Er konnte, obwohl man ihm 1274 bis 1284 Reichsbesitz in Gestalt der Vogtei über die Klöster Lorch und Denkendorf, Besitz auf der Achalm und in Reutlingen, das Schenknamt im Herzogtum Schwaben und das Landgericht über Ulm abgesprochen hatte, nichts anderes tun, als zwischen Nachgeben

Der Ritterstand verarmte

Es verbleibt noch ein Streiflicht über die innerdeutschen Angelegenheiten. Die innenpolitische Situation bot ein unerfreuliches Bild, — der allenthalben erhobene Ruf nach dem König als ordnungs- und rechtssetzender Macht und letzter Instanz war berechtigt. Die Erzwingung des Landfriedens und die Rückgewinnung des Reichsgutes waren allseitig gestellte Forderungen, von denen abgesehen, die wir als Betroffene bezeichnen dürfen. Die Liste dieser Betroffenen geht aber vom Kurfürsten bis zum kleinen Burgherrn. — Die Raubritter bezogen dabei eine besonders verhaßte Position; ihr Problem mag hier vorab behandelt werden, nachdem es in engem Zusammenhang mit den Anfängen und dem Sinn des Lehenswesens steht. Die eigentliche Aufgabe der Lehensträger, der Ritter, war, dem König Gefolgschaft zu leisten. Es fehlten, wiederum aus Gründen der Machtlosigkeit und des chronischen Geldmangels seit Jahrzehnten die Unternehmungen, für die der Ritterstand geschaffen worden war, Italienzüge, Kreuzzüge, Reichskriege. Diese Dinge waren in die Hände der Fürsten übergegangen und wenn diese nicht wollten, konnten die kleinen Vasallen nicht ausziehen und auch keine Beute machen. Eine Verarmung trat ein, — nur ganz wenige bewirtschafteten ihr Gut selbst, es mögen insgesamt zwei Prozent gewesen sein. Man war untätig und unzufrieden, sah mit Ingrim auf die wachsende Bedeutung der Städte und deren Wohlstand. Soldrittertum wie etwa in England scheiterte an der ewigen Geldnot, die ein Aufgebot, wenn es überhaupt aussichtsvoll war, von nötigen Jahren oder wenigstens Monaten auf Wochen beschränkte. Nur die Hausmacht bot also Abhilfe, aber auch sie war keine für die Krone restlos befriedigende Lösung; es bestand die Gefahr des Ausblutens der eigenen Vasallenschaft, wie es die staufische Epoche und die späteren Schweizerkriege der Habsburger für Schwaben aufzeigen. Zudem begannen sich die militärischen Verhältnisse zu ändern. Die schwergerüsteten Ritter waren wohl im ersten Angriff und im Einzelkampf überlegen, aber die zwei letzten Entscheidungsschlachten in Süditalien bei Benevent und Tagliacozzo hatten gezeigt, daß besonders bei den Deutschen Führung und taktischer Einsatz ungenügend waren oder fehlten, weil beides angesichts der wesensbedingten Disziplinlo-

sigkeit massierter Einzelkämpfer kaum angewendet werden konnte. So war es auch im Feldzug gegen Ottokar gewesen, obgleich Rudolf sich bemüht hatte, jene schlechten Erfahrungen zu berücksichtigen; man hatte ihm unmittelbar vor der Schlacht auf dem Marchfeld heftigen Widerstand geleistet, als er eine letzte Eingreifreserve in einem Wald abseits verstecken wollte, weil es unritterlich sei; offenbar hatten die Herren vergessen, daß dies den Erfolg Karls gegen Manfred bei Benevent gebracht hatte.

Die stark werdende Geldwirtschaft war der eigentliche Gegner des Lehenswesens. Es waren überall landesherrliche Zölle und Abgaben geschaffen worden, deren Ertrag aber in die Tasche der Großen floß, so daß ein Teil der Ritter zu Wegelagerern und zur Reichsplage wurde. Dazu kamen die ewigen Fehden unter dem Niederadel selbst, also den Rittern, unter sich und mit ihren größeren Standesgenossen, die sich sozusagen auf die Grafenebene begeben konnten und die Ohnmacht des Königtums dazu benutzten, sich zu Territorialgewalten, Dynasten und sonstigen regional bedingten Machthabern aufzuschwingen. Daß bei alledem der einfache Mann der Leidtragende war, leuchtet ein und erklärt auch den Drang nach innerer Ordnung und Sicherheit, vor allem nach dem so oft verkündeten allgemeinen Landfrieden. König Rudolf trug diesen Notwendigkeiten Rechnung. Es mag uns etwas seltsam anmuten, daß der deutsche König kleine Räuberburgen berennt und ihre Besitzer vielfach hinrichten läßt; hier setzen seine echten Verdienste ein. So geht es Jahr um Jahr. Die Binnenzölle werden vielfach aufgehoben, ebenso andere willkürlich eingehobene Gefälle, wofür die Städte dankbar waren, aber den Großen muß König Rudolf diese Einnahmen lassen, weil er es als Wahlkapitulation versprochen hatte.

Die Rückgewinnung des Reichsgutes beschäftigte den König viele Jahre. Der Kampf mit den württembergischen Grafen ist dabei besonders typisch, schon deshalb, weil er zeigt, daß die Territorialherren sich schließlich doch behaupten konnten. Rudolf bezog sich bei dieser „revindicatio“ auf das Jahr 1245 und erklärte alle seither erfolgten Veränderungen für ungültig. Also waren die Besitzveränderungen der letzten achtundzwanzig Jahre rechtswidrig. Die

und Gegenwehr zu wählen; er entschloß sich zur Gegenwehr. Er hatte sich zum Haupt eines Bündnisses von über einem Dutzend schwäbischer Grafen gemacht, um den Besitzstand zu wahren und vor allem zu verhindern, daß das Herzogtum Schwaben wieder erstand. Diese Absicht des Königs — und später noch die seines

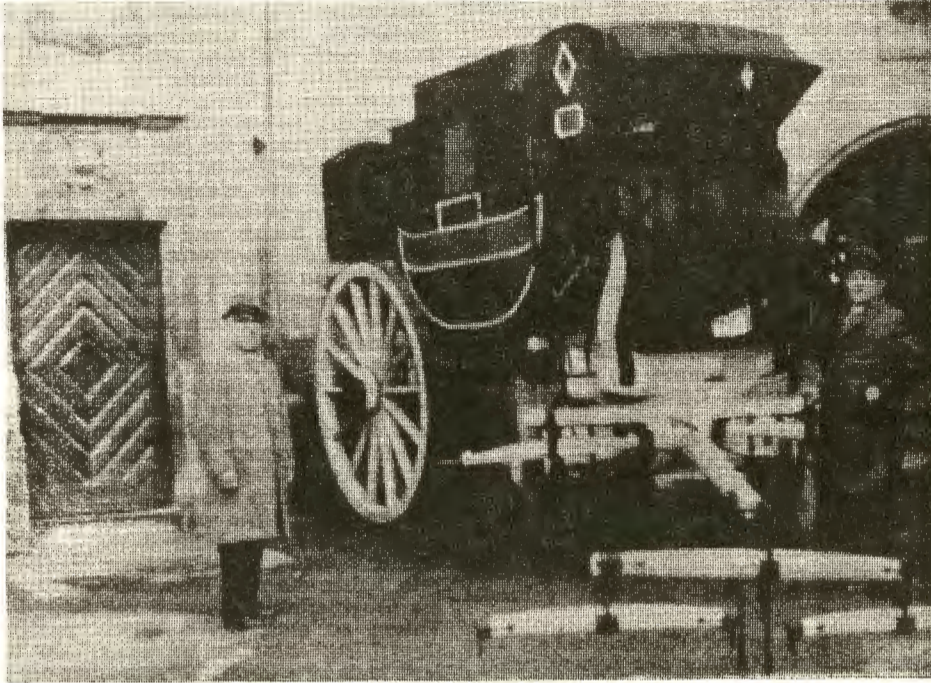
Sohnes Albrecht I. — hätte vielleicht den Ruin der neuen Territorialherrschaften bedeutet. Schon 1280 hatte der Schwager Rudolfs, Albrecht von Hohenberg, als Reichslandvogt von Niederschwaben die Reichsburg Markgröningen zurückerobert und scheint seinerseits dem Württemberger durch entsprechendes Verhalten in den fol-

genden Jahren bedeutet zu haben, daß ihm ähnliches bevorstehe. Mißgünstige und königstreue Dynasten bildeten daraufhin mit den hierzu nur allzubereiten Reichsstädten eine Gegengruppe zur Verfügung des Königs. Ein grausamer und die Landschaft sinnlos zerstörender Krieg um Burgen, Städtchen und Dörfer endete am 23. September 1286 mit der Belagerung von Eberhards neuer Hauptstadt Stuttgart, die er am 10. November übergeben mußte. Von damals ist die Wagenburg auf dem Esslinger Berg bekannt, wo die Königlichen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Die Sühne war nicht hart, wie wir meinen. Die Mauern der Stadt — die sicher sehr klein war — mußten geschleift werden, dann wurden die Burgen Wittlingen und Remseck an Anhänger Rudolfs gegeben und vor allem Eberhard verpflichtet, seine Schulden bei Christen und Juden zu bezahlen. Hinter dieser Auflage standen die Städte. Trotzdem konnte Eberhard sich noch als glimpflich wegkommen ansehen; man hätte viel mehr, vielleicht alles nehmen können. So verhielt er sich bis zum Frühjahr 1287 ruhig, trat aber der von seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden wieder begonnenen Fehde, bei der es um die Stadt Altensteig ging, sofort bei. Wiederum tobten die Kämpfe im Schönbuch und auf den Fildern.

(Schluß folgt)

Landkarten und Poststraßenkarten von Württemberg

von Rudolf Töpfer (Schluß)



Solche Kutschen verkehrten einst auf den Poststraßen unseres Landes. Der Zustand dieser Straßen — nach heutigen Begriffen waren es bessere Feldwege — bedingte eine stabile Konstruktion, wie sie auf diesem Bild deutlich zu erkennen ist. Mit solch schweren Fahrzeugen — die 14speichigen Hinterräder haben einen Durchmesser von rund 180 cm — mußte natürlich vierspännig gefahren werden. Die Kutsche steht vor dem Schloß des altwürttembergischen Städtchens Reichenweier im Elsaß. In diesem Schloß, das heute als Postmuseum dient, wurde 1487 der spätere Herzog Ulrich von Württemberg geboren.

Foto: E. Gröner

Die Taxissche Postverwaltung hat sich im übrigen Jahrzehnte besonnen, fahrende Posten in Betrieb zu nehmen, obwohl ihr eine Menge Gebühren durch die Kutschenunternehmer entzogen wurde. An dringenden Anregungen hatte es nicht gefehlt. So baten schon 1711 die Reichsposthalter zwischen Heidelberg und Ulm, der Schweiz und dem Rhein, die durch Württemberg und Baden verkehrenden Fischerschen Posten zu beseitigen. Diese vergrößerten sich von Tag zu Tag; ihre Wagen seien voll von Leuten und Paketen; sie führten auf Nebenpferden Passagiers und Kuriers, während sie, die Reichsposthalter, nichts mehr zu tun hätten. Taxis möge doch selbst Kutschenfahrten anlegen oder dies ihnen gestatten. Es sollte jedoch noch einige Zeit dauern, bis Taxis endlich hier fahrende Posten einrichtete. Durch Württemberg wurden von den Thurn und Taxis erst ab 1744 mit landesherrlicher Genehmigung Reichspostwagen geführt. Die ersten Postwagen glichen einer Art verbesserter Leiterwagen, doch nun konnte jedermann reisen, sowie den Fahrpreis und wann er am Reiseziel sein würde, ungefähr überschlagen. Bisher mußte, wer nicht reiten konnte, von einem Haudererwagen auf einen anderen übergehen und jeweils den Preis aushandeln. Auch die Landkutschen werden uns anfangs als offene (ungedekte), un-

gefederte, mit Brettern als Sitzen versehene Kastenwagen beschrieben, die entsprechend langsam fuhren. Die ersten Postwagen kamen bei einem Eigengewicht von 30 bis 40 Zentnern begrifflicherweise nur auf eine Reisegeschwindigkeit von etwa 5 km in der Stunde. Bequemere Postwagen mit auf Federn sitzenden oder an Riemen hängenden Kasten kamen erst 50 Jahre später auf. Nach französischem Vorbild nannte man sie auch **Diligencen**. Ab 1819 wurden in den deutschen Landen sogenannte „Eilpostwagen“ oder „Schnellposten“ eingeführt, die, leicht, dauerhaft und elegant gebaut, Geschwindigkeiten um 7,5 km in der Stunde erreichten. Festzuhalten ist jedoch auf alle Fälle, daß erst die Einführung der fahrenden Posten die postmäßige Personen- und Sachenbeförderung großen Stils zur Folge hatte.

Interessant ist auch eine Landkartenskizze aus dem Jahre 1770, die im Hofkammerarchiv Wien aufbewahrt wird.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die ersten brauchbaren Postkurskarten erst Anfang des 18. Jahrhunderts gestochen wurden, so z. B. die „Post-Charte durch gantz Teutschland“ von Joannes Pet. Nell, 1714, die von Johann Baptist Homann in Nürnberg gedruckt und verlegt worden war.

Die Meisterwurz

Astrántia major

Zu den Doldengewächsen oder Schirmträgern gehört auch unsre Meisterwurz, die noch relativ oft in lichten Wäldern oder an Waldrändern anzutreffen ist. Sie blüht von Juni bis August und erfreut uns mit ihrer zarten Blüte durch ihre Farbabstufungen. Die 10 bis 20 weißen Hüllblätter haben grüne Längsstreifen, die innen rosa gefärbt sind. Die Blütenknospen sind sogar braunrot, während die ältere Blüte in weißgelb übergeht. Sie wachsen aus einem Blattbüschel am Stengel heraus und verlängern ihren Blütenstengel während des Aufblühens. Die grundständigen Blätter sind langgestielt und fünfteilig mit stark



ausgeprägten Blattadern und gesägten Rändern. Die ganze Pflanze, die einen Wurzelstock hat, wird 30 bis 60 cm hoch. Die in der Botanik auch als Meisterwurz bezeichnete Peucedanum ostruthium ist ein anderes Doldengewächs, das im Blütenstand Ähnlichkeit mit dem Bärenklau hat.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

31. August 1975

Nr. 8

Liber decimationis von 1275

Ein Zehntsteuerbuch unserer Kirchen

Von Fritz Scheerer

Das erzbischöfliche Archiv in Freiburg besitzt eine 700 Jahre alte Pergamenthandschrift, den „Liber decimationis cleri Constanciensis pro Papa de anno 1275“, ein Steuerbuch des Konstanzer Bistums, in dem die Geistlichen für eine Kreuzzugssteuer veranlagt wurden. Das Manuskript, das sich bis 1827, bis zur Aufhebung des Bistums Konstanz, an dem damaligen Bischofssitz Konstanz befand, ist für die Geschichte der Kirchen Schwabens von höchstem Interesse, denn es kommen darin annähernd 2000 Pfarreien vor; dazu kommen noch Vikarien und Verweser, Chorherrnstifte, Abteien und Klöster, so daß ein geistlicher Personenstand von rund 4000 angenommen werden kann.

Die Handschrift ist ein aus 115 Pergamentblättern bestehender Folioband mit starkem Einband aus Holz und rotem Saffianleder. Zwei Lederbänder mit Messingklappen schließen den Band. Bemalte Initialien, die zu jener Zeit bei Handschriften üblich waren, fehlen, da es nur um einen praktischen Zweck ging. Der Band enthält auch den „Liber quartarium de anno 1324“ und den „Liber bannalium sive archidiaconatum“ (Quartbuch und Bannalienbuch, Pfarreinkommenslisten für Steuern bei Besetzung der Pfründen des Bistums Konstanz), Dekan Haid von Lautenbach bei Offenburg veröffentlichte 1865 den Codex.

Die Diözese Konstanz

Das Bistum war die größte deutsche Diözese des Mittelalters. Als nach 748 das alamannische Herzogtum endgültig erledigt war, mag es unter dem Einfluß der merowingischen Hausmeier seine Diözesangrenzen erhalten haben, denn der Bischof sollte die Herrschaft der Hausmeier sichern helfen. Für seine treue Haltung bekam das Bistum Konstanz wohl damals schon den Breisgau, obwohl er vor den Toren des Bistums Basel lag.

Das Bistum umfaßte ein Gebiet von Bern und Interlaken bis Ludwigsburg und vom Walsertal bis nach Breisach am Oberrhein. 1435 umfaßte diese Riesendiözese 45 000 qkm mit 1760 Pfarreien. Im Osten verlief die Grenze der Iller entlang bis Ulm, von da nördlich zum konstanzer Böhmenkirch (= Holzkirche, im Gegensatz zu dem benachbarten augsbουργischen Steinenkirch), dann dem Albrand und Schurwald entlang nach Westen, nochmals nach Norden zur schwäbisch-fränkischen Stammesgrenze, so daß Schorndorf und Waiblingen, Ditzingen, Döffingen, Wildberg, Enzklösterle zu Konstanz gehörten, während die nördlich dieser Linie liegenden Orte zu den Bistümern Würzburg und Speyer zählten. Im Westen und Südwesten grenzte das Bistum Konstanz an die Bistümer Straßburg und Basel. Es umfaßte so fast die Hälfte von Baden, an die zwei Drittel von Württemberg, ein Drittel der Schweiz, einen Teil Vorarlbergs und das bayrische Allgäu.

Im Jahr 1274 wurde Rudolf, ein Vetter des Königs Rudolf von Habsburg, zum Bischof von Konstanz gewählt. Er erhielt

vom Papst eigenhändig die Bischofsweihe, die noch nie einem Konstanzer Bischof zuteil geworden war.

Unser Bezirk gehörte von Anfang an zum Bistum Konstanz, das im 12. Jahrhundert eine Dekanatsverfassung einführte. Die ersten Dekane tauchen 1130 auf (Müllheim Baden), 1153 wird ein Dekan Bruno, 1161 die Dekane von Pfullingen, Trochtelfingen und Offenhausen, zu Anfang des 13. Jahrhunderts ein decanus de Ebingen erwähnt. Nach dem allgemeinen Kirchenrecht war der Dekan das unmittelbare Aufsichtsorgan des Bischofs für die Pfarrer seines Dekanats und „ein untergeordnetes, unmittelbares Vollzugsorgan bei der Diözesanverwaltung“ (Tüchle). Weitere Aufgaben waren Investitur der Pfarrer, Kontrolle bei der Pfründenbesetzung, Mithilfe beim Steuereinzug für den Bischof, seit etwa 1300 auch Aufsicht und Visitation der Pfarrer und Abhaltung einer monatlichen Geistlichenversammlung (Kapitel).

Im heutigen Zollernalbkreis gehörten die Pfarreien zu den Dekanaten Kürnbach/Oberndorf, Empfingen/Haigerloch, Schömberg/Ebingen, Ofterdingen/Hechingen, Ringingen/Trochtelfingen (s. unten). Die erwähnten Landkapitel zählten mit Ausnahme des Dekanats Ringingen, das zum Archidiaconat Reutlingen zählte, zum Archidiaconat „ante nemus“ (vor dem Wald), das später auch „silvae nigrae“ (Schwarzwald) genannt wurde. Um 1275 zählte das Konstanzer Bistum 10 Archidiaconate mit 64 Rural- oder Landkapitel. Die Dekanatssitze wurden nach dem Pfarr- oder Wohnort des Kapiteldekans benannt. Dasselbe Dekanat konnte so drei bis vier verschiedene Namen haben. Spätestens vom 17. Jahrhundert an haben dann die Landkapitel bleibende Namen und an die Stelle der Archidiaconate waren die bischöflichen Generalvikariate getreten. Die Grenzen der Landkapitel wurden bis zur Reformation nicht geändert.

Unsere Kirchen vor 1275

Die ersten Zeugnisse christlichen Glaubens sind in unserem Bezirk die Goldblattkreuze aus alamannischen Adelsgräbern aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts (Burgfelden, Lautlingen, Dotternhausen, drei in Hohenzollern) und die Riemenzun-

ge aus dem Grab zu Weilheim bei Balingen, die einen lateinischen Psalmvers trägt. Von 735 ab (nach Jänichen Pettewilare bei Nusplingen) erfolgen bis um 1000 Schenkungen an die Klöster St. Gallen, Lorch und Reichenau, später an St. Georgen, Alpirsbach, Zwiefalten, Bebenhausen, Kirchberg, Stetten bei Hechingen usw. 1228 verkaufte Baldalbertus dapifer und sein Herr Graf Friedrich von Zollern das Patronatsrecht in „Danheim“ (Thanheim) an die Brüder des Hospitals der Deutschen in Jerusalem (Mon. Zoll. VII Nr. 36).

Die erste Kirche, die in unserer Gegend erwähnt wird, ist die Kirche St. Peter zu Rangendingen (795). Hier machte ein „Heriker“ (Höriger) eine Schenkung an die Peterskirche (UB St. Gallen I Nr. 139). 802 erwirbt das Kloster St. Gallen Besitzungen im Ort (UB St. Gallen I 169), damit wird St. Gallus Patron der Kirche. 854 wird die Verenakirche zu Burc-Sträßberg und der Ort gegen einen jährlichen Zins und Bestimmungen über einen etwaigen Rückkauf an das Kloster St. Gallen (WUB I, S. 127, Decker-Hauff datiert die Urkunde auf 854) geschenkt. 1094 wird die Stephanuskirche zu Ehestetten und die Peterskirche zu Dürrwangen, die damals noch Holzkirche war, erwähnt, als Landold von Winzeln und sein Sohn Hugo ihre dortigen Güter und die Kirchen dem Schwarzwaldkloster St. Georgen vermachten. Die Pfarrei Ehestetten wird erstmals 1275 erwähnt, als der Ehestetter Pfarrer, Magister Conrad, sich durch einen Vikar vertreten ließ, weil er sonst noch vier weitere Pfarreien innehatte. Ähnlich ist es um diese Zeit bei Werner von Laubenberg in Dürrwangen.

Die Martinskirchen zu Ebingen, Isingen und Ringingen, zu denen Pfarrsprengel weit entfernter Orte gehörten, dürften bald nach der Missionierung entstanden sein (zwischen 600 und 700). 1255 tritt der Vizepleban Sifrid zu Isingen neben dem Schultheißen Berchtold zu Rosenfeld und

Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung

21. September: Exkursion Neckartailfingen - Denkendorf - Eßlingen.

12. Oktober: Exkursion Zollernland: Hundsrückten - Sigmaringen

Anmeldungen für Mitglieder und Interessenten bei Geschäftsführer Franz Bukenberger, Balingen, Schumannstraße 14, Telefon (074 33) 211 29.

Ritter Cun von Bubenhofen als Zeuge für das Kloster St. Blasien auf. In Burgfelden machen die Gräber in der Michaelskirche wahrscheinlich, daß diese spätestens um 700 als herrschaftliche Kirche des Burgfelder Herrschaftsbereichs gegründet wurde.

Um 700 ist dann die Zeit der Peterskirchen (s. Rangendingen und Dürrwangen), die in Leidringen, Schömberg, Tailfingen, Nusplingen, Steinhofen zu finden sind. 1246 wird ein Pleban (Leutpriester) Burkard an der Peterskirche zu Nusplingen erwähnt (WUB 6. 467), 1268 ein Usar aus dem Geschlecht der ritterlichen Ministerialen von Hohenberg als Pfarrer und auch als Dekan zu Schömberg, 1179 ist bezeugt, daß die Kirche zu Leidringen St. Peter geweiht ist und daß der Kirchensatz dem Kloster St. Georgen gehört, das zwischen 1209 und 1233 einen Zehntvergleich mit der Pfarrei abschloß. Die Pfarrei Margrethausen wird zum erstenmal um 1200 als St. Galler Patronatspfarre erwähnt, die Pfarrkirche zu Balingen 1255, als Graf Friedrich von Zollern als Patronatsherr die vakante Kirche seinem Freund Konrad von Tierberg verlieh (WUB 5. 91), 1228 wird an der Galluskirche zu Frommern, die wie die in Truchteltingen bald nach 800 entstanden sein dürfte, ein Pleban Eberhard genannt. Der Abt Albert von der Reichenau bestätigt 1273 den durch Graf Hermann von Sulz geschenehen Verzicht auf den Fronhof mit dem Patronatsrecht der Kirche in Horgenzimmern (Heiligenzimmern) zugunsten des Klosters Kirchberg (WUB VII Nr. 2346).

Die Gründungen der St. Medarduskirche zu Ostdorf, der verschiedenen Marienkirchen, der Täuferkirchen (St. Johannes Baptista), der Veranakirchen, der Lambertkirche zu Meßstetten, der Dionysiuskirchen zu Weilheim bei Balingen und Schlatt (Ende 8. Jahrhundert), die alle im Liber demationis genannt werden (s. unten), fallen spätestens ins 9. Jahrhundert, während die Kirchen der Hl. Agatha und des Hl. Stephan jünger sein dürften.

Allgemeines über das Zehntsteuerbuch

Wie auf der allgemeinen Synode zu Lyon im Jahre 1245 wurde auch auf der zweiten im Jahre 1274 unter Papst Gregor X. zum Schutze und zur Verteidigung des Heiligen Landes ein Kreuzzug beschlossen. Er kam aber nie zur Ausführung. Zur Bestreitung der Kreuzzugskosten wurde die Geistlichkeit von ihrem Haupte an abwärts bis zum einfachsten Benefiziaten mit einer Kreuzzugssteuer belastet und zwar so, daß alle Inhaber von kirchlichen Pfründen 6 Jahre lang, vom Fest des heiligen Johannes Baptista 1274 angefangen bis 1280 zu diesem Fest von ihren Einkünften den 10. Teil beizusteuern haben. Befreit von der Steuer sollen sein die Kreuzfahrer, auch Johanniter und Deutschherren, die Zisterzienser, Dominikaner und Minoriten, Spitalkirchen und Geistliche, deren Einkommen unter 6 Mark Silber oder 10 Pfund Pfennige (libera, abgekürzt libr.) war. Dazu kamen noch Ausnahmen mit und ohne nähere Angaben der Gründe. Es wird angenommen, daß die Summe von 6 Mark Silber das standesgemäße Mindesteinkommen war. Das Gehalt eines Dekans betrug damals 40 Pfund Heller (je 240 Heller, 1 Heller hatte 0,33 Gramm Silbergewicht).

Die Zehntsteuer wurde halbjährlich nach eidesstattlicher Selbstangabe der Pfründer erhoben (iuratus dicit oder iuravit usw.). Der Einzug geschah mit Genauigkeit. Jeder nichtbezahlte Schilling oder Denar (Dickpfennig) wurde als ausstehend notiert. Wer sich zur Zahlung weigerte, der hatte bischöfliche Bannandrohung zu gewärtigen, und wer zum festgesetzten Termin nicht bar zahlen konnte, mußte ein Pfand geben oder einen Bürgen stellen. Unter Aufsicht der Archidiakone mußten die Dekane den Einzug vollziehen. Das

Bistum war für den Einzug zweigeteilt, die eine Hälfte hatte Domdekan Walko, die andere der Probst Heinrich von St. Stephan zu Konstanz unter sich.

Zum Geld- und Münzwert sei bemerkt, daß das Pfund Pfennige = $\frac{1}{2}$ Mark oder 12 Gulden entsprach. Ein Pfund hatte 20 Schilling zu je 12 Pfennigen. Bei unseren meisten Orten war die Rottweiler Währung, nur bei einigen hohenzollerischen Tübinger oder andere Währung maßgebend. Nach einer Münzordnung des Bischofs Heinrich von Konstanz von 1240 war eine feine und gesetzliche Mark (argenti puri et legalis marca) 2 Pfund Pfennige (pro duobus libris vendatur). Von den Dickpfennigen (solidi denariorum) gaben 12 einen Schilling, also 240 1 Pfund (libra).

Die Zehntsteuern der einzelnen Pfarreien

Der Liber decimationis enthält die „bisher ungenannte älteste und amtliche Statistik des Bistums Konstanz“ und in ihm „ist die älteste Eintheilung des Bistums Konstanz in Archidiaconate, Decanate und Pfarreien nebst verschiedenen anderen Stiftungen noch vorhanden“ (Haid). Als 6. Dekanat ist im Archidiaconat „ante nemus siv nigrae silvae“ (s. oben) „Kürnbach sue Sultz“ (im Kinzigtal bei Wolfach) aufgeführt (später Dekanat Oberndorf, Villingendorf oder Rottweil). Das Dekanat reichte im Norden bis zur Glatt an der Heimbachmündung bei Leinstetten, von dort zur Kinzig (Wolfach) und bis Schönwald bei Triberg, Peterzell (Brigach), Dauchingen, Weilheim (Kreis Tuttlingen) und zur Schlichem bis Rotenzimmern.

Aus unserem heutigen Zollernalbkreis beschwor der Pfarr-Rektor von Brithain (Brittheim) 6 Mark Rottweiler Währung Zehntsteuer, während das benachbarte, 1094 erwähnte, zu Anfang des 14. Jahrhunderts dann abgegangene Horhusen (Haarhausen) keine Steuer entrichtete. Der Pfarr-Rektor von Leidringen, Graf Gottfried von Freiburg zu Zindelstein, der zugleich die Pfarreien Villingen und Balingen innehatte, bezeugte 6 libr. Pfennige für Leidringen. Ein Pfarrer konnte natürlich nicht alle die weit auseinanderliegenden Pfarrstellen versehen, sondern nur eine davon. Er ließ die übrigen oder auch alle durch Vikare versehen, während er, bloß das Einkommen daraus bezog.

Das Landkapitel Schömberg

Das Dekanat Schömberg (Schömberg), dessen Sitz 1275 in Schömberg war, umfaßte die Pfarreien Schömberg, Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Roßwangen, Endingen, Frommern, Dürrwangen, Tieringen, (Ober-)Digisheim, Meßstetten, Margrethausen, Lautlingen, Burgfelden, Onstmettingen, Tailfingen, Truchteltingen, Ebingen, Ehestetten, Nusplingen, Deilingen, Schörzingen, Wehingen, Egesheim, Böttingen, Irrendorf, Burk-Sträßberg, Harthausen, Benzigen, Störzingen, Fronstetten, Vilsingen, Beuron, Stätten a. k. Markt, Hausen/Donau, Leiberdingen, Kreenheinstetten und Gutenstein.

Filialen von Schömberg waren Weilen u. d. Rinnen und Ratshausen. Zum Pfarrsprengel Ebingen gehörten Winterlingen und Hossingen bis zur Reformation, Heinstetten bis 1523, Bitz bis 1830. Ab 1311 waren die Ebinger Pfarrer öfter zugleich Dekan des Landkapitels Ebingen-Schömberg, so daß um 1400 Ebingen dauernd zum Kapitelsitz bestimmt wurde. Hartheim pfarrte nach Nusplingen bis 1577 wie auch Obernheim (bis 1507). Hausen a. Tann und Winzeln (abgegangen am Fuße des Wenzelsteins) gehörten zur Pfarrei Tieringen; eine Kapelle zu Hausen wird erst 1463 erwähnt.

Der Pfarr-Rektor zu Schömberg hatte 40 libr., der zu Schörzingen 10 libr. an Zehntsteuer zu entrichten, der Pleban zu

Dormettingen 16 libr., der Rektor zu Digisheim 20 libr., der Roßwanger Pfarr-Rektor, der auch die Pfarreien Truchteltingen, Frohnstetten und Aggenhausen innehatte, schwor 66 libr. Die Pfarrei zu Dotternhausen war nicht besonders reich dotiert, so daß „nullum alina beneficium“ nachgewiesen werden konnte. Besser dran war die Pfarrei Endingen, die zu den beiden jährlichen Terminen je 21 sol. (Solidi denarii, s. oben) entrichten mußte. Frumern (Frommern) ist mit rd. 20 libr. eingetragen. Der Dekan von Phorren (Pfohren bei Donaueschingen) Waltherus war gleichzeitig Pfarrer in Durwanch (Dürrwangen). Er bezeugte für beide Ämter 30 Mark. Die Pfarrei Burgfelden, die Einkünfte aus Burgfelden, Laufen, Pfeffingen, Zillhausen, Streichen, Margrethausen und Balingen bezog, war besonders reich, so daß der Vikar für den Rektor 45 libr. bezeugen konnte. Die Pfarreien Lutelingen (Lautlingen) und Tieringen hatte Hainricus de Tieringen inne, für die er 32 libr. entrichten mußte. Er war auch Dekan und hatte neben den bereits genannten Pfarreien die zu Schömberg, Engstlatt, Mägerkingen und Stetten a. k. Markt.

Der Pleban von Ansmettingen (Onstmettingen) zahlte 27 libr. und der dortige Vikar 8 libr. Margrethausen, das zwischen Eberhard v. Tierberg und Hainr von Dornstetten geteilt war, 15 libr. Der Pfarr-Rektor von Taluingen (Tailfingen), der gleichzeitig die Pfarreien Böhringen (Kreis Rottweil) und Wehingen (Kreis Tuttlingen) innehatte, beeidigte insgesamt 20 marc (40 libr.), Truchteltingen siehe Roßwangen. Ebingen, zu dem verschiedene Orte eingepfarrt waren (s. oben), hatte rund 40 libr. zu entrichten. Für Ehestetten beschwor der Vikar für den Pleban 10 libr., während für Harthausen/Scheer nichts eingetragen ist. Der Pfarr-Rektor von Burk-Sträßberg, der auch Frohnstetten versah, hatte insgesamt 23 libr. und 3 sol. in Konstanzer Währung zu zahlen, ebenso die Pfarrei Benzigen, jedoch in Rottweiler Währung. Reich ausgestattet war die Peterskirche Nusplingen, die mit 40 libr. veranschlagt war. Der Tieringer Pfarr-Rektor Hainricus de Tieringen (s. oben) beeidigte 28 libr., darunter waren 13 libr. für Mägerkingen. Der Meßstetter Rektor entrichtete insgesamt 20 libr.

Das Landkapitel Empfingen

Nach dem Codex grenzte das Dekanat Empfingen im Westen an den Neckar, wo die Remigiuskirche zu Bergfelden den Mittelpunkt bildete und von der Sulz bis 1503 eine Filiale war, obwohl sich schon 1260 die Bergfelder Rektoren nach Sulz nannten. Im Norden verlief die Grenze die Starzel aufwärts bis Rangendingen und dann der Hohenberger Forstgrenze entlang zur Eyach südlich Balingen (Dietersteiger Mühle, später Überlandwerk Eppeler), dann zur Wasserscheide gegen die Schlichem unter Ausschluß von Endingen, Leidringen und Brittheim. Dekanatsitz wurde später Weildorf und dann Haigerloch. Pfarreien, die außerhalb des heutigen Zollernalbkreises liegen, sind neben Empfingen Nordstetten, Bierlingen, Bieringen, Wachendorf usw. und die bereits genannten.

Eine reiche Pfarrei war Weildorf, der Pleban mußte 40 libr. und der Vikar 13 libr. Tübinger Währung zahlen. Die Haigerlocher Pfarrei ist im Steuerbuch nicht erwähnt. Der Balingen Pfarr-Rektor hatte 40 libr. zu entrichten, der Vikar 13, der Owinger Pleban sogar 55. Die Pfarrei Epfendorf, Villingendorf, Waldmössingen, Fluorn, Gößlingen (alle im heutigen Kreis Rottweil), Isingen, Dautmergen und Ostdorf besaß Rudolf von Zimmern (25 libr.). Sein Stellvertreter in Ostdorf mußte 10 libr., in Isingen

der Vicepleban 10 sol. geben. Der Vicepleban Sifrid hatte schon 1255 seinen Sitz nicht mehr in Isingen, sondern bereits in Rosenfeld (WUB II Nr. 5611). Der Stettener Rektor (bei Haigerloch) gab 30 libr., Heinrich von Tieringen für Engstlatt („Engstlatt“) 18 libr., der Vikar in „Aertzingen“ (Erzingen) 9 libr. und der in „Zimbern in Horgun“ (Heiligenzimmern) 6 libr., aber nicht in Rottweiler, sondern in Tübinger Währung. Der Vikar von Binsdorf gab 7 libr. und der Pleban von Bubenhofen 13 libr. und der von Trillfingen 25 libr.

Das Landkapitel Otterdingen

Das Dekanat Otterdingen umfaßte das Steinlachtal und die hohenzollerischen Pfarrorte Hechingen, Schlatt, Thanheim, Steinhofen, Weilheim, Stein und Rangendingen. Dazu gehörte auch die Pfarrei Mariazell bei Boll. „Priorissa de Stetten“ wurde nicht besteuert (Dominikaner). Später wurde der Dekanatsitz nach Hechingen verlegt.

Der Pfarr-Rektor von Rangendingen gab 5 Mark aus seinen Benefizien an, während der Pleban von Staine (Stein) 36 libr. beeidigte, der von Wilhain (Weilheim) 24 libr. und der Pfarr-Rektor der Peterskirche zu Steinhofen 30 libr. und der von „Cella“ (Mariazell) 10 Mark, der von Schlatt 17 libr. Für Hechingen sind 52 libr. verzeichnet, während Thanheim nichts zu zahlen hatte.

Das Landkapitel Ringingen

Das Dekanat Ringingen, später Trochtelfingen, zählte zum Archidiaconat Reutlin-

gen. Es umfaßte das Fehllatal, das mittlere und obere Laucherttal mit Nebentälern und den darüber liegenden Orten und das oberste Starzeltal.

Der Pleban zu Ringingen beeidigte für sich und den Vikar von Hirrlingen 8 bzw. 15 libr. Das Deutschherrenhospital in Jungingen („Domus Hospitalis in Jungental“) war steuerfrei. Im Kilchweiler (Killer) beschwor als Kirchherr Rudolf von Zollern insgesamt 60 libr. Steuer, in Saelberingen (Salmendingen) der Pfarr-Rektor 40 libr. in Haller Währung. Für Melchingen wurden 35 libr. und für Stetten und Holstein 18 libr. beeidigt. Der Pfarr-Rektor in Goeselingen (Gauselfingen) gab für ein Beneficium in Holzelfingen Dekant Urach 3 libr. Der Burladinger Rektor mußte 20 libr. zahlen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß die geistlich gewordenen Söhne des Adels öfter Pfarrer wurden (Zollern, Zimmern, Freiburg), die mehrere Pfarreien innehatten. Sie ließen sie größtenteils durch Vikare bzw. Viceplebane versehen. Auch Niederadelige sind als Pfarrer festzustellen (Tieringen, Tierberg usw.). Die Einkünfte der Pfarrer sind sehr verschieden. Die meisten Kirchensätze (Besetzungsrechte oder Kollaturen) befinden sich in unserem Raum in adeligen Händen. Um 1275 ist die Organisation der Pfarrensprengel schon so ziemlich abgeschlossen. Vor 700 Jahren wurde uns im Liber decimationis die älteste kirchliche Einteilung des Bistums Konstanz überliefert, zu dem unsere Pfarreien gehörten.

sellschaftliche Gliederung durch spezifisch bekleidete Figuren darstellen: In strenger Reihenfolge handelt es sich bei der geistlichen Ordnung um Gott, Papst, Bischof, Abt, Äbtissin, Priester; bei der weltlichen Ordnung um Kaiser, König, Herzog, Lehensherr, Lehensrichter, Landrichter, Schöffe, Bürgermeister, Schultheiß, Büttel, Bauer, Lehnsmann, Frau Mädchen, Hirt, Sachse, Wende, Wendin, Jude.

Beim Schwabenspiegel nimmt man an, daß ihn ein Augsburger Kleriker — der Pfaffe Lambrecht? — verfaßt oder, besser gesagt, nach teilweise abgeänderten Vorbildern zusammengestellt habe. Eike von Reggows Sachsenspiegel war eine Privatarbeit auf Anraten des Grafen Hoyer von Falkenstein, der Stiftsvogt von Quedlinburg und Eikes Lehensherr war. Der Ritter Eike war beim Gericht tätig und hatte schon eine Schrift „Vetus auctor de beneficiis“ über das Lehnrecht verfaßt. Dabei hat man unter Lehnrecht das Ständerecht der kriegerischen Gefolgschaft, des einem großen Herrn Kriegsdienste leistenden Rittertums zu verstehen. „Lehen ist von Gnaden. Wer sein Lehnrecht verliert, den weist man ins Landrecht“. Es ging also um Ständesprivilegien, und so war im Sachsenspiegel z. B. die Eignung zum Schöffen an Mindestlandbesitz geknüpft; auch der Schwabenspiegel nimmt auf Schöffen Bezug. Schon 775 wurde die Urteilsfindung bei den Grafengerichten „Schöffen“ (Urteilsschöpfung) übertragen, während die Urteilsverkündung durch die Grafen selbst erfolgte. Man hat es später immer wieder bedauert, daß es so wenig Reichsgesetze (z. B. Goldene Bulle 1356) und damit kein einheitliches Recht gab, und man begrüßte daher alle Bemühungen um eine Reorganisation des verwirrten Rechtslebens. Vom „Kaiserlichen Hofgericht“ in Rottweil hieß es zwar, daß es „des hailigen richs oberstes gericht“ sei, sein ansich großer Zuständigkeitsbereich war aber nicht umfassend. Urkundlich wurde dieses Gericht erstmals 1299 erwähnt; Hofrichter waren die Grafen von Sulz, seit 1688 die Fürsten von Schwarzenberg. Der Magister Jodocus von Pfullendorf schrieb um 1430 eine Hofgerichtsordnung, für spätere Forscher eine gute Quelle Schwäbischen Landrechts im Mittelalter.

(Schluß folgt)

Der Schwabenspiegel

Von Dipl.-Ing. R. Kerndt

„dis buch saget summarie von kungliche vn keyserliche darzu landt- vn lehenrechte“. So beginnt nach einer Inkunabel (Wiegendruck) der Text des um 1275, also vor 700 Jahren verfaßten Gesetzbuches, das zunächst „Deutschenspiegel“ ab 1609 auf des Historikers Goldast Vorschlag dann „Schwabenspiegel“ genannt wurde. In der Innsbrucker Universitätsbibliothek hat man 1857 eine Schrift in oberdeutscher Mundart gefunden, in deren Vorrede vom „Spiegel aller deutschen Leute“ gesprochen wird; dabei bedeutet „Spiegel“ eine Gesetzesammlung, die ein späterer Spruch so charakterisierte: „Spiegel sei das Buch benannt, weil darin ist Recht erkannt, gleicher Art wie unsre Frauen sich im Spiegel oft beschauen“. Im „Pfaffenspiegel“ konnten sich also die Kleriker beschauen, obwohl gerade ihre Rechtsverhältnisse durch das Kanonische Recht schon lange geregelt waren. Das „ius canonicum“ ist katholisches Kirchenrecht von dogmatischer Verbindlichkeit, das gemäß den Canones (anerkannten Bibelteilen) erstmals im 12. Jahrhundert kodifiziert (schriftlich zusammengefaßt) und durch päpstliche Dekretalien und Konzilsbeschlüsse ergänzt wurde; seit 1918 besteht ein Codex iuris canonici. Im Schwabenspiegel und in dem noch bekannteren Sachsenspiegel ist stark auf regionale Rechtsverhältnisse abgehoben, diese Gesetzbücher erlangten aber weite Verbreitung und standen bis in das 19. Jahrhundert hinein in hohem Ansehen, weil sie eine gewisse Rechtseinheit schufen und damit der Rechtsnot etwa in der Stauferzeit entgegentraten.

„herr gott hymelischer vatter“, heißt es in den zahlreichen Handschriften des Schwabenspiegels, „durch dein milte guete geschuffest du den menschen mit trewaltiger wirdigkeit“. Dem Sachsenspiegel, um 1230 von dem anhaltischen Ritter Eike von Reggow (Reppichau bei Dessau) ursprünglich lateinisch, dann in niedersächsischer

Mundart geschrieben, ist die Gesellschaftsordnung, das ostfälische Landrecht, die politische Gesamtsituation wichtig: „Zwo swert liz got in ertriche zu beschermene de kristenhet; dem pabiste daz geistliche, dem koninge daz wertliche“. Der Sachsenspiegel, das älteste der deutschen Rechtsbücher und Vorbild des Schwabenspiegels, stellt das mittelalterliche Recht trefflich dar und wurde in etwa 200 Handschriften auch in Holland, Polen und Livland verbreitet. Erhalten haben sich 4 Bilderhandschriften, die die ge-

Rudolf von Habsburg

Von F. Roemer (Schluß)

Rudolf erschien erneut persönlich und drängte Eberhard nochmals nach Stuttgart, nahm die darum herum liegenden Burgen und Orte, vor allem Cannstatt, ein und erreichte die zweite Kapitulation Stuttgarts, das seine Mauern schon wieder aufgebaut hatte. Im Oktober wurde ein Abkommen getroffen, das den Inhalt des ersten wiederholte und darüber hinaus den Kriegsschaden feststellte, der von Eberhard zu bezahlen war. Bis zur Bezahlung wurden drei Burgen besetzt gehalten. Wiederum hatten die Esslinger eine harte Bestrafung, die sie sich wohl in Gestalt einer Austilgung des Grafen gedacht haben mögen, nicht erreicht. Aber der König, vielleicht das machtpolitische Gleichgewicht in Niederschwaben bedenkend, hatte wenigstens eine Demütigung seines hitzigen Feindes erreicht; bis zu Rudolfs Ende hielt Eberhard Ruhe. Er näherte sich dann sogar den Habsburgern, indem er seine Tochter Irmengard dem Sohn Albrechts von Hohenberg zur Frau gab. Sein späteres Pendeln zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich interessiert hier nicht, aber es läßt ungetrübte Schlüsse auf die Einstellung vieler Macht-

haber gegenüber dem Reiche zu und erlaubt Vergleiche mit früheren und gleichzeitigen Vorgängen auch in Italien, ja eigentlich überall im Streit zwischen den erstarkten Grafengeschlechtern und der Reichsgewalt.

Eberhard hatte sich unzweifelhaft des Landfriedensbruches und des Ungehorsams gegen den König schuldig gemacht. Eine Geschichtsschreibung im Sinne einer dynastisch-patriotischen Heimatkunde hat jene Zeitläufe immer wieder gefeiert und die Kämpfe gegen das Reich als den Beginn einer neuen ruhmvollen Epoche angesehen; dies ist wohl in allen deutschen Ländern so geschehen und bestätigt nur das anfangs über den Hang zur regionalen und dynastischen Eigenbrötelei Gesagte. So dürfe doch die Behauptung fehlgehen, nicht die schwäbischen Grafen hätten den Landfrieden gebrochen, sondern der König selbst, als er den Reichslandvogt beauftragt habe, das usurpierte Reichsgut wieder einzuziehen und dieser mit Markgröningen den Anfang machte. Man konnte und kann sich auf den Standpunkt stellen, die Verhältnisse hätten sich seit 1245 so geändert

und beruhigt, daß Rudolf nicht hätte eingreifen brauchen, denn dieser habe die Kriege in Schwaben in Wahrheit dazu benutzt, das Herzogtum für einen seiner Söhne neu aufzurichten. Sicher war das Recht auf Rudolfs Seite; seine Erfolge, auch seine Friedensbedingungen waren aber nicht so, daß man von großen Gewinnen in seinem eigenen Bereich reden kann. Von Willkür des Königs kann man nichts bemerken, eher von Vorsicht; seine Pläne, seien es die der Wiederherstellung des Herzogtums für sein Haus oder schlechthin für das Reich oder auch nur der Erwerb einer Reihe von Herrschaften zur Erweiterung seines ursprünglichen eigenen Besitzes, sind schlecht zu rekonstruieren. Es war und ist noch heute nicht gut einzusehen, warum gerade im schwäbischen Raum an die Stelle eines großflächigen Territoriums nun Dutzende von neuen unruhigen Gebilden treten sollten. Wir müssen unterstellen, daß in erster Linie die Reichsinteressen das Handeln König Rudolfs bestimmten. Wenn dabei noch etwas zum angestammten Eigenen kam, lag dies im Zug der Zeit; niemand hätte es anders gemacht. Die Geschichte der nächsten Jahrzehnte beweist es an Habsburgern, Wittelsbachern und Luxemburgern. Wenn Rudolf ein wiedererstandenes Herzogtum Schwaben einem seiner Söhne von reichswegen verliehen hätte, wäre dies rechtens gewesen. Seine Nachfolger hielten es ebenso. Vielleicht war auch der Neid auf den großgewordenen Habsburger, der sich im Donauraum festsetzte, ebenso ein Motiv für Handeln und Denken der Grafen wie die Furcht, etwas vom unrechtmäßig Erworbenen hergeben zu müssen. Zudem waren die neuen Herrschaften nicht gefestigt und ihre Besitzer nicht berechtigt, auf etwas Hergebrachtes, historisch Gewordenes hinzuweisen, zudem hatte der Reichstag sein Placet zu den Plänen Rudolfs, das Reichsgut wiederherzustellen, erteilt. Auch war Konradin, König Konrads IV. Sohn, erst fünf Jahre tot und nicht mehr Herzog von Schwaben, als König Rudolf gewählt wurde und seine Pläne auch auf dieses erledigte Reichslehen zu richten hatte. Sogar Alfons X. hatte den Titel eines Herzogs von Schwaben auf päpstliches Anraten angenommen. Schwaben war damals, auch in den Augen der Zeitgenossen, ebenso wie Franken noch immer das Kernland des Reiches, sein Besitz folgte vieles an Einfluß, im Großen wie im Kleinen, wie selbstverständlich.

Zum Abschluß der Betrachtung über Rudolfs Aufgabe und Wirken gehört unübersehbar die Familienpolitik. Rudolf war in erster Ehe sehr glücklich verheiratet mit Gertrud von Hohenberg, die aus Haigerloch stammen dürfte und sich später als Königin Anna bezeichnete. Ihr Bruder Albrecht — nebenbei ein bedeutender Minnesänger — vertrat, wie schon dargetan, nachdrücklich die Interessen des Schwagers und damit des Reiches. Königin Anna starb 1281 nach achtundzwanzig Ehejahren, in denen sie zehn Kinder geboren hatte, die alle untergebracht werden mußten. Rudolf glückte dies in weitem Umfange; seine achtjährige Tochter Guta wurde mit dem gleichaltrigen Sohn des auf dem Marchfeld gefallenen Ottokar, König Wenzel II., verheiratet, Mechtildis mit dem Herzog von Bayern, Gertrud mit dem Herzog von Sachsen und die Jüngste, Clementia, ehelichte sogar König Karl III. von Sizilien, den Nachfolger des düsteren Stauferbesiegers Karl von Anjou. Die Söhne heirateten ebenfalls „nach oben“: Der Älteste, Rudolf, erhielt Ottokars Tochter Agnes von Böhmen, Hartmann sollte Johanna von England, die ein stattliches burgundisches Erbe hereinbringen würde, ehelichen; die Verbindung kam nicht zustande, weil Hartmann vorher im Rhein ertrank. Endlich erhielt Albrecht, der spätere König, Elisabeth, die Tochter des alten Verbündeten König Rudolfs gegen

Ottokar, des Grafen Meinhard von Tirol. Der Mörder König Albrechts, dies darf hier einfließen, Johann (Parricida) war sein Neffe, der Sohn seines ältesten Bruders Rudolf und der Agnes von Böhmen. Alle diese Ehen waren in jugendlichem, ja im Kindesalter geschlossen worden.

König Rudolf selbst heiratete nach dem Tod der Königin Anna 1281 als Dreiundsechzigjähriger noch einmal, nämlich die vierzehnjährige, von den Zeitgenossen als besonders schön gepriesene Elisabeth von Burgund (genannt Isabella), die ihn, der Frauen gegenüber sehr charmant gewesen sein muß, zärtlich liebte. Man sieht, daß ihm die Verbindung in den Südwestraum des Reiches wichtig war und wenigstens auf der Ebene der familiären Bindung zu vollziehen gesucht wurde, was machtpolitisch im Großen nicht gelingen wollte; zum anderen erreichte er eine Bereicherung seines Hausbesitzes in Gestalt der von der jungen Elisabeth eingebrachten Grafschaft, die an seine Ländereien angrenzte. Die Ehe blieb kinderlos.

1291, in Straßburg, fühlte der König, nunmehr dreiundsechzig Jahre alt, daß es mit ihm zu Ende gehe. Er fühlte sich schwach und war krank; man wird den Ausdruck „verbraucht“ neben die anderen Begründungen setzen dürfen. Er begab sich mit der Königin und anderen Getreuen, anfangs noch zu Roß, nach Speyer, wo er sterben und neben seinen Vorgängern begraben sein wollte. Er fand, wie er es befohlen hatte, seine letzte Ruhestätte neben König Philipp. Vielleicht wollte er damit seiner Anhänglichkeit an die Stauer einen letzten sichtbaren Ausdruck geben.

Sein äußeres Bild ist uns wohl bekannt. Er ist der erste deutsche König, dessen Bild der Nachwelt als Portrait in Stein auf der Grabplatte lebensgetreu erhalten ist. Es ist eine eindrucksvolle Darstellung, die einen schlanken, im Gesicht hageren alpinen Typ zeigt, so allgemein bekannt auch heute noch, daß jedermann auf den ersten Blick sagt: die ist Rudolf von Habsburg. Aber nicht nur mit diesem Bildnis, sondern auch durch sein Wirken ist er der Nachwelt vertraut und teuer. Er gilt als der Besieger des Interregnums, erfolgreicher Bekämpfer des Raubrittertums, Wahrer des Landfriedens, fast als Neugründer des Reiches, dann war er der Gründer des habsburgischen Hauses, dem erbrechtliche und familiäre Dinge die Realitäten der Macht sehr oft ersetzen mußten, mit Überlegungen verbunden, die Generationen und Jahrhunderte bestimmen sollten. Dies entsprach seiner Klugheit und Fähigkeit, geduldig, ja versöhnlich zu sein. Er hinterließ das Reich nicht in strahlender Machtfülle als den erneuten Mittelpunkt der christlichen Welt, aber wieder gefestigt und geachtet. Alles in allem: Kein großer Monarch, obwohl er die Gaben und den Willen dazu hatte, aber ein guter König, dem mehr als ihm gelang, nicht hätte leisten können.

Literatur:

1. Fr. Baethgen: „Europa im Spätmittelalter“ — Verlag des Druckhauses Tempelhof, Berlin
2. Alfred Rapp: „Die Habsburger“ — Francksche Verlagshandlung Stuttgart
3. Karl Hampe: „Herrschergestalten des deutschen Mittelalters“ — Quelle u. Meyer, Heidelberg
4. Th. Goerlitz: „Rudolf v. Habsburg“ — Bostel-Verlag Wien
5. Ernst Marquardt: „Geschichte Württembergs“ — Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart
6. Ernst Müller: „Kleine Geschichte Württembergs“ — Kohlhammer Stuttgart
7. Henri Pirenne: „Geschichte Europas“ — Büchergilde Gutenberg, Frankfurt

8. Dorothy Gies Mc Guigan: „Familie Habsburg“ — Verlag Fr. Molden, Wien
9. Wilhelm v. Schoen: „Alfons X. von Kastilien“ — Verlag Bruckmann, München
10. Alfred Klemm in: „Illustrierte Geschichte Württembergs“ — Stuttgart Verlag Emil Hänselmann 1886
11. Hellmut Andics: „Die Frauen der Habsburger“ — Verlag Fr. Molden, Wien 1969
12. Friedrich von Raumer: „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit“ — Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1871



Das Adonisröschen (Blutströpfchen)

Adonis aestivalis

Adonis, der schöne Jüngling der Griechen, der Geliebte der Aphrodite, oder einer der in orientalischen Mysterienkulten verehrten sterbenden und wiederauferstehenden Götter gab den Namen für dieses besonders schöne Pflänzchen in der Vielfalt der überreichen Vegetation. Es kommt bei uns auf sonnigen, kalkigen Böden, vor allem auf Äckern im Getreide vor und wird mit seiner roten Blütenfarbe, so wie auch das „flammende“ Herbstadonisröschen, Blutströpfchen genannt. Aber „Aestivalis“ kommt auch schwefelgelb vor. Die Blätter sind zwei- bis dreifach gefiedert und bis zur Blüte hinauf anzutreffen. Die Stengel, unten schuppig, sind einfach oder verzweigt und tragen an ihrem oberen Ende je eine Knospe bzw. Blüte mit vielen seidigen Blättern und einem dichten Kranz von Staubgefäßen. Die Blütezeit reicht von Juni bis August. Das Frühlingsadonisröschen (*A. vernalis*), auch Teufelsauge genannt, blüht tiefgelb und ist geschützt, aber bei uns kaum anzutreffen. Es ist im Gegensatz zu den beiden anderen Arten ausdauernd und wird in der Homöopathie verwendet, da es Herzglykoside enthält. Die Römer haben es zum Winden von Kränzen genommen und Galenus (129-99) erwähnt es schon als Arzneipflanze. Die Adonisröschen gehören zur Familie der Hahnenfußgewächse.

Kurt Wedler

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

26. September 1975

Nr. 9

Balinger Kirchen, Kapellen und ihre Pfründen vor 450 Jahren

Von Fritz Scheerer

Der Bau der Evangelischen Balinger Stadtkirche wurde nach einer Inschrift an der Ostwand des Chores im Jahr 1443 begonnen. Nach Ausweis eines Wappens an der Wölbung des Chores muß der Bauplan für den wuchtigen Turm mit dem prächtigen Chor von einem Mitglied der Stuttgarter Architektenfamilie der Jörg stammen und zwar nach den neuesten Forschungen von Hänslin Jörg dem Älteren. Das Langhaus wurde dann von 1510 bzw. 1512 bis 1516 durch den Tübinger Meister Franz vollendet, während das oberste Turmgeschoß erst 1541 durch den Meister Stephan, ebenfalls aus Tübingen, fertiggestellt wurde. In fast 100jähriger Bauzeit wurde ein Werk geschaffen, das nach dem Urteil Sachverständiger eine der schönsten Hallenkirchen des Landes darstellt. Der mächtige, unten vier-, oben achteckige Turm ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt.

Das Innere des Langhauses, zu dem vom Chor ein spitzer Triumphbogen mit breiter Leibung und seitlichen Hohlkehlen führt, ist in sieben Spitzbogenarkaden mit umlaufender Empore (Empore seit 1767) aufgeteilt. Bis 1912 trug das Mittelschiff eine flache hölzerne Felderdecke und wurde erst im Zuge der damaligen Renovierung gewölbt. Die Seitenschiffe dagegen tragen Netzgewölbe aus der Erbauungszeit und hatten in vorreformatorischer Zeit Altäre, die Heiligen geweiht waren. Die östliche Kapelle des südlichen Seitenschiffes hat als Schlußstein den Bär des St. Gallus. Die nächste zeigt den jugendlichen St. Sebastian, auf den von den Ecken des Gewölbes vier Armbrustschützen ihre Pfeile richten. Andere Schlußsteine führen das Balinger Wappen, einen wappentragenden Engel, die Hl. Katharina und die zwei Steinmetzzeichen „F“ und „A“.

Das Sternengewölbe des Chores zeigt in den Schlußsteinen die Schutzpatronin der Kirche, Maria mit dem Kinde, den Heiligen Nikolaus als Patron der ehemaligen Kapelle, ferner die Wappen der Grafen von Württemberg, des Konstanzer Bischofs, der Stadt Balingen und den Schild mit den drei Sternen der Baumeisterfamilie Jörg. Der Schlußstein mit dem Hl. Nikolaus, wie auch die 1443 erfolgte Genehmigung des Generalvikars des Bistums Konstanz zum Abbruch der baufälligen Nikolauskapelle, die vermutlich auf dem Kirchplatz stand, zeigen, daß wahrscheinlich die neue Kirche ursprünglich St. Nikolaus geweiht war und nur aus Pietät „Unsere Liebe Frau“ an die erste Stelle in den Schlußsteinen gerückt ist. Damit stimmt auch überein, daß 1501 bei Stiftung der Predikatur (s. unten) bestimmt wurde, daß der Prediger der Kirche u. a. auch in der Nikolaus- und Liebfrauenkapelle predigen solle, vermutlich im fertiggestellten Chor der neuen Kirche.

Die Nikolauskapelle

Die Nikolauskapelle wurde sowohl bald nach der Stadtgründung (1255) innerhalb der Stadtmauern errichtet, da die Pfarrkirche (heutige Friedhofkirche) mehrere 100 m vor dem Unteren Tor der Stadt lag

und der Zugang, etwa in Belagerungszeiten, unmöglich war. Die Nikolauskapelle wird erstmals 1342 urkundlich erwähnt (WR 6729). 1412 stiftete Graf Eberhard III. von Württemberg in diese Kapelle zu Ehren der Heiligen Sebastian, Barbara und Brigitta einen Altar, der von 1468 ab nur noch Sebastiansaltar heißt. Otto III. von Hadberg, Bischof in Konstanz, bestätigte die Stiftung (Reg. Ep. Const. III 8324). 1424 wird in der Kapelle ein St. Margarethenaltar und 1427 ein St. Gallusaltar erwähnt. Ein St. Agathenaltar taucht von 1468 ab auf. Einer dieser beiden Altäre scheint aber wesentlich älter zu sein, denn schon 1342 wird ein Pfründner des „neuen Altars“ erwähnt, und 1345 begabte der Reutlinger Bürger Heinz der Biter (Beuter) eine Jahrzeit auf den von ihm gestifteten Altar in der Nikolauskapelle (Kreisbeschr. Bd. II S. 35). In die Seitenkapellen der neuen Kirche wurden dann nach 1512 die Altäre St. Gallus und St. Sebastian übernommen, wie Schlußsteine zeigen. (s. oben).

Die Friedhofkirche

Ein baugeschichtliches Kleinod steht auf der rechten Seite der Eyach, die alte Pfarrkirche zu „Unserer Lieben Frau“, wie 1310 berichtet wird, die in ihrem massigen, schweren romanischen Turm auf ein Alter von rund 1 000 Jahren zurückblicken kann. Das heutige Glockengeschoß ist in späterer Zeit aus Fachwerk aufgesetzt worden und trägt ein einfaches Zeltdach. Um 1300 wurde das romanische Langhaus, vielleicht weil es baufällig war, durch den heutigen Bau ersetzt. Die Kirche wird erstmals 1255 erwähnt, als Graf Friedrich der Erlauchte von Zollern die vakante Kirche seinem Freund Konrad von Tierberg verlihen. Das Patronatsrecht war zollerisch und ging 1403 an Württemberg über.

In dieser alten Pfarrkirche werden die Pfründner des St.-Afra- und des St.-Peter-Altars 1329 erstmals erwähnt und dann 1378 der St.-Katharina-Altar, der später in die neue Pfarrkirche innerhalb der Stadtmauern verlegt wurde, denn in einer Seitenkapelle findet sich ein Schlußstein mit der Hl. Katharina. Angebaut an die Nordostwand der Pfarrkirche vor der Stadt, in-

mitten des alten Friedhofs, war das Beinhaus, von dem noch Spuren an der Wand sind. In das Beinhaus stiftete 1352 Pfaff Heinrich der Gneppher von Rottweil einen Michaels-Altar (Balinger Vertragsbuch fol. 116).

Nach Vollendung des Neubaus in der Stadt (nach 1516) sank die Pfarrkirche mit dem Patrozinium Maria zur Friedhofkirche herab und wurde erst wieder 1955 Pfarrkirche für den östlichen Stadtteil. Das Kircheninnere war lange verwahrlost. Erst in den Jahren 1912 und 1913 konnte eine größere Restaurierung durchgeführt werden, bei der auch zwei Dielenbretter mit Bemalung von der alten romanischen Holzdecke zum Vorschein kamen, die sich heute in Stuttgart befinden. Eine weitere Kapelle innerhalb der Stadtmauern war die zum Ölberg, die 1501 und 1508 erwähnt wird. Sie befand sich wohl an der Stelle des alten Kameralamtes, des heutigen Landwirtschaftsamtes. In dieser sollte auch nach der von Balthasar Rüber 1501 gestifteten Predigerpfründe, mit 60 Gulden jährlichem Gehalt, der jeweilige Prediger der Pfarrkirche das Wort Gottes rein predigen (s. oben Nikolauskapelle, St. A. 16-Nr. 308).

Ein bescheidenes gotisches Kirchlein, das Siechenkirchlein, befand sich außerhalb der Stadt bei dem nach den Kreuzzügen erbauten Feldsiechenhaus. Es wird erstmals 1440 erwähnt und diente bis 1740 zu Gottesdiensten für die Aussätzigen.

Die Pfarreipfründe

Nach dem Liber decimationis, einem Zehntbuch von 1275 zur Finanzierung eines Kreuzzuges, hatte die Balinger Pfarreipfründe ein Einkommen von 40 lb. (Pfund, 1 Pfund = 20 Schilling = 240 Pfennig), 1468 ein solches von 100 lb. hlr. (Pfund Heller).

Nach dem Urbar aller Pfründen von 1543, das auf Befehl Herzog Ulrichs von Württemberg von dem Obervogt zu Balingen Caspar von Anweil angelegt und von Hans Briegel, Stadtschreiber in Ebingen, geschrieben wurde, hatte die Pfarrei „eine ehrliche Behausung und in der Stadt gelegen, auch ein Höflein daran, stoßt an die Kyrchen genant der Ölberg und an Anna Jacobs von Neuhausen Wittib Hus, dahinten an der Stadt Ringmauer“. Beim Pfarrhaus befand sich auch ein Gärtlein „über der Mauer zwischen Zwinger und äußerer Brustwehr“.

Ausgestattet war die Pfarrei mit einem von allem Zehnten befreiten Widumgut (Name vom ah. widamo = Mitgift, Ausstattung) (= Schenkung für die Kirche) von 57 J. (Jauchert) Acker und 66 Mm. (Mannsmahd) Wiesen (1 J. etwa 1 1/2 Morgen). Es war an vier Bauern als Lehen ausgegeben,

die daraus dem Pfarrer 10 M. (Malter, 1 M. etwa 278 Liter) Vesen (ungegerbten Dinkel) und 6 M. Haber güteten. Ursprünglich stand dem Pfarrer der Großzehnten (aus dem Getreide) zu, den aber schon frühzeitig die Herrschaft an sich zog. Dafür erhielt der Pfarrer als „Corpus“ 6 M. Vesen und 4 M. Haber. Doch diese Kompetenz war zu klein; sie wurde daher 1467 auf bischöfliche Weisung um 40 M. Vesen und zwei Fuder Stroh (1 Fuder = 1. Fuhre) erhöht.

Sonstige Einnahmen bezog der Pfarrer aus dem Kleinzehnten, aus einzelnen Zinsen, den Akzidenzien und außerdem aus den bürgerlichen Benefizien. So bezog er u. a. Wiesen zins von 4 Mm. Wiesen im „Tal“, die ein lb. trugen, von denen der Pfarrer 6 lb (Schilling), die Frauenpflege 4 lb und die Siechenpflege 2 lb erhielt. Weiter bezog er Zinsen aus Wiesen in Heselwangen „uff den schroffen bronnen“, in „schachen“ und an „Balingen Witthouw“, in Endingen „an der Herstrauf“ (Heerstraß). Der Kleinzehnten wurde von Flachs, Hanf, Obst und Kraut gegeben. Ein Hanfgarten war „auf Klausen“ und im „Roßnägle“ bei des „armen Kasten Garten“. Da der Kleinzehnt in Heselwangen an die dortige Kapelle verkauft wurde, bezog der Pfarrer von Balingen als Ersatz 3 lb. 10 lb Zins Einkommen. An Geld hatte der Pfarrer 28 lb. 6 lb Einkommen.

Aus Engstlatt bezog die Balingen Frauenpflege schon 1368 Einkünfte und besaß dort 1502 das Schöckenlehen, den Seidlinhof und ein weiteres Lehen, die alle zusammen 31 J. Acker 7 Mm. Wiesen betrug. Die drei Lehen gingen nach der Reformation an das Spital über. Ein großer Hof in Endingen war der Lupoldshof, der 1410 württembergisches Lehen der Sätzlin von Balingen und des Breunlein, genannt Bünninger, war. Der Sätzlinsche Anteil wurde 1451 an die Frauenpflege Balingen, die schon 1368 in Endingen begütert erscheint, verkauft. Der andere Teil wurde von dem Balingen Bürger Gretzinger 1498 an die Kaplanei Heselwangen veräußert.

Auch von Roßwangen bezog die Frauenpflege schon 1468 Einkünfte und erwarb 1441 von einem Balingen Bürger weitere Gülden aus einem Roßwanger Hof, der 1564 18 J. Acker 9 Mm. Wiesen und 1 Holz umfaßte. In Tieringen besaß die Frauenpflege ebenfalls Lehen. Begütert war sie schon 1368 in Weilheim. Hier wurde der Besitz des Balingen Bürgers Wurer von dessen Erben 1440 hälftig an die St. Sebastians- und Fabianskaplanei verkauft (20 J. Acker und 3 Mm. Wiesen). Zwischen 1450 und 1500 besaß die Frauenpflege in Zillhausen das Lehen Messingerhof und bezog bewegliche Gülden und Zinsen. Auch in Frommern hatte die Frauenpflege Fuß gefaßt. In Ostdorf bezog sie bereits 1368 kleinere Gülden und erwarb 1512 und 1532 einen hiesigen Hof, der später an das Spital übergang.

Über alle Balingen Pfründen wie auch über die Pfarrei übte Württemberg das Patronatsrecht aus. Die Verwaltung der Vermögen erfolgte für alle bis zur Reformation durch den jeweiligen Geistlichen. Nach der Reformation wurden die Güter zur Geistlichen Verwaltung eingezogen. Das eigentliche Kirchenvermögen, „der Heilige“, aus dem die Kosten des Kirchenbaus der Kirchenerhaltung und der Armenpflege zu bestreiten waren, wurde von den Heiligenpflegern, früher auch Lichtpfeleger genannt, verwaltet.

Die Balingen Kaplaneipfründen

Neben der Pfarreipfründen wurde im späten Mittelalter eine größere Zahl von Kaplaneipfründen gestiftet, so daß 1502 neben dem Pfarrer zehn verpfändete Priester in Balingen tätig waren.

Die Behausung der **St. Peterskaplanei** wurde 1539 an die Frauenpflege verkauft.

In Engstlatt besaß die Kaplanei zusammen mit dem Kloster Beuron ein Lehen mit 26 J. Acker, 3 Mm. Wiesen und 1 Holz neben einem anderen Lehen gemeinsam mit der Balingen Michaelspfunde (s. unten), dann einen Acker in Ostdorf, der auf die „Härstrauf“ (Heerstraße) stößt. Sie bezog auch Präsenzeinkünfte aus einem Weingarten zu Balingen „am neuen Bronnen am Heuberg“, den 1543 Wern Sattler inne hatte, aus einem Krautgarten, der an die Kirchgasse stößt und neben der oberen Klausnerinnen Garten liegt, aus 3 Mm. Wiesen im Reichenbach. Die Zehnteinnahme betrug rund einen Malter.

Reicher begütert war die **Margarethenkaplanei**. Sie hatte ein Haus an der Ringmauer zwischen „Jung Hans Haffners Haus und Junker Jerg von Bubenhofen selig Schur (Scheuer) gelegen“, im „Etten-tal“ besaß sie einen Weingarten, je 1 Mm. Wiese beim „Wadelbrunnen“ und zu Bronnhaupten 2 J. Acker daseibst „unter den Hägen“, bezog Zinsen aus Ostdorf. In Tailfingen hatte sie 1543 1 Lehengüter mit 77 J. Acker und 43 Mm. Wiesen und bezog um 1500 Einkünfte und Gülden aus Endingen.

Die **St. Agathen-Kaplanei** besaß Güter bei der Kratzmühle und an „Härstrauf“ (Heerstraße), in Frommern im Ösch bei „St. Wendelin“ (oder „Auf Dietenstaig“), einen Wald in der „Buchsteig“, auf Ostdorfer Markung im Ösch „gen Anhausen“, im „Öln“, im Ösch „gen Geislingen“, „am Zwerenbacher Weg“, „am Anhauser Weg“, „am Schlierengraben“. Zur Kaplanei gehörte in Ostdorf auch der „Immenhof“.

Die **Katharinen-Kaplanei** hatte Präsenzbezüge von Balingen, Hechingen, Grosseltingen, Bonndorf (Gäu), Endingen, Geislingen, Oberdisigheim. Der Kratzmüller zinst an die Kaplanei aus 1 Mm. Wiesen, Hans Kesselmüller aus seiner Mühle vor dem Unteren Tor, Heinrich Vysel aus einem Haus hinten in der Gasse bei der Schule, Graf Niclas von Zollern gemäß eines Hauptbriefes für Owingen aus 30 Gulden 6 lb. In Engstlatt besaß die Kaplanei ein Lehen, das 1565 36 J. Acker, 6 Mm. Wiesen und 1 Holz umfaßte, im Balingen „Engelestäle“ den „Engelshof“.

Die **St. Afra-Kaplanei** hatte Bezüge aus Gütern in Balingen „unter Byntzybol“ (Binsenbol), „im Lantzenbrünnele“. Graf Jos Niclas von Zollern zinst ab dem Dorf Owingen 6 lb. 1565 bezog sie auch Zinsen aus Engstlatt. 1543 war das Kaplaneihaus verkauft und von der Witwe Hans Baumann bewohnt.

Das Haus der **St. Gallus-Kaplanei** stand in der Nähe der Kirche und wurde später vom Diakon bewohnt. Güter besaß die Kaplanei in Balingen im Etzelbach und einen Acker am „Bol“, in Ostdorf bei dem „Byldenhaus“, in der „Vöhe“, in Roßwangen „vor Degenhart“, „im Sautrat“. Zinsen bezog sie von der Oberen Klausen 8 lb und 4 Hühner aus ihrem Haus und der Hofstatt darauf die Scheuer steht, dann von Isingen, Haigerloch, Rottenburg, Hirschau und von der Balingen Frauenpflege zu Balingen wegen einer Jahrzeit für Pfaff Schwartz 8 lb 6 hlr.

Für das Haus der **St. Michaelskaplanei** zinst 1543 Hans Barth 5 lb 9 hlr. Die Kaplanei besaß in Balingen einen Baumgarten an der Steinach und einen Krautgarten am „gesslin“ zur Kratzmühle, Güter in Endingen im Ösch „zum Wettbach“, in Ostdorf im „Imenhau“ und dann vor allem in Engstlatt („Kreuzbrunnen“, „Stainbrunnen“, „Sultzen“, „Omesloch“, „Zwärenhölzle“, „Nuntzfeld“, „in der lachen“ usw.), dann 1 Mm. Wiese im „Uchtgärtle“, „in dem Wyseswald“, „im Anhauser Tal“, „Wagental“. Ein großer Teil dieser Güter stammte aus der 1352 erfolgten Schenkung des Rottweiler Kirchherr Heinrich Gnepper und seines Bruders Berthold an das Balingen Beinhaus, zu der auch ein Hof

in Engstlatt und in Steinhofen gehörte. Die Michaelspfunde besaß diese Lehen (1565: 42 J. Acker, 15 Mm. Wiesen und 2 Wälder) in der „Rottenstaig“ zusammen mit der Balingen Peterskaplanei.

Junker Hans von Stötzingen zinst der Kaplanei 10 lb aus einem Lehen zu Bronnhaupten, während die Kaplanei 5 lb den Frauen zu Kirchberg zinst. Im Beisein von zwei Richtern wurde 1543 der Kaplanei ein Hof in Dotternhausen erneuert, der 12 lb, 2 Schultern, 2 Gänse, 5 Hühner und ein Viertel (120) Eier einbrachte.

Die **Sebastianskaplanei** besaß Güter und Wiesen in Balingen, Waldstetten und Weilheim. Ein Lehen in Weilheim („Haimgarten“, „Vogelsang“, „Hepperzark“) und 1 Holz trugen 8 lb, je 1 M. Vesen und Haber, 2 Hühner und 60 Eier. Einkünfte wurden auch aus Geislingen und Frommern („Kungsgassen“, „Hutnagel“) bezogen. Aus dem Großzehnten zu Endingen erhielt die Kaplanei eine Abfindung.

Kurz vor der Reformation wurden bedeutende Dotationen an die **Praedicatur** (Hilfspredigerstelle) gemacht, die ein Haus mit zwei Stuben in der Kirchgasse neben dem Spital hatte. 1526 stiftete Bonifatius Vötsch 2 J. Acker in „Distelau“, in Etzelbach und 1 J. an dem „Urtehlenweg“, 1528 Hans Götz „im Engelestäle“, Endle Kuppinger an der oberen „Sichel“ und Martin Elsäßer am „Alten Markt“ einen Baumgarten, alles Bürger von Balingen, 1520 Endres Kohler von Frommern, 1510 Junker Werner von Rosenfeld Güter in Endingen und schon 1502 Dieterlin Rüber in Ostdorf und Hechingen. Die Praedicatur zinst der Frauenpflege 3 lb aus einer Jahrzeit Vollmers.

Kirchen, Kapellen und Pfründen der Stadtteile

Heselwangen war während des ganzen Mittelalters nach Balingen eingepfarrt. 1463 wird die Heselwanger Kapelle als Ruine erwähnt, er muß aber bald danach ein Neubau erfolgt sein. Um 1500 stifteten Vogt, Richter und Bauernschaft einen Altar zu Ehren der Heiligen Antonius, Sebastian, Barbara und Lucia. Die Kaplanei erhielt dann Pfarrechte. Für die entgangenen Akzidenzien und den Kleinzehnt, die vorher dem Balingen Pfarrer zustanden, sollten nach Balingen 3 lb. 10 lb hlr. Zins bezahlt werden, doch 1543 bezeugten Vogt und Richter, daß dies nie geschehen sei. Die Kaplanei besaß in Heselwangen ein Haus, das aber 1540 verkauft wurde, und Güter auf „Hohenwysen“, am „Uchtgärtle“, und 1543 hatte sie zwei Lehen zu vergeben, von denen das eine von Eberli Biter erworben wurde. In Tieringen war sie begütert im „Hinter Briehl“, „Hergetswiesen“, im „Tupfental“, „uff Walschalden“ und „in Thor“ (1565: 45 J. Acker und 29 Mm. Wiesen). Einkünfte bezog sie aus Meßstetten, Endingen, Balingen, Ostdorf, Engstlatt, Frommern, Zillhausen und Laufen.

Der Kirchensatz des Hl. Blasius in **Endingen** ging nach 1403 von den Zollern an Württemberg über. Das Widem war 1543 in vier, 1565 in fünf Teilen verliehen. Der Pfarrei flossen auch Einkünfte aus Frommern, Erzingen, Laufen, Weilstetten, Heselwangen, Dürrwangen und aus einem Balingen Lehen zu. Die Inhaber des Widemgutes mußten das Faselvieh (Bock und Farren) für die Gemeinde halten. Die Kirchpfeleger gaben dem Pfarrer jährlich 5 lb. hlr., „wofür er allwochen eine Messe in

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

der Wendelinskapelle halten mußte". Der Pfarrei stand der Kleinzehnten zu. Die Endinger Klausnerinnen hatten von den Pfarrgütern 2 Mm. Wiesen inne, für die sie den Heuzehnten entrichteten.

Die Engstlatte Pfarrei hatte eine „gute Behausung, an der Kirchmauer gelegen“. Auf der Markung besaßen die geistlichen Einrichtungen einige Güter, so die Pfarrei das Widum, das 1543 59 J. Acker, 17 Mm. Wiesen und 1 Holz umfaßte. Ferner bezog sie 1543 und 1565 den Kleinzehnten, den Altcorpus aus dem Großzehnten, eine Addition aus dem Heiligen und Einkünfte aus Engstlatt, Ostdorf, Steinhofen und Bisingen. Etwa ein Viertel des Zehnten zu Engstlatt war 1492 in der Hand Balingen Bürger und wurde 1519 von der Balingen Witwe Löw dem Heiligen Petrus in Engstlatt verkauft.

Die Pfarrei Erzingen hatte einige Eigentümer auf der Markung (1732: 19 J. Acker und 15 Mm. Wiesen) und verließ auch den großen Widumhof, auf dem die Verpflichtung der Faselviehhaltung ruhte. Er war wie die Heiligenlehen zehntfrei und umfaßte 1732 drei Lehen mit 67 J. Acker, 4 Mm. Wiesen und 23 J. Wald.

Die Kapelle auf dem Friedhof, der Jungfrau Maria geweiht, wurde nach der Reformation in einen Schafstall verwandelt und diente zeitweise später als Fruchtkasten.

Die Pfarrei Frommern besaß 1543 ein Haus, eine Scheuer, einen Krautgarten und ein Weingärtle unter der Kirchmauer. Sie bezog Einkünfte aus Frommern, Dürrwangen, Laufen, Tailfingen, Zillhausen, Weilheim, Waldstetten, Stockhausen, Endingen und Balingen. Der Widumhof war seit 1496 Eigentum Württembergs (1560: 14 J. Acker, 9 Mm. Wiesen). Der Inhaber war verpflichtet das Mesmeramt zu versehen und der Gemeinde den Farren zu halten.

Eine Frühmesse mit Altar für „Unsere Liebe Frau“ und St. Margaretha wird 1470 bestätigt. Sie besaß in Frommern ein Lehen und bezog Einkünfte aus vielen Orten der Umgebung. Außerhalb Etters stand in der Flur „Käpelleäcker“ eine den Heiligen Wendelin, Antonius und Sebastian geweihte Kapelle, mit der eine Kaplanei verbunden war.

Zum St. Georger Ortsteil in Dürrwangen gehörte der Widumhof, der „Ran-Widum“ genannt wurde, weil der Inhaber den Ran (Bock) für die Bauern halten mußte. Der Hof (1565: 14 J. Acker und 4 Mm. Wiesen) wurde von der Pfarrei verliehen. Auf der Markung besaß die Pfarrei und die Frühmesse eigene Güter. Eine Kaplanei wurde 1439 auf den Marienaltar der Peterskirche gegründet.

Eine 1458 gegründete Frühmesse bezog größere Einkünfte aus Dürrwangen, Laufen, Ebingen, Onstmettingen, Balingen, Heselwangen und Erzingen. Zum Maierhof gehörte eine Kapelle St. Sebastian und St. Fabian, die aber nach der Reformation verschwand.

Oberdigisheim und Ostdorf hatten Widumhöfe mit über 100 J. Acker und 44 Mm. bzw. 25 Mm. Wiesen, Ostdorf noch dazu 3 J. Gärten und 5 J. Hölzer. Um 1500 war der Ostdorfer Widumhof an 12 Inhaber verteilt. Zur Pfarrei gehörte auch die Zehntscheuer mit ihrem hohen abgewalmen Giebel und steinernem Torbogen. Die Pfarrei bezog Zehnt- und andere Einkünfte u. a. aus Ostdorf. „Vor dem Hailgle“ (Namen!) und von 13 J., die hälftig von Wilhelm Schenk von Stauffenberg an die Pfarrei geschenkt waren, in Engstlatt und Geislingen.

Der Pfarrer hatte 1543 ein „gut Huß, stoßt hinten auf den Kylchhouß“, 2 Gärten, einen am Haus, der andere hinter der Zehntscheuer. Die Pfarrei von Geislingen (Geislingen bis 1451 nach Ostdorf eingepfarrt) gab jährlich 1 lb. und 2 Hühner als Separationszinsen. Den Kleinzehnten bezog der Pfarrer. Zum Pfarrei-Einkommen ge-

hörten auch Zinsen aus Jahrzeiten von „Schlechtfurt“ und „zu Bühl“.

Eine Kaplanei, die St. Peter geweiht war, wurde 1466 auf den mittleren Altar der Medarduskirche gestiftet. Sie bezog Einkünfte aus Ostdorf, Balingen, Steinhofen, Geislingen, Owingen, Engstlatt und Grosseilingen. Auf den Marienaltar der Pfarrkirche wurde 1447 eine Frühmesskaplanei gestiftet, der ein Haus, ein Hof, ein Krautgarten „an der gassen“ und eine Scheuer sowie der Hüttlers- oder Kainmannshof gehörten.

Der Besitz der hiesigen Heiligen St. Medardus zu Ostdorf und St. Nikolaus zu Anhausen (abg. bei der Böllatmühle) umfaßte um 1500 sechs Hofgüter: Schappels-, Fletzen-, Egen-, Häuschen-, Schenken-, Bentzingerhof. Der Rütler- oder Lonerinshof kam über Balingen Bürger (Loner, Kunmann) 1456 durch Kauf an die Ostdorfer Pfründen und wurden schließlich der Frühmesse zugewiesen.

Die Pfarrei Roßwangen besaß 1565 ein eigenes Gut mit 10 J. Acker, 10 Mm. Wiesen und 8 J. Holz, das auch an die Kaplanei St. Gallus in Balingen zinste. Von diesen war der 9 Mm. Wiesen große „Brühl“ 1439/40 teils durch Kauf, teils durch Stiftung an die Pfarrei gekommen. Ferner konnte der Pfarrer noch den Widumhof verleihen und bezog daraus Gülden, dazu kam Zehnten aus Roßwangen und Dotterhausen. Ein Hof gehörte um 1460 zur Hälfte dem Klösterlein Wannental und zur anderen Hälfte dem Kloster Alpirsbach, zinste aber außerdem noch an die Herren von Rosenfeld. Der hiesige Heilige hatte nur

geringe Güter, in der Hauptsache nur 5 Morgen Holz und bezog einen kleinen Zehnten.

In Waldstetten kam ein Drittel des Endinger Hofes (Name vom Endinger Ortsadel), das dem Heiligen Dionysius gehörte, bei der Neustiftung der Pfarrei Weilheim (1463) an die neue Pfarrei und nach der Reformation an die Geistliche Verwaltung Balingen. Dem Heiligen gehörten in Weilheim 1565 das Lichtlehen (32 J. Acker und 20 Mm. Wiesen) und der Pfarrei ein kleineres Gut. An die Pfarrei Frommern mußten jährlich 10 ß hlr. Separationen bezahlt werden. Der Pfarrer bezog den Kleinzehnten und zahlreiche Zinsen aus beiden Orten und aus Balingen, Frommern, Heselwangen, Erzingen, Roßwangen und Tailfingen. Zur Pfarrei gehörte auch ein Lehen zu Engstlatt. Von Jahrzeiten wurden 3 lb. 3 ß 6 hlr. bezogen.

Das Widum und Johanneslehen wurden der Kaplanei Zillhausen früh entfremdet. 1514 wurde eine ständige Kaplanei gestiftet, wozu die Gemeinde eine Hälfte des Förderhofes als Ausstattung stellte. Die andere Hälfte blieb bei der Dürrwanger Frühmesse. Die Zillhauser Kaplanei bezog auch Einkommen aus Streichen, Engstlatt, Pfeffingen und Frommern. 1523 wurde die Kaplanei, mit Zillhausen und Streichen als Sprengel, von der Pfarrei Burgfelden gegen einen Zins von 2 lb. hlr. separiert, doch schon 1543 wieder von Burgfelden versehen, da das Einkommen des Pfarrers zu klein war. Die endgültige Separation erfolgte erst 1825. (Schluß folgt)

Im Herbst: Schönes Zollernland II

Von Hans Müller

Wir machen nicht in Nostalgie. Wir „zollern“ also auch nicht. Trotz Zollern-Turn-, Sing-, Wandergau, Zollern-Wasser-, Bier-, Milch-, Nachrichten- usw. -Versorgung. Aber wir betrachten und erforschen umso gründlicher das ehemalige Zollernland geographisch, geschichtlich, gesundheitlich.

Das älteste „Hie gut Zolre alleweg“ war ein armes Ländchen um Hechingen, schon im 11. Jahrhundert. Wir haben es vor einigen Jahren besucht und beschrieben. Erst im 16. Jahrhundert kam ein kleines Gebiet um Sigmaringen dazu. Es hatte zuletzt den habsburgisch gesinnten Werdenbergern gehört. So klein war es, daß man (nach der Zimmerschen Chronik) vom Schloß aus die Jagdhunde der Herren von Zimmern „laufen hören“ konnte. Die zollerischen Landesherren hielten sich oft gar nicht in ihren dürftigen Territorien auf. Manche nahmen hohe Ämter „beim Reich“ in Wien an, für die sie keine Besoldung bekamen. Ihren splendiden Aufwand preßten sie aus ihren Untertanen heraus. Diese murrten und revoltierten in beiden „hohen“ Zollern-Ländchen; aber sie waren zu schwach. Vielen blieb nur noch die Auswanderung. Das bittere Unrecht wurde dadurch etwas gemildert, daß es andre Herren mit ihren Untergebenen nicht viel anders machten. — Da kam der große Napoleon. Aus Familiengründen ließ er Zollern nicht verschwinden wie alle die andern Kleineren. Er machte es sogar größer, indem er ihm sieben weltliche und geistliche Gebiete einfach „gab“. (Es ist wie eine Ironie des Schicksals, daß das Zollernland heute unter sieben Neukreise aufgeteilt worden ist; nicht so napoleonisch genial, sondern klüger.) Die 1806 geschaffenen Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen bestanden nur ein halbes Jahrhundert; dann standen sie beide vor dem Staatsbankrott und einer Art Revolution. 1848 verschlechterten die beiden Fürsten ihre Länder an Preußen

und retteten auf diese Weise ihren beträchtlichen Privatbesitz. Preußen übernahm die zollerische Konkursmasse nur zögernd, wollte sie aber nicht den Württembergern überlassen. Also lieber ein Biß in das saure Äpfelchen. — Ab 1850 war ganz Hohenzollern fast ein Jahrhundert lang unter preußischer Verwaltung. Seither konnte sich die Bevölkerung wirtschaftlich erholen und langsam heben. Der Bestand des Landes von den Zuflüssen der Nagold bis ins Bodenseebecken blieb bis vor wenigen Jahren erhalten. Dann haben wir „Geschichte erlebt“.

Das ehemalige Land Hohenzollern war topographisch eines der verrücktesten Gebiete in Deutschland. In Luftlinie von N nach S rund 85 km lang, war es an manchen Stellen kaum einen Spaziergang breit. Mit einem durchweg lappigen Grundriß legte es sich quer über die Alb, ging nordwärts bis ins Neckargäu und Albvorland und südwärts ins Donaubecken, durch Oberschwaben bis in Bodenseenähe. Das war sehr lästig für Württemberg. Die Zollern sind natürlich Schwaben. Aber sie haben ihren besonderen Charakter, der nach R. Gradmann überwiegend auf staatliche Zusammengehörigkeit zurückzuführen ist.

Wir werden im Oktober das frühere Hohenzollern-Sigmaringen besuchen und näher betrachten. Dessen Alb-Anteil begann bei Trochtelfingen. Bis ins untere Laucherttal reichen die Hinterlassenschaften der vorletzten Eiszeit (Riß) mit viel weicheren Formen als man sie vom Jura gewöhnt ist. Die Riß-Eiszeit liegt noch heute offen da bis hinauf nach Ostrach. Da ist viel Wald, größtenteils noch immer hohenzollerischer Privatbesitz. Am Waldlehrpfad Krauchenwies fallen besonders große Bäume auf, auch fremdartige wie Thuja und Taxus. Der gesamte Untergrund besteht aus fluvioglazialen (vom Wasser angeschwemmten und gut sortierten) Hartkiesmassen aus den

Alpen. Aber das sind noch keine Moränen. Die Dörfer bevorzugen die breiten Schmelzwasserrinnen aus der Eiszeit. Sie laufen alle nach N. und werden von der Ablach als Sammelrinne aufgenommen. Aus gründlichen Forschungen von Dr. Schädel geht hervor, daß die Rinnen im Eiszeitalter anders liefen als heute. Das Eisschmelzwasser

kam während der letzten Eiszeit (Würm) von der noch deutlich sichtbaren Endmoräne dieser Epoche, die bei Tafertsweiler-Ruhestetten — Selgetweiler — Kalkofen — Deutwang hohenzollerisches Gebiet durchschneidet. Die Linzer Aach und die Stockacher Ach werden in ihren Oberläufen von der ehemaligen Eislage ausgerichtet. Mit-

telgroße Riedflächen sind eine weitere Folge früheren Eises. Die Landschaft ist nun reliefreicher geworden. Die Endmoräne ist bewaldet, aber vor und hinter ihr liegen Dorffluren. Die stillgelegte Bahnlinie Altschwaussen — Schwackenreute ging durch Moräne und Ried. Überall trifft man stille, erholungsreiche, noch nicht so sehr „erschlossene“ Landschaft an. — Jetzt biegen die Fließchen und Bäche nach S zum Bodenseebecken um. Sehr rasch bekommen sie erhebliches Gefälle; denn der Bodensee hat 400 m Meereshöhe und die Hügel hier herum haben 700 m im Durchschnitt. Das kann sich durchaus am Steilanstieg der Alb messen. Die Decke eiszeitlicher Relikte wird gegen Wimmer dünner; denn die Gletscher sind hier vom Eistor Bregenz 60 km entfernt gewesen und nicht in gerader Stoßrichtung sondern auf einem Nebengleis. Rasch gegen S zunehmend, kommt das einst unter dem Eis gelegene Tertiär zum Vorschein. Das sind weiche Massen: Sandstein und Sand, Mergel, Kalk. Sie sind von Verwerfungen zerschnitten und gegeneinander verrutscht, also schon eine Ankündigung des Überlinger Seebeckens. Natürlich sind die steilen Hänge bewaldet. Beim Weiler Kalkofen beginnt der Einstieg in das Steinenbachtal. Am Schloß Hohenfels vorbei kommt man zur Neumühle. Diese liegt schon im Tal der Mahlpürener Ach; bis zum See sind es noch 5 Kilometer über Berg und Tal. Zu den 200 m Gefälle von den Eisrandhügeln der Moräne kommen dann noch 100 m bis auf den Seespiegel. Hohenzollern zog sich über dem genannten Aachtal noch bis zu der Häusergruppe Höllsteig, und da hörte es auf. Die Grenzziehung war so zerlappt, daß man sich auch mit der Karte kaum zurechtfindet. Es ist eine herrliche, romantische Landschaft, aber nur noch mit winzigen Weilern. Und sehr unbekannt. Der Fürst war da höchstens zur Jagd.

Damit nehmen wir Abschied vom schönen Zollernland südlicher Teil. Der Staat ist verschwunden, die Bevölkerung und die Landschaft sind geblieben.

Der Schwabenspiegel

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter — Schluß

Untersucht man die Quellen des süd-deutschen „Kayserrichts“ — so nannte man im 14. Jahrhundert den Deutschen —, also den späteren Schwabenspiegel —, dann stößt man sowohl auf Überarbeitung des Sachsenspiegels als auch Zusätze und Entlehnungen aus dem römischen und kanonischen Recht, aus Reichsgesetzen, Regalien und Kaiserchronik, aus Stadt- und Dorf-rechten, Partikularstatuten, Freiheits- und Satzbriefen, Taidingen, Gerichtshehften, aus Bibel, Weistum, Vrydank und Volksrechten. Andererseits war der Schwabenspiegel trotz Verdammung einiger Sätze durch eine päpstliche Bulle 1374 Jann wieder maßgebend für die Gestaltung gewisser Stadtrechte, und wir bekommen davon eine gewisse Vorstellung, wenn wir z. B. im Salzburger Stadtrecht lesen: „das gesind darf bis zur plutrünst geprügel werden, dann niemand waiss, wie si das verdient umb ir herrschaft“. Gegen das Latein als Gesetzessprache hatte sich schon Rudolf von Habsburg 1274 auf dem Reichstag zu Nürnberg gewandt. Als ein Bischof lateinisch redete, sagte der König: „Was Pfaffen oder Laien vor dem Papst zu schaffen haben, das soll in Latein geschehen. Aber uns lasset die Gewohnheit, daß man deutsch rede in unserer Mitte!“

In seinem zweiten Teil benutzt der Schwabenspiegel die „Lex Baiuvariorum“ und die „Lex Alamannorum“, er schöpft also aus bayrischem und alemannischem Volksrecht. Zur Zeit der Völkerwanderung waren die „leges barbarorum“, die „Gesetze der Barbaren“ für das spätrömische Weltreich nicht unwichtig, aber das „Corpus iuris civilis“, begonnen 528 n. Chr. auf Veranlassung Kaiser Justinians und später verbessert als eine Zusammenfassung des geamten römischen Rechts, verdrängte das zersplitterte deutsche Recht immer mehr und erlangte bei der Rezeption (Aufnahme) im 16. Jahrhundert in Deutschland volle Gültigkeit. Das seit 1900 in Kraft getretene Bürgerliche Gesetzbuch ist teilweise noch auf den Grundsätzen des Corpus iuris civilis aufgebaut. Die Pandekten („die Alles Enthaltenden“), auch „Digesten“ (Schriftauszug) genannt, waren ein Teil des Corpus iuris civilis und bezogen sich auf juristische Auslassungen der klassischen römischen Juristen. Die Volkrechte, die germanischen Stammesrechte der Frühzeit, also das Recht der Bayern, Friesen, Sachsen, Angeln, Franken, Alemannen, Räter, Langobarden usw. wurden lateinisch kodifiziert und bedeuteten nicht Ausdruck der Staatsgewalt, sondern des Sippenrechts: „Der Fremde bringt sein Sippenrecht mit sich“; der Rechtsfriede war also Hausfriede. Mit der „Treuga Dei“, mit dem seit dem 11. Jahrhundert für das christliche Abendland für verbindlich erklärten Gottesfrieden“ versuchte die Kirche, wenigstens an „gebundenen“ Tagen (z. B. Passionszeit) dem Fehdeunwesen zu steuern, aber erst Maximilian I. brachte 1495 auf dem Reichstag zu Worms neben der Reichskammergerichtsordnung mit Zustimmung aller Reichsstände auch den „Ewigen Landfrieden“ zustande: Jede Fehde wird als Land-

friedensbruch geahndet und damit das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ zu einer gefriedeten Rechtsgemeinschaft gemacht.

Der älteste „Landfriede“ stammt als Gesetz aus dem Jahr 1103; auf den Mainzer Landfrieden von 1235 (i. Reichsgesetz in deutscher Sprache) nimmt auch der Schwabenspiegel Bezug. Was dieser an Weistum bringt (wistum, Auskunft), sind alte Gewohnheitsrechte der Bauern, verbreitet vor allem in Süddeutschland, Elsaß, schaidenheit“ (Bescheid-Wissen) ist für den Schweiz und Österreich „Vrydanks Beschwabenspiegel eine Rechtsquelle, die auf ein Lehrgedicht um 1220 eines fahrenden Ritters aus Schwaben zurückgeht. Die „Taidinge“ sind bäuerliche Rechtsdenkmäler. An den Schwabenspiegel schloß sich 1328 das Land- und Stadtrecht des Ruprecht von Freising an. Geradezu als „Gemeines Recht“ wurde der Schwabenspiegel u. a. ins Lateinische, Französische und Tschechische übersetzt; eine kritische Sichtung besorgte erstmals Lassberg 1840, eine Handausgabe mit Wörterbuch Gengler 1851. Nach der Erfindung des Buchdrucks zählten neben der Bibel Rechtsbücher wie der Schwabenspiegel zu den ersten Drucken. Heute, nach 700 Jahren, haben wir Anlaß, die von ihm genannte „wirdigkeyt“ des Menschen erneut zu überdenken.

Der dornige Hauhechel

Ononis spinosa



Geht man im Spätsommer an Äckern und Waldrändern oder an Schafweiden vorbei, dann kann man vielfach die rosa-roten, lila bis weißlichen Schmetterlingsblüten des Hauhechels erkennen. Will man ihn pflücken, macht man die schmerzliche

Erfahrung, daß die abstehenden Zweige meist in einfachen oder doppelten scharfen Dornen endigen. Man findet diese spitzen Pfeile auch in den Blattachsen. Der kriechende Hauhechel (*Ononis repens*) kommt allerdings auch ohne Dornen vor. Interessant ist beim Hauhechel die Bestäubung, die man beim Besuch der Bienen oder Hummeln beobachten kann, oder, unabhängig davon, wenn man ihre Bewegungen nachahmt. Beim Hauhechel sind die beiden Blätter des Schiffchens bis auf eine kleine Öffnung an der Spitze zusammengewachsen. Die Staubbeutel entleeren ihren Staub im Schiffchen und drücken ihn mit ihren kolbenförmig verdickten Staubfäden beim Anfliegen der Insekten, also beim Nachuntendücken des Schiffchens, an der offenen Spitze heraus. Der Griffel mit der Narbe tritt erst dann heraus, wenn aller Blütenstaub abgeholt ist. So wird die Fremdbestäubung gesichert. Man nennt diese Art Pumpenbestäubung. Die Blütezeit reicht vom Juni bis in den September hinein. Die eiförmig-länglichen, gezährelten Blätter sind oben einfach, unten zu dreien beisammen. Die Stengel sind in den unteren Teilen verholzt. Im Boden steckt ein kräftiger Wurzelstock, der eine bis zu 50 cm lange Pfahlwurzel hat. Auch der Hauhechel ist eine Arzneipflanze, dessen Wurzel vor allem Gerbstoff, Glykoside und ätherische Öle enthält, die bei Wassersucht und Blasen- und Nierenerkrankungen Verwendung finden. Der Name soll daher rühren, daß man ihn wegen der tiefen Wurzel mit der Haul ausreifen müsse und die Dornen an eine Hechel erinnern.

Kurt Wedler

Heimatkundliche Blätter Balingen

Jahrgang 22

30. Oktober 1975

Nr. 10

Mittelalterliche Glocken unserer Heimat

Von Eugen Gröner

Die Kunst des Glockengießens wurde im frühen Mittelalter vor allem in den klösterlichen Niederlassungen des Benediktiner-Ordens gepflegt. Noch bis in das 12. Jahrhundert hinein haben die Klöster das Gießerprivileg wahrgenommen, bis dann im Zuge der allgemeinen Verbürgerlichung der Künste auch die Herstellung von Glocken in die Hände von Laien überging. Hatte man ursprünglich nur kleinere Glocken gegossen, so wurde im 13. und 14. Jahrhundert allmählich versucht, auch größere Klangkörper zu gießen. Ihren Höhepunkt erreichte die Kunst des Glockengußes in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; der Wohlklang des Kluges, die künstlerische Gestaltung und die untadelige Gußausführung der damals gegossenen Glocken wurde bis heute kaum übertroffen.

Die Glocken aus dem 13. und 14. Jahrhundert sind vielfach noch ohne Schmuck und Inschrift. Nur allmählich hat sich die Sitte eingebürgert, Glocken mit Inschriften zu versehen. Noch später erscheinen die ersten Angaben des Gießers und des Gußjahres. Die ältesten Glocken sind deshalb oft schwer zu datieren oder einem bestimmten Gießer zuzuordnen, dies ist vielfach nur an Hand von Form- und Schriftvergleichen möglich.

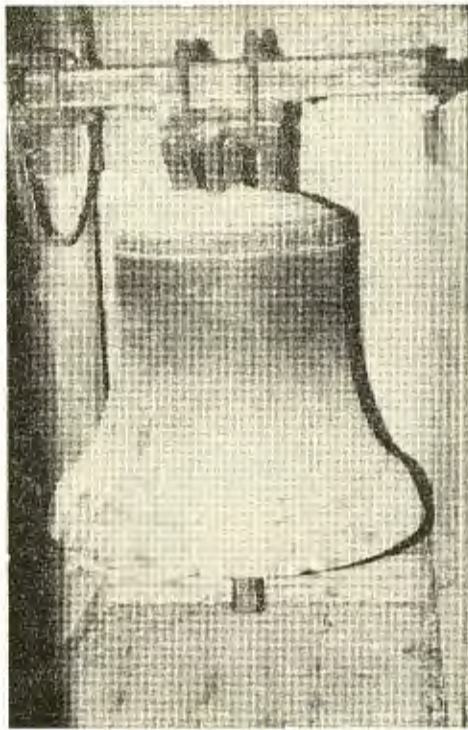
Im 13. und 14. Jahrhundert wurden für die Inschriften auf den Glocken sog. „Majuskeln“ (große lateinische Buchstaben) verwendet, etwa ab 1400 bis zum Ende des Mittelalters um 1530 die gotischen „Minuskeln“ (kleine Fraktur-Buchstaben, die oft sehr schwer zu entziffern sind). Die ersten Glockengießer bürgerlicher Herkunft waren Wandergießer, die von Ort zu Ort zogen und ihre Kunst dort ausübten, wo die Glocken benötigt wurden, meist am Fuß der Türme, wo oft bei Grabungen noch Reste der einstigen Gießgruben gefunden werden. Später entstanden feste Gießhütten, meist in den Reichsstädten. Oft waren diese Gießhütten durch mehrere Generationen im Besitz der gleichen Familie, Schriftmuster und Schmuckformen sowie die „Rippen“ (Querschnitte) der Glocken vererbten sich vom Vater auf den Sohn, so daß manchmal schwer festzustellen ist, wer nun eigentlich eine Glocke gegossen hat.

Bis zum ersten Weltkrieg gab es im Gebiet des heutigen Zollernalbkreises noch mittelalterliche Glocken in großer Zahl. Viele von ihnen fielen der Glockenablieferungspflicht in den beiden Kriegen zum Opfer, sie wurden eingeschmolzen, aus ihrem Metall wurde Kriegsmaterial hergestellt. Eine Anzahl abgelieferter Glocken kam nicht mehr zur Einschmelzung und kehrte nach Kriegsschluß wieder auf die heimatlichen Türme zurück.

Die im Zollernalbkreis heute noch vorhandenen mittelalterlichen Glocken stammen — soweit sie überhaupt einer bestimmten Gießhütte zugeordnet werden können, zumeist aus den Gießhütten der ehemaligen Reichsstädte Reutlingen, Rottweil und Esslingen. In Reutlingen betrieb durch verschiedene Generationen die Familie Eger eine Gießhütte, ihre Glocken sind von 1440 bis 1509 nachzuweisen. Sie tragen als Inschrift — mit wenigen Ausnahmen — nur die Namen der vier Evangelisten in gut leserlichen Minuskelbuchstaben, die In-

schrift ist gewöhnlich von zwei Kordelstegen eingefast.

In Rottweil war mit großer Wahrscheinlichkeit schon der älteste in unserer Gegend bekannt gewordene Glockengießer ansässig. Er bezeichnet sich auf einer kleinen Glocke in Leidringen (um 1300) als „Hainrich der Glogner“, von ihm und seinen durch das ganze 14. Jahrhundert nachzuweisenden Nachfolgern sind noch Glocken in größerer Zahl vorhanden. Sicher in Rottweil ansässig war die Gießhütte der Familie Klain, ihre Glocken sind von 1415 bis 1489 nachzuweisen. Eine bedeutende Glockengießerstadt war Esslingen, wo schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts verschiedene Gießer genannt werden. Seit 1487 wirkte in seiner Vaterstadt Esslingen Pantlion (Pantaleon) Siedler, auch Sidler, Sydler oder Seidler geschrieben. Er wurde der Begründer einer Gießerdynastie mit einem großen Verbreitungsgebiet. Seine Glocken sind — mit einer Ausnahme — alle signiert, sie tragen meist die Inschrift: „in sant lvx, sant marx, sant iohannes und in sant mathevs er gos mich pantlion sidler zvo esslingen anno domini . . . iar“. 1517 wurde die Gießerei von seinem Sohn Bastian Sydler übernommen, nach dessen Ermordung im Jahr 1526 vom zweiten Sohn Lenhart Seidler. Während das Gebiet des einstigen Landkreises Hechingen noch Glocken aus dem 12. und 13. Jahrhundert aufweist (Marizell Gem. Boll ohne Inschrift und Melchingen, die älteste Glocke mit Jahreszahl 1273), stammen die ältesten Glocken des bisherigen Landkreises Balingen aus dem 14. Jahrhundert. Unter ihnen ist besonders bemerkenswert die kleine Leidringer Glocke, weil sie als einzige Glocke den Namen ihres Gießers, Heinrichs des Glogners, trägt. „+ LIS. MICH. LOB. MICH. HAINRICH. DER. GLOGNER. DER. MACHAT. MICH. MINNE. GOT. VOR. ALLEN. DINGEN. SO. KAN. DIR. NIMER. MISSE. LINGEN.“ steht in zierlichen Majuskelnbuchstaben an ihrem unteren Rand. Wenig später entstanden sind die Glocken von Onstmettingen (lateinische Inschrift „OSANNA. IN. EXCELSIS. DEO. ET. IN. TERRA. PAX. HOMINIBUS“ und die Glocke auf der Balingen Friedhofkirche, die in Majuskelnbuchstaben die Namen der Evangelisten trägt. Auch das im Dachreiter des Balingen Stadtkirchturms hängende einstige Feuerlöcklein ohne Schmuck und Inschrift stammt aus dem 14. Jahrhundert. Diese Glocken können keiner bestimmten



Auf ein Alter von einem halben Jahrtausend zurückblicken kann diese Glocke auf dem Turm der katholischen Pfarrkirche Geislingen. Sie wurde 1475 gegossen von dem Reutlinger Glockengießer Hans Eger und trägt um die Schulter ihres ungewöhnlich schlanken Leibes die Namen der vier Evangelisten und die römische Jahreszahl MCCCCLXXV in gotischen Minuskeln.

Gießhütte zugeordnet werden. Dagegen blieben eine Anzahl von Glocken aus dem 14. Jahrhundert erhalten, die eindeutig auf Nachfolger von Hainrich den Glogner zurückgehen. Es sind Glocken in Binsdorf, Isingen, Laufen, Nusplingen und Ratshausen sowie in verschiedenen Gemeinden des ehemaligen Kreises Hechingen.

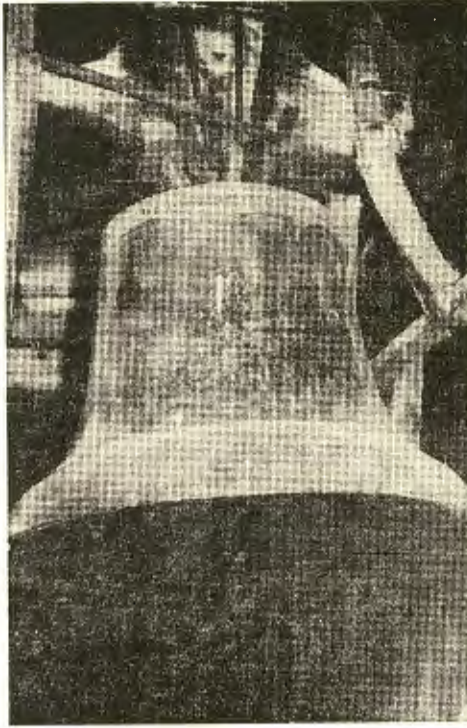
Zahlreich sind die aus dem 15. und beginnenden 16. Jahrhundert stammenden „Minuskel-Glocken“ innerhalb unseres Kreises. Vier von ihnen dürfen in diesem Jahr auf ein Alter von einem halben Jahrtausend zurückblicken. Es sind die aus

Veranstaltungen der Heimatkundlichen Vereinigung

6. Dezember Mitgliederversammlung in Balingen mit Vortrag von Prof. Dr. Decker-Hauff über das Thema „Herzog Christoph“.

der Reutlinger Gießhütte Eger hervorgegangenen Glocken in Geislingen (Wetterglocke) und auf der Hechinger Stiftskirche sowie die in der Gießhütte Klain in Rottweil gegossenen Glocken in Frommern und Rosenfeld. Die drei erstgenannten Glocken tragen als Inschrift die Namen der vier Evangelisten, die Rosenfelder Glocke den sog. „englischen Gruß“ in lateinischer Sprache: „ave maria gracia plena dominvs tecvm benedicta tv in mvlieribvs et benedictvs fructvs. 1475“. Weitere Glocken aus der Gießhütte Eger hängen auf den Türmen in Ostdorf (1474), Gruol (ohne Jahreszahl) Haigerloch (1487), Melchingen (1505), Rangendingen (1456), Ringingen (1505), Schlatt (1506) und Steinhofen (1512). Glocken der Rottweiler Gießhütte Klain sind erhalten in Isingen (1448 und 1451), Leirdingen (1440), Roßwangen (1482 und 1483), Schömberg (um 1420 und 1459), Tieringen (1489) Weilen u. d. R. (1415), Zillhausen (1478), Beuren bei Hechingen (um 1450), Gruol (1429, 1465 und 1488), Rangendingen (1461), Weildorf (1433), Weilheim bei Hechingen (1466). Auch das kleinste der früheren Balingen Rathausglocklein (heute im Heimatmuseum) stammt aus der Rottweiler Gießhütte. Aus der Esslinger Gießhütte Siedler stammen Glocken in Wessingen (1535) und auf dem sog. „Römerturm“ in Haigerloch (1511). Eine Glocke von 1495 auf dem Turm der Pfarr- und Wallfahrtskirche Jungingen stammt von Jerg Roet, dessen Wirkungsstätte bisher nicht eindeutig ermittelt werden konnte.

Das beginnende 16. Jahrhundert brachte das Ende des Mittelalters. Das Zeitalter, das die Kunstgeschichte als „Renaissance“ bezeichnet, löste die Gotik ab. Damit war auch das Ende der mittelalterlichen Glockengießkunst gekommen.



Die fünfhundertjährige Glocke auf dem Turm der Stadtkirche Rosenfeld. Sie ist die größte, älteste und klangschönste des jetzigen vierstimmigen Geläutes. In gotischen Minuskelbuchstaben steht um ihre Schulter der „englische Gruß“ wie er uns im ersten Kapitel des Lukas-Evangeliums überliefert ist. Die Glocke wurde 1475 in der Gießhütte Klain in Rottweil gegossen. Fotos: E. Gröner

Heidenstadt

von Curt Winkler

Auf der Hochebene des Harts liegen die drei zu Nusplingen gehörigen Weiler Heidenstadt, Harthöfe und Dietstaig. Die Spuren der Geschichte dieser Weiler reichen teilweise bis in die frühe Zeit der Besiedlung unserer Heimat.

Der Name Heidenstadt deutet darauf hin, daß in grauer Vorzeit eine Ansiedlung sich hier befand. Der Flurname „Dellerhofen“ süd-südwestlich Heidenstadt gelegen weist vielleicht bis in die Keltenzeit. „Deller“ leitet sich wahrscheinlich von Dolme ab, einer keltischen Opferstätte. Wo heute der Gemarkungsteil Dellerhofen liegt, stand vermutlich der Dolmenhof. Die Dolme, die Opferstätte würde sich so auf der höchsten Erhebung des Heubergs und der Hart befinden und beherrschte weitem die ganze Gegend. Auch der unterhalb des Weilers liegende „Betbühl“ dürfte auf eine alte Kultstätte hinweisen. Zwischen der heutigen Ansiedlung Heidenstadt und dem Gemarkungsteil Dellerhofen liegt eine sogenannte Vierecksschanze. Heute noch erkennt man dort die Anlage von Graben und Wall.

Die heutige Ansiedlung wurde um das Jahr 1760 von den damaligen Grundherrn Heidenstadts, dem Reichsfreiherrn, Karl von Ulm auf Schloß Werenwag angelegt. Vor etwa 100 Jahren wurde eine Schule hierher verlegt, und um jene Zeit wurde auch das Kirchlein erbaut. Über die Gründung von Heidenstadt finden wir im kallenbergischen Protokoll einigen Aufschluß.

Extract aus dem Kallenbergischen Amtsprotokoll: „Werenwag, den 22. Juny 1764. Es haben seiner Exzellenz Gnädige Herr-

schaft die Verbesserung und Beförderung des Nahrungszustandes deroeselden Unterthanen sich bishero zu Sorge sein lassen und damit solche öfters in Erwägung gezogen, auch schon ein so andere Hilfe und nähnlich mit eingeführter Baumwollspinnerei verhoffet. In Sonderheit aber haben Gnädige Herrschaft zu Entweckung (Zwecks) Dero sorgenvollen Gesinnung gegen die Unterthanen die Beförderung des Feld- und Ackerbaues zum Gegenstand dienen lassen und anbey in Betracht genommen, daß die diesortige, weitschichtige Bahnen weit besser benutzt werden könnten, wenn die Unterthanen von eim so andern Ort sich entschliessen würden, einige Behausungen auf die Haart zu bauen. Diesen ohnfehlbaren Nutzen umständlich denen Unterthanen vorstellig und ihnen hievon den eigentlichen Begriff zu machen, haben Gnädige Herrschaft unterm 10 ten January dieses Jahres ein Cirkulardekret in beiden Herrschaften erlassen usw. . . .“

Dieser Vorschlag hat auch bei der Gemeinde Nusplingen einen ersten Eingang gefunden. Sie hat sich entschlossen, vorerst ein Viehhaus auf den Berg zu bauen um ihre „Daselbstige Waide“ besser benutzen zu können. Ebenso entschlossen sich fünf Nusplinger Unterthanen „ihre Wohnungen abzuändern und auf dem Berg Haart solche einrichten zu lassen.“ Die Gemeinde und die fünf Unterthanen haben ihren Entschluß der Herrschaft vorgetragen und um weitere Anordnung gebeten. Die herrschaftliche Resolution daraufhin lautete dann: Der Platz für den Bau 9 3/4 Jauchert 21 5/6 Ruthen, auf dem Berg in der sogenannten Heidenstadt bewilligt. Aber die Gemeinde mußte dafür von ihrem Eigen-

tum (Allmand) soviel hergeben, daß die gnädige Herrschaft völlig schadlos gehalten wurde. Der Platz solle auch künftig den Namen „Heidenstadt“ behalten und nach einem genauen, geometrisch ausgemessenen Plan ausgebaut werden. (Genau gemessene Hofstatt zu jedem Haus: „In der Länge 40 und in der Braithe 24 Schuhe. Die Hauptgassen 60 und die Gasse in der Mitte 50 Schuhe. Der Raum zwischen den Häusern 40 Schuhe. Die Dunglegen sollen nicht auf die Gassen, sondern auf die Zwischenräume der Häuser gelegt werden.“)

Ausgleichung mit der Gemeinde: „Alle diejenigen Unterthanen und Einwohner, die in die Heidenstadt ziehen, bleiben nach wie vor Bürger von Nusplingen und in der Ansehung der bürgerlichen Gerechtsame soll sich nicht das Geringste ändern.“ Also verbleibt ihnen der Allmandgenuß und zwar so, daß wenn der Anteil jenseits der Bära oder im Tal zu liegen kommt, ihnen ihr Anteil bei der Heidenstadt „zu mehreren Bequemlichkeiten anzuweisen sei“. Desgleichen bleibt ihnen der Weidbesuch „auf aller Orten zu offenen Zeiten“. Herrschafts- und Gemeindefronen haben auch sie wie die Nusplinger zu verrichten. Was da sind: „Bottengänge zu thun, an Steeg und Weeg zu arbeiten“ außer wenn sie jenseits der Bära keine Felder mehr haben, sollen sie von der Fron an der dortigen Steige befreit werden. Für die übrigen Gemeindebeschwerden haben sie aber genau so einzustehen. Abgabe, Steuern, „Kriegerleydenheiten“ gelten für sie im gleichen Maße. Der Nachkommenschaft bleibt es jederzeit vorbehalten, wieder nach Nusplingen zu ziehen und sich aufs neue „haushäblich“ niederzulassen.

Es ist also kein schlechter Tausch, den sie hier eingegangen sind, denn nun brauchen sie nicht mehr die Hälfte der Zeit auf dem Wege liegen lassen, da sie jetzt auf derselben Ebene wie ihre Felder liegen, die meist nicht sehr weit vom Weiler entfernt sind. Natürlich mußten sie auch mancherlei Beschwerne auf sich nehmen.

Balinger Kirchen, Kapellen und ihre Pfründen vor 450 Jahren

Von Fritz Scheerer

(Schluß)

Über die Einkünfte der Pfarreien gibt das Konstanzer Annatenregister Auskunft. Jeder Pfarrer zahlte beim Eintritt in die Pfarrpfründe sogenannte Annaten (oder primi fructi), die den halben Betrag der Jahreseinkünfte der Pfarrei ausmachten (s. auch Heimatk. Blätter 1968 S. 715). Vom Vermögen der Pfarrei ist das des Kirchenkastens zu unterscheiden, als dessen Eigentümer der Kirchenheilige galt („der Heilige“) (s. oben). Seit etwa 1400 beanspruchten die Landesherren die Vogtei über das Heiligenvermögen. Um 1500 waren im Kreis Balingen etwa 100 geistliche Pfründen vorhanden. Im ganzen müssen wir feststellen, daß bei uns die Einkünfte der Geistlichen mäßig waren. Meist blieb der Kleinzehnten der Pfarrei erhalten, während den Großzehnten die Grafen von Zollern-Schalksburg schon 1382 an sich gezogen hatten. 1403 ging er beim Verkauf der Schalksburg herrschaft an Württemberg über. Es sei noch bemerkt, daß das Lagerbuch von 1543 (Staatsarchiv) eine wertvolle Fundstelle für die ältesten Flurnamen von Balingen und Umgebung ist.

Zum siebenhundertjährigen Bestehen Margrethausens

Von Dr. Walter Stettner

Die Bürger von Margrethausen feierten das siebenhundertjährige Bestehen ihres Ortes. Wenn ich seinerzeit gebeten wurde, aus diesem Anlaß einen Vortrag zu halten, so schien es mir am angemessensten, zunächst auf die Anfänge Margrethausens einzugehen und dann die Zeit um 1300 in den größeren Rahmen der deutschen Geschichte hineinzustellen.

Im Jahr 1275 wird der Ort erstmals in einer Urkunde erwähnt. Dieser Vorgang hat gleich einen weltgeschichtlichen Bezug: Eine Synode der Kirche in Lyon, also im heutigen Frankreich, hatte nämlich im Jahre 1274 einen neuen Kreuzzug gegen die sog. Ungläubigen, das waren die mohammedanischen Türken, zur Befreiung des Heiligen Landes beschlossen (der jedoch nie zustande kam). Zur Bestreitung der Kosten für den Kreuzzug sollten alle Inhaber kirchlicher Pfründe sechs Jahre lang ein Zehntel ihres Einkommens an den Papst abführen (s. Heimatk. Blätter Aug. 1975). Im liber decimationis aus dem Jahr 1275 wird unter dem Dekanat Schömberg auch „Husen Margarete“, das Hausen der Margarete, aufgeführt. Sein Pfarrer hatte ein jährliches Einkommen von 15 Pfund Heller; das war verglichen mit Nachbarparreien nicht sonderlich viel: der Pfarrer in Tailfingen hatte 20 Pfund, der in Lautlingen 26, der in Ebingen 40 und nur der des kleinen Ehestetten weniger, nämlich 11 Pfund Einkünfte. Der liber decimationis berichtet weiter, daß in diesem Jahr Eberhard von Tierberg und Heinrich von Dornstetten sich wegen dieser Kirche stritten. Die Streitenden waren weltliche Herren; da wird ihr Streit um materielle Dinge gegangen sein, etwa um Grundbesitz der Kirche oder um den sog. Kirchensatz, d. h. wer das Recht habe, den Pfarrer einzusetzen.

Ort und Kirche waren also der hl. Margarete geweiht, die zu den 14 Nothelfern zählt. Da man ihr mit besonderer Vorliebe im 11. und 12. Jahrhundert Gotteshäuser und Altäre weihte, ist es wahrscheinlich, daß die Margrethausener Kirche auch um jene Zeit geweiht worden ist, d. h. etwa zur gleichen Zeit wie die Klöster Hirsau, Maulbronn oder Bebenhausen.

In der Kirche wurde vor Jahrzehnten ein Siegel des Augustiner-Eremiten-Bischofs von Bosa gefunden. Dieser Mann hatte als Gehilfe des Bischofs von Konstanz in dem Jahrzehnt zwischen 1289 und 1299 etliche schwäbische Kirchen geweiht. Wenn nun der Bischof oder sein Schreiber das bischöfliche Siegel versehentlich hat liegen lassen, so war für sein Kommen vermutlich ein Gesuch um eine neue Weihe der Margrethausener Kirche der Anlaß.

In der Kirche hat man noch einen weiteren aufschlußreichen Fund gemacht: In einem Nebenaltar kam ein beschriebener Pergamentstreifen zum Vorschein, der besagte, die Kirche sei im Jahr 1347 neu geweiht worden. 14 Jahre später mußte die Kirche entschützt werden. Wir haben also innerhalb von höchstens 70 Jahren zwei neue Weihen und eine Entschüttung der Kirche — es scheint, daß es in jenen Jahrzehnten in dem Gotteshaus manchmal recht ungöttlich, allzu menschlich zugegangen ist.

Mit der Kirche war wohl irgend eine geistliche Anstalt verbunden, vielleicht ein kleines Chorherrenstift. Jedenfalls werden in den frühen Urkunden der Klause mehrfach Bruder Heinrich Möln und Bruder Al-

brecht von Mengen genannt, die den Schwestern mit Rat und Tat zur Seite standen. Vielleicht gehörte zu ihnen auch der Bruder Burkard von Burgfelden, der um 1350 Beichtiger der Klausnerinnen war.

Im Jahr 1275 stand also hier eine Kirche. Und sie stand gewiß nicht allein auf weiter Flur, sondern im Dorf Hausen, so daß sie zu Recht nicht bloß das 700jährige Bestehen Ihrer Kirche, sondern auch das Ihres Dorfes begehen. Mit Hilfe des Ortsnamens können wir nun noch ein ganzes Stück tiefer in die Vergangenheit eindringen. Hausen gibt es ja bei uns in großer Zahl, ich brauche nur aus unserer näheren Umgebung an Hausen an der Donau, Hausen am Tann und Hausen im Killertal, erinnern, und leicht können Sie die Liste ergänzen. Daß der Name eine Mehrzahl von Häusern bedeutet, das wußte man schon längst, sonst dachte sich niemand etwas dabei, bis vor etwa 20 Jahren Hans Jänichen, einer unserer vorzüglichsten Geschichtsforscher, feststellte, daß sich Hausen-Orte meistens um Herrnsitze herum häuften. Ein solcher war der Wenzelstein, in dessen weiterer Umgebung wir Dotternhausen, Ratshausen, und Hausen am Tann finden, und ein anderer Burgfelden: hier liegen Zillhausen, Bezenhausen (bei Zillhausen, aber wieder verschwunden), Stockhausen, Waldhausen und Hauboldshausen (beide einstens bei Laufen) und unser Margrethausen. Hans Jänichen hat daraus den Schluß gezogen, der seitdem an mehreren anderen Beispielen erhärtet worden ist, daß diese Hausen-Orte von dem Herrnsitz aus systematisch angelegt worden sind, um das Land besser zu erschließen und zu bevölkern. Und auch die ungefähre Zeit, zu der diese Ansiedlungen stattfanden, konnte errechnet werden: es kann nicht am Anfang gewesen sein, denn die ersten Alemanen hatten schon die besten Plätze mit ihren -ingen-Siedlungen belegt, aber es kann und muß in der ersten Ausbaustufe gewesen sein, das ist etwa die Zeit zwischen 600 und 750. Wir dürfen also sagen, daß die Anfänge Margrethausens nicht bloß auf das Jahr 1275, sondern mindestens noch ein halbes Jahrtausend weiter zurückgehen, bloß haben wir dafür keinen urkundlichen Beleg. Wenn aber in 18 Jahren, also im Jahr 1993, Ebingen, Lautlingen, Pfeffingen und Tailfingen dank einer Urkunde des Klosters St. Gallen ihr 1200jähriges Bestehen feiern können, dann brauchen Sie sich nicht leise weinend beiseitezuschleichen, sondern Sie dürfen sich dann sagen, daß auch Ihr Ort schon bestanden hat, bloß ist daraus damals noch nichts an St. Gallen verschenkt worden.

Margrethausen war ohne Zweifel ursprünglich ein Glied der Herrschaft Burgfelden. Im 14. Jahrhundert aber, das uns die ersten genaueren Einblicke in seine Geschichte ermöglicht, stand der Ort unter der Herrschaft derer von Tierberg. Mit ihrem Schicksal war das Dorf mehr als 200 Jahre in Freud und Leid verbunden, und dann noch ein Vierteljahrtausend mit dem ihrer Nachfolger, der Herren von Westerstetten und der Schenken von Stauffenberg. Daß das nicht immer reibungslos abging, werden Sie nachher noch an ein paar Szenen hören. In den Margrethausener Grundbesitz teilten sich im 14. Jahrhundert je etwa hälftig die Herren von Tierberg und das Kloster Wittichen. Da dieses für unseren Ort und vor allem für seine Klause

von großer Bedeutung war, möchte ich kurz auf Wittichen und seine Gründerin eingehen.

Vom Kloster Wittichen

Stifterin des Klosters Wittichen war die sel. Luitgard, die 1291 als Bauernkind im Kinzigtal bei Wolfach zur Welt kam und mit 12 Jahren Aufnahme in ein Beginenhäuser in Oberwolfach fand. Sie lebte dort, war „arm, fromm und streng, um zu sünnen, daß so wenige Menschen nach Gottes willen lebten. Sie nahm nicht Fleisch noch Fisch noch Weißbrot und Wein und brach sich gräßlich ab am Schlaf“, wie es in einem alten Bericht heißt. Im Alter von 32 Jahren, etwa 15 Jahre vor der Stiftung der Klause Margrethausen, gründete sie mit zusammengebetteltem Geld in einem abgelegenen Schwarzwaldtal eine Klause für Fertiarierinnen des Franziskusordens und leitete sie bis zu ihrem Tod im Jahr 1348. Im Herbst 1324 stand das dortige Klosterhäuslein. „Die Frauen im grauen Tuch, mit Kreuzen und Heiligenbildern in den Händen, zogen ein in die äußerste Armut.“ Unter den Freunden und Förderern des Klosters Wittichen war keine geringere als die Königin Agnes, die schon mit 20 Jahren ihren Gemahl, den König Andreas von Ungarn, verloren hatte (1300) und später den Bau des Klosters Königsfelden in der Schweiz als Gedenkstätte für ihren ermordeten Vater, König Albrecht von Habsburg, betrieb.

Der Margrethausener Besitz des Klosters Wittichen stammt vielleicht von den Herren von Tierberg; einer von ihnen war im Kinzigtal ansässig und hatte wohl Acht auf das Wirken der Kinzigtälerin Luitgard. Auch der Besitz Wittichens in Ebingen und an anderen Orten unserer Gegend dürfte aus derselben Quelle stammen; später kam er auf bisher ungeklärtem Wege an die Margrethausener Klause (s. auch Heimatkundl. Blätter Juni 1975).

Die Klause

Damit haben wir das Stichwort für den 2. Teil des Vortrags. Eine Urkunde aus dem Jahr 1339, die man als die eigentliche Gründungsurkunde ansehen darf, berichtet: Anna von Bernhausen, Witwe des Konrad von Tierberg von der Alten Tierberg, ihr Sohn Konrad von der Alten Tierberg und dessen Ehefrau Adelheid schenken die Hofstatt unter der Kirchenmauer zu Margrethausen, auf der die Klause steht, die die Frauen mit Hilfe und Rat ehrbarer Leute und besonders Albrechts von Mengen gebaut haben, und einen Weg, zu gehen, zu tragen, zu fahren, den drei Frauen, Schwester Mechthild von Engen, Adelheid von Mengen und Mechthild von Truchtelfingen, Stifterinnen der Klause.

Die Klause besteht also im Jahr 1339, sie hat schon ein Haus und erhält nun den Grund und Boden, auf dem das Haus steht, zu eigen. Die Gründung könnte ein oder zwei Jahre vorher erfolgt sein. Angeblich war Schwester Luitgard, die vorhin erwähnte Gründerin von Wittichen, im Jahr 1337 in Margrethausen und hat die ersten Schwestern in die klösterliche Lebensweise eingeführt. Dazu paßt nicht schlecht ein Eintrag im ältesten Jahrtagsbüchlein der Klause Margrethausen wo u. a. „unsere Muoter der Stifterin des Closters ze Wittichen genant Luggart von Wolfach“ gedacht

wird. Dieses Jahrtagsbüchlein zählt als Freunde und Förderer der Margrethausen Klausen noch zahlreiche Angehörige des hohen und des niederen Adels und Einwohner der benachbarten Städte und Dörfer auf; an erster Stelle aber steht die Königin von Ungarn. Das ist natürlich niemand anderes als jene Agnes die wir vorhin als Förderin des Klosters Wittichen kennengelernt haben. Vermutlich hat sie die Klausen mit Grundbesitz beschenkt; er kann auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden daß sie selbst einmal nach Margrethausen gekommen ist.

Die Klausen wurde also 1339 oder kurz zuvor gestiftet. Nach einer alten Überlieferung soll jedoch eine Vorläuferin schon 1298 ins Leben gerufen worden sein. Zu ihr könnten zwei Schwestern und ein Bruder gehören, die nach einem um 1320 verfaßten Zinsrodel des Klosters St. Gallen an dieses Zins zu zahlen hatten. Und eine andere Nachricht besagt, daß die Beginnen zu Margrethausen 1334 vertrieben worden seien. (Vermutungen über eine noch weiter zurückreichende geistliche Institution scheinen mir auf unsicheren Füßen zu stehen.) Sicherer Boden haben wir aber erst mit der erwähnten Urkunde von 1339 unter den Füßen. Die drei ersten dort genannten Schwestern gehörten Familien des niederen oder des Stadadels an. Wie Mechthild von Engen, das unweit von Singen liegt, nach Margrethausen gekommen ist, bleibt rätselhaft. Dagegen ist Mechthild von Truchteltingen ein klarer Fall, was ihre Herkunft angeht. Über ihre Familie wissen wir freilich so gut wie nichts. Adelheid von Mengen ebenso wie Bruder Albrecht von Mengen, der ein leiblicher Bruder der Adelheid sein wird, stammten möglicherweise aus Ebingen, wo z. B. im Jahr 1349 ein Benz der Menger als Zeuge und später noch andere Glieder der Familie genannt werden. Alle drei Schwestern sind ohne Zweifel von ihren Familien reich mit Grundbesitz ausgestattet worden, damit sie einigermaßen sorglos leben konnten.

In der Gründungsurkunde von 1339 haben die schenkenden Tierberger zusammen mit den drei Konventsschwestern festgesetzt, daß in der Klausen nicht mehr als vier eingeschlossene Frauen sein sollten; wenn eine mit Tod abgehe, könnten die anderen eine neue aufnehmen, auch wenn es ein ganz armer Mensch, jedoch göttlichen Lebens wäre. Zu den drei Gründungsschwestern ist 1342 eine vierte getreten, die Ebingerin Luitgard die Lägelerin aus einem Geschlecht, das ursprünglich adlig war und seinen namengebenden Sitz auf der Burg Lägelen über Hausen im Donautal hatte; ein Zweig davon war inzwischen nach Ebingen gezogen. Aber schon 1345 fehlt ihr Name wieder, sind die drei ältesten Schwestern wieder unter sich; ob die Lägelerin früh gestorben oder wieder ausgeschieden ist, wissen wir nicht. Im Eingang des schon erwähnten ältesten Jahrtagsverzeichnisses, das etwa 1360 geschrieben sein muß, sind neben der Priorin Mechthild von Engen und Mechthild von Truchteltingen sechs weitere Schwestern genannt, je eine aus Veringen, Hettingen, Munderkingen, Wülflingen und zwei aus Reutlingen. 1372 gab Burkard von der Alten Tierberg zu dieser Vermehrung seine Zustimmung.

Die Margrethausen Klausnerinnen schlossen sich dem 3. oder grauen Orden des hl. Franz an. Die Beichte nahm ihnen der Margrethausen Pfarrer oder ein Ordensgeistlicher ab; in Villingen saß 1479 ihr Provinzial. Vom inneren Leben der Klausnerinnen erfahren wir so gut wie nichts: in den Urkunden schlägt sich meistens nur nieder, was mit Rechnungen, Käufen und Verkäufen, Schenkungen oder Streitigkeiten zu tun hat, und eine Chronik, wie sie

etwa in Inzigkofen verfaßt wurde, hat hier niemand geschrieben.

Die Herren von Tierberg machten der Klausen zahlreiche Schenkungen. Darunter sei nur erwähnt, daß im Jahr 1372 Konrad von der Wilden Tierberg eine Wiese auf dem Heersberg schenkte, wofür die Schwestern zum Trost seiner Seele und aller der Seelen, die er geschädigt habe, es seien Deutsche oder Welsche, einen Jahrtag mit Vigili und Seelmesse begehen sollten. Was muß das für ein Raufbold gewesen sein, der nun, wohl am Ende seines Lebens, nachdenklich Einkehr hielt! Die Tierberger haben auch der Klausen von Anfang an ihren Schutz und Schirm zugesagt und haben ihn den Klosterfrauen lange Zeit gewährt. Aber etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts gab es Mißlichkeiten zwischen den Herren und den Klausnerinnen. Da sahen sich die Frauen nach einem Helfer um und fanden ihn in der Stadt Ebingen. Sie ließen sich also sog. Ausbürger oder Pfahlbürger in das Bürgerrecht der Stadt Ebingen aufnehmen und bezahlten dafür eine jährliche Gebühr. Und als Bürger von Ebingen genossen sie im Notfall auch den Schutz des Hauses Württemberg, das sie in den folgenden jahrzehntelangen Streitigkeiten mit den Tierbergern wirksam unterstützt hat. Wie es zur Aufnahme ins Ebingen Bürgerrecht gekommen ist, wußten die Schwestern angeblich schon 1489 nicht mehr; die Gegenseite behauptete, die von Tierberg hätten Feinschaft gehabt und deshalb den Klausnerinnen erlaubt, die von Ebingen um Hilfe anzugehen. So könnte es gewesen sein.

Im ehemaligen Kreis Balingen gab es im 15. Jahrhundert etwa ein Dutzend solcher Klausen, aber die hiesige war (abgesehen von der Binsdorfer) die einzige, die die Zeit der Reformation überdauert hat. Einer der Gründe dafür könnte darin liegen, daß die Margrethausen Klausen einen doppelten Rückhalt an den Herren von Tierberg und an der Stadt Ebingen hatte, ein anderer in der reichen Ausstattung, die sich in zahlreichen Pergamenturkunden niedergeschlagen hat. Das Stuttgarter Hauptstaatsarchiv bewahrt etwa 140 solcher Urkunden auf, die nicht bloß über die Klausen und ihren Ort, sondern auch über viele Orte und Personen der Umgebung willkommenen Aufschluß liefern. Vergewöhnlichen wir uns, wie um 1300 die übrige Welt ausgesehen hat. Wir werden dabei von innen nach außen, vom Kleinen zum Größeren fortschreiten.

Kulturgeschichtliche Wandlungen

Zunächst ein paar Hinweise auf Wandlungen kulturgeschichtlicher Art: Seit etwa 1250 setzte sich zunächst in den eben gegründeten Städten, bald auch auf dem Dorf die Sitte durch, den einzelnen Mann nicht mehr nur mit seinem Vornamen zu nennen, sondern ihm noch einen Familiennamen beizulegen, kam er von auswärts, so kennzeichnete man ihn mit seinem Herkunftsnamen. Er hieß nun vielleicht Hauser oder Ebingen oder Balingen, Schwarzwälder oder Schweizer, Baier oder (Böhm(er) usw. Die Einheimischen unterschied man nach ihren Berufen. Da fallen uns schnell Namen wie Beck, Metzger, Schneider, Schuhmacher oder Schmied usw. ein. Oder man setzte einfach den Namen des Vaters hinzu, was besonders an der Wasserkante üblich war, wo es Tausende von Petersen, Johannsen und Andersen gibt. Bei uns mundfaulen Schwaben ließ man den „Sen“ = Sohn weg, und die Leute hießen etwa Josef Oswald oder Hans Mattes, Ulrich Fritz oder Ludwig Hermann usw. Unsere Familiennamen sind also etwa gleich alt wie Ihr Dorf Margrethausen, rund 700 Jahre.

Im 13. Jahrhundert vermehrten sich die schriftlichen Aufzeichnungen sehr stark.

Die Klöster sammelten die ihnen ausgestellten Schenkungsurkunden, an den Herrenhöfen und in den größeren Städten richtete man Kanzleien ein, die mit Schreibern besetzt waren, zunächst solchen aus dem geistlichen Stand, aber gegen Ende des 13. Jahrhunderts begegnet man auch weltlichen Schreibern. Die Urkunden werden bis über die Mitte des Jahrhunderts noch durchweg lateinisch verfaßt, aber ziemlich genau um 1275 beginnt man, für solche Aufzeichnungen die deutsche Sprache zu verwenden. So ist z. B. die älteste Urkunde, in der Ebingen als Stadt erwähnt wird, die im Jahr 1285 im Kloster Heiligkreuztal und für dieses geschrieben wurde, deutsch verfaßt. Ein wenig früher, etwa um die Jahrhundertmitte, erfolgte auch ein Wandel in der Bauweise: Hatte man bis dahin Kirchen in romanischem Stil, d. h. meist wuchtig und schwer mit kleinen Fenstern, durch die nur spärliches Licht hereindrang, und mit runden Bögen gebaut, so setzte sich ab 1250 eine neue Baugesinnung und ein anderer Baustil durch, der sogenannte gotische. Jetzt wollen die hochstrebenden schlanken Säulen auch Herz und Geist nach oben lenken, das Licht flutet durch hohe und breite Fenster, die manchmal kaum noch etwas von der Wand übrig lassen, herein, und die Gewichte der steilen und hohen Dächer werden durch spitze Bögen, das besondere Kennzeichen des gotischen Stils, aufgefangen und nach außen zu Strebepfeilern abgelenkt. Die Münster in Ulm und in Freiburg sind hervorragende Beispiele der gotischen Bauweise, sie sind jünger als ihr Margrethausen.

Die bäuerliche Welt um 1300

Wie es in den Dörfern um 1300 ausgesehen hat und zugegangen ist, darüber haben wir nur spärliche Quellen, und ob wir vereinzelte Nachrichten verallgemeinern dürfen, ist nicht sicher.

Nach neueren Forschungen ist anzunehmen, daß in dieser Frühzeit in der bäuerlichen Behausung noch nicht alles unter einem Dach vereinigt war wie meistens in den letzten Jahrhunderten, sondern daß auch auf der Alb — wie im Fränkischen — das Gehöft mit Trennung von Wohnhaus, Scheune und Stall bei den Bauern die Regel war.

Die bäuerliche Bevölkerung war fast durchweg in abhängiger Stellung von ihren Grundherren, es gab nur wenig freies Eigentum in Bauernhand. Das gilt schon für die großen Bauern, die im Dorf den Ton angaben, und die Stellen des Vogtes und der Richter bekleideten, es galt erst recht für die Kleinbauern, die im Dorf die Mehrheit bildeten; sie mußten oft den Großbauern helfen oder betrieben ein Handwerk. Der kleine Mann durfte sich im Wirtshaus nicht oder höchstens auf besondere Einladung an den Tisch der großen Bauern setzen. Es gab also im Dorf schon eine soziale Schichtung.

Das Land gehörte überwiegend dem Adel und der Kirche. Wir haben gehört, jaß sich in Margrethausen die Herren von Tierberg und das Kloster Wittichen im Schwarzwald den größten Teil des Grundbesitzes teilten. Kleinere Stücke besaßen das Kloster St. Gallen und die Margrethausen Heiligenpflege.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

29. November 1975

Nr. 11

Das Schlichemtal und seine Besiedlung

Von Fritz Scheerer

Die Schlichem entspringt in 875 m Höhe am Südrand der Hochplatte des Lochenhörnle im Quellhorizont an der Basis der Weißjura-Beta-Kalke und mündet in Tieringen in das alte Haupttal eines einst größeren Donauzuflusses, in das der Bära ein, die aber heute in breiter, anmooriger Sohle erst südlich von Tieringen ihren bescheidenen Ursprung hat. Eine kaum merkbare Talwasserscheide (301 m) trennt heute die beiden Ortsteile Tieringens, das „Oberländle“ (Bära) und das „Unterländle“ (Schlichem). Bekannt ist in Tieringen das Haus Nr. 100, das sogenannte „Ölhaus“, über dessen Dachfirst bis zum Brand im Jahr 1926 die Europäische Wasserscheide verlief, so daß das Regenwasser von der einen Dachseite zur Bära und der andern zur Schlichem abfloß.

In Tieringen biegt die Schlichem („Im Bögle“) rechtwinklig ab, bildet hinter dem Plettenberg bis zur Sägmühle von Hausen am Tann das eigentliche Albrandtal und geht dann in die Stufenrandbucht von Ratshausen über, durchbricht randlich den Kleinen Heuberg und mündet nach fast 40 km langem, bewegtem Lauf in 483 m Höhe oberhalb Epfendorf in den Neckar. Der Name des Flusses, 1334 Schlichin, wird von Schlich = Schlick, Schlamm abgeleitet (O. Springer, Flußnamen Württembergs). Die Deutung schlammiger Fluß trifft aber gewiß nicht für den Oberlauf zu, denn hier ist die Schlichem mit ihrem starken Gefälle ein Gebirgsflüßchen, das früher, wie z. B. beim Hochwasser 1895, sogar recht gefährlich werden konnte.

Die naturräumlichen Verhältnisse und ihre Bedeutung für die Besiedlung

Wir fühlen, daß wir uns im oberen Schlichemtal in einer Landschaft befinden, die zu den großartigsten unserer Heimat gehört. Es ist nämlich die Schlichem, die mit hakenförmigem, tiefeingeschnittenem Tal hinter den Plettenberg, in den Rand der Albhochfläche auf Oberhausen und Tieringen zu immer tiefer hineingreift. Hinter der weit geöffneten, trichterförmigen Pforte oberhalb Ratshausen, zwischen den beiden „Pfeilern“ Plettenberg und Ortenberg, die mit ihren Bergkanten nur rund 2 km auseinanderliegen, ist das Tal 300 bis 400 m eingetieft. Eine Talsohle ist kaum ausgebildet. Sehr tief greift hier der schwere, gelb zerwitternde Opalinuston in den Albkörper hinein. Die unruhigen, durch zahlreiche Rinnen zerfurchten Braunjurahänge sind nach oben durch riesige Weißjuraschuttmassen nahezu ganz verdeckt.

Jede Talseite erlebte infolge der Durchnässung der Tone und Mergel wiederholt Berggrutsche. So erfolgte vom Ortenberg herunter nach zwei kleineren in den Jahren 1744 und 1787 ein sehr großer 1789, der in ziemlicher Breite bis in die Schlichem hinabreichte und diese sogar aufstaute. Noch größer waren Umfang und Wirkung 1851 des Plettenbergschlipfes, der, bedingt durch die jugendliche Unterschneidung der Hänge, unter der Südkante breit abreibend riesige Geröllmassen an die unteren Hänge hinabließ und 125 Morgen Wald und Felder

verwüstete. Erst am Netzenbohl über Ratshausen kam er zum Stillstand. Oben am Albrauf sind noch die Stellen offen, an dem einst die Kalkfelsen an- und nachbrachen, als unter ihrem Druck die durchfeuchteten Mergel und Tone nachgaben. Nur an der Sonnenseite des Tales kann magerer Feldbau getrieben werden. Die steilsten Hänge hat man der Weide oder dem Wald überlassen, an der Winterseite ausschließlich dem Wald.

Nach oben werden die Opalinustone sandiger und gehen in härtere, kalkreichere Sandsteinbänke über, in die „Wasserfall-schichten“. Dadurch sind bei der Hausener Sägmühle kleine Wasserfälle bedingt. Dann treten wir in den Talabschnitt von Hausen bis Tieringen ein, der einen weiten, flachen Beckenraum im mittleren und oberen Braunjura hinter der Albkante bildet, der zwischen den begrenzenden Albbergen, der Lochen (964 m), dem Wenzelstein und dem Schafberg (996 m) im Norden und dem Rand des geschlossenen Albkörpers mit dem Rappenstein im Süden eingespannt ist. Das hochgelegene Becken, das einzige im Braunjura hinter dem Albrauf, das von zahlreichen Bächlein und Wasseradern (Rötegrabenbach, Waldhausbach usw.) durchflossen ist, wird von diesen Bergen 150 bis 200 m überragt. Infolge der Eroberung der Schlichem erfolgte die Ausräumung im Becken in den undurchlässigen Tonen des oberen Braunjura teilweise bis auf die widerständige Basisplatte des Blaukalks.

Die Siedlungsbedingungen des großartigen Hochtales sind, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich sein dürfte, ziemlich ungünstig. Die dem Ackerbau dienenden Böden, meist aus zersetztem nassem, schwerem Braunjura, nur selten durch Kalkzufuhr aus dem darüber anstehenden Weißjura verbessert, sind wenig ergiebig. Dazu kommt ein rauhes Klima mit Frühfrösten und kalten Nebeln, Kaltluftansammlungen im engen Tal sind keine Seltenheit.

Daß ein solch enges Tal nie ein bedeutender Verkehrssträger, ja sogar verkehrsfeindlich gewesen ist, dürfte verständlich sein. Es wird nur randlich von alten Straßen und Fahrwegen berührt oder geschnitten. Aus dem breiten Hochtal der Oberen Bära führte vom Donaugebiet über Tieringen ein alter Weg zur Lochen und die

Lochensteige hinab nach Balingen. Aus dem noch breiteren Hochtal des Mühlbachs führte ein Weg von Deilingen am Heiden-schlößle vorbei, den Mittelbach hinunter, an der Ottilienkapelle vorbei, durch den Wald Honau und zog östlich am Palmbühl vorbei nach Norden. Während diese beiden alten Wege in Nord-Süd-Richtung verliefen, blieb die einzige West-Ost-Verbindung ganz außerhalb des Tales und hielt sich an die Wasserscheide. Er verlief als Rottweiler Weg über die Bergzunge des Wochenbergs, der das Weilener Becken hufeisenartig umgrenzt, auf die Wasserscheide nach Deilingen und über den Ortenberg zum Tanneck und nach Obernheim. Im Tal ist in vorgeschichtlicher und noch in frühmittelalterlicher Zeit schon wegen der gefährlichen Berggrutsche ein Fahrweg unwahrscheinlich.

Von Ratshausen ab weitet sich das Tal, und die Schlichem tritt oberhalb Schömberg mit kleinen Wasserfällen im Posidonien- oder Ölschiefer ins Vorland hinaus. Vor der tiefen Albpforte wird die Schömberger Markung vorwiegend vom oberen und mittleren Schwarzjura gebildet. Der obere Lias beginnt gerade bei Schömberg und Dotternhausen aus einem bis dahin von Südwesten her schmal ausstreichenden Streifen zu einer breiten, weithin fast ebenen Stufenfläche nach Norden zum Kleinen Heuberg auszubiegen.

Die Vorlandfläche wird von der Schlichem scharf zerschnitten. Sie hat sich ein schmales Tal geschaffen, das sich erst unterhalb Schömberg in den blättrigen Tonen des unteren Schwarzjura erweitert, wo bei abnehmendem Gefälle breiter ausgeräumt wurde und deshalb Schlingenbildung und Versumpfung eintraten. Erst in neuerer Zeit konnten hier durch Begrädnungen die Voraussetzungen für bessere Erträge der Talwiesen geschaffen werden. Das Tal hat so auch hier keine Talstraße.

Die Arienkalkte boten dort, wo im Durchgang des Flüsschens durch das sehr widerständige Gestein Stufen- und Terrassenflächen zusammenfallen, einen guten Baugrund für eine Siedlung und zugleich günstige Gefällsverhältnisse für Mühlen. Schon 1424 zinstete hier in Dautmergen die Dorfmühle dem Kloster Rottenmünster. Im Staubereich oberhalb dieser Barriere mußte die Schlichem Schotter liegenlassen.

Nach dem Durchgang des Flüsschens durch den Lias beginnt im Winkel zwischen Hörnle und Gickenhörnle (Namen!) die Schlichem in den rutschgefährdeten Knollenmergeln niedere Talhänge zu bilden. Die Fischermühle kann das Gefälle einer kleinen Terrasse ausnützen, die der Weierbach von Täbingen her und ein vom

Veranstaltungen der Heimat-kundlichen Vereinigung

6. Dezember: Mitgliederversammlung um 18 Uhr im Feuerwehrgerätehaus Balingen mit Vortrag von Prof. Dr. Decker-Hauff über das Thema „Herzog Christoph“.



Kleinen Heuberg kommender Bach mit ihren Schuttkegeln geschaffen haben, während der Gefällsknick im Stubensandstein von der Micheles- und der Brestnecker-mühle genutzt wurden. Das starke Schichtenfallen des Hauptmuschelkalks mit annähernd 2 Prozent (mit dem Lettenkeuper [-kohle]) gegen den Keuperstufenrand bewirkte im freien breiten, flachen Tal bei Böhlingen (Talsohle bis 600 m breit) eine Stauung. Statt 3 km Luftlinie mäandrierte hier die Schlichem fast die doppelte Strecke und lagerte vor der Muschelkalkkante ein großes Schotterfeld ab.

Mit dem Eintritt in den Hauptmuschelkalk werden die Talhänge steil und felsig, ein echtes, enges Mäandertal beginnt, die romantische Schlichemklamm mit einem Umlaufberg den die Ruine Irslingen krönt, die Stammburg der Herzöge von Spoleto (s. Heimatkundl. Blätter 1966 S. 610), wo an der Durchbruchstelle der Zusammenhang des Irslinger Schloßbergs mit dem Ramsteiner Felsklotz noch sehr schön zu erkennen ist. Die Ramsteiner Mühle und der Butschhof konnten die Gefällsknicke für Mühlzwecke nützen. Wenige Kilometer unterhalb davon ergießt sich die Schlichem im wieder breiter gewordenen Tal, im mittleren Muschelkalk in den Neckar. Wir sehen, das Schlichemtal hat oberhalb Ratshausen den Charakter eines großartigen Albtales, von Schömberg bis Dautmergen senkt es sich tief in die Schwarzjuralandschaft, bildet bis Böhlingen ein anmutiges Keupertal und schneidet sich zuletzt in der Schlichemklamm schroff in den Muschelkalk ein. So bewegt wie der Lauf des Fließchens durch die verschiedenen Landschaften ist, so bewegt, so reich gegliedert ist auch seine Siedlungsgeschichte, bei der sich Schicht um Schicht abheben läßt.

Vorgeschichtliche Besiedlung

Im eigentlichen Schlichemtal fehlen vorgeschichtliche Funde völlig. Nirgends wurde der Talgrund in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt, selbst die für das Altsiedelland typischen Ortsnamen finden sich nur an drei Stellen. Prähistorische Funde konnten bis jetzt nur am nördlichen Talschluß, auf der Lochen und auf den das Tal begleitenden beiden Schwarzjuraebenen im Vorland bei Schömberg, Dormettingen, Leidringen und Tabingen festgestellt werden.

Auf der Lochen, dem Schafberg und auf

dem einzeln liegenden Berg, dem Burzel, sind vorgeschichtliche Funde nachgewiesen. Auf dem Burzel konnte an der Westseite des mittelalterlichen Burgstalls eine Siedlung der Hallstattzeit festgestellt werden. Die Südhälfte des Schafbergs wurde von der Nordhälfte an der schmalsten Stelle durch einen in den Felsen getriebenen Graben mit Steinwall getrennt und damit befestigt. Eine Grabung ergab 1923 im Steinwall Spuren einer Holzversteifung und im eineinhalb Meter tiefen Graben Hallstattscherben. Die Lochen wurde in vorgeschichtlicher Zeit — und zwar in Zeiten erhöhten Schutzbedürfnisses — von der Jungsteinzeit bis in die Latènezeit immer wieder besiedelt. 1923 ergaben die Grabungen von Gößler und Bersu auf der Gipffläche sechs Phasen der Besiedlung (s. meinen Aufsatz „Die Lochen“ in Heimatkundl. Blätter 1970, S. 793). Sogar im 4. Jahrhundert muß der Berg aus Sicherheitsgründen nochmals von alamannischer Bevölkerung aufgesucht worden sein, wie die Grabungen 1882 von O. Fraas und die von 1923 ergaben. In vorgeschichtlicher Zeit wurde die Lochen wie auch die Plaikten (heute der Plettenberg) von Hirten aufgesucht, denn beide Namen sind vordeutsch und verraten dies schon durch ihr grammatisches Geschlecht, das nämlich weiblich ist.

In der Weilener und Schömberger Gegend sind eine Reihe von Grabhügeln erhalten. So ist die Ottilienkapelle an der Straße von Ratshausen auf einem Grab-

hügel errichtet. In der Flur „Rinnenwasen“ liegt eine Gruppe von sieben Grabhügeln, sehr wahrscheinlich der Hallstattzeit. An sieben Stellen der Markung Schömberg (Neidlinger, Scheubühl, Withau, Kochenwinkel, Straßengabel Wellendingen/Ratshausen usw.) sind Grabhügel, Siedlungsspuren auf dem vorderen „Eck“, in der Flur Killwiese. Auch die Grabhügel im „Hart“ bei Dautmergen und Dormettingen, im „Withau“ und „Eichwald“ bei Tabingen liegen alle auf den Schwarzjuraebenen, aber nirgends im Schlichemtal. Für die hervorragende Straßenplanung der Römer ist bezeichnend, daß sie ihre Verbindungsstraßen von Rottweil nach Rottenburg und Sulz an den günstigsten Stellen über die Schlichem führten. In Dautmergen schließen die sehr widerständigen, harten Arienkalke eine Versumpfung der Talsohle aus und waren eine ideale Furt für die Römer. Westlich Böhlingen, vor dem Eintritt der Schlichem in den Hauptmuschelkalk, überquerte die Römerstraße nach Sulz das Fließchen. Dieser Weg erhielt im Volksmund den Namen „Alter Weg“. Vom „Klosterbühl“ schaute auf die Straße eine römische Villa herab. Auch die übrigen römischen Gehöfte, wie auf dem „Gickenbühl“ oder auf dem Leidringer Kirchhügel, wo schon öfters Reste eines römischen Gutshofes mit Bad angeschnitten wurden, mieden alle den Talgrund. Erst in alamannischer Zeit wurden drei Stellen für Siedlungen im Tal ausgewählt. (Fortsetzung folgt)

Gustav Bossert ein großer Sohn Täbingens

Vor 50 Jahren, am 29. November 1925, verstarb in Stuttgart Pfarrer D. Dr. Gustav Bossert, ein Senior der württembergischen Geschichtsforschung, dessen fruchtbarer und vielseitiger Tätigkeit ein wesentlicher Teil der württembergischen Kirchengeschichte zu verdanken ist.

Gustav Bossert erblickte am 21. Oktober 1841 zu Täbingen als Sohn des Pfarrers Gottlob Christoph Bossert und dessen Ehefrau Sophie geborene Palm das Licht der Welt. Bei der Taufe am 28. Oktober waren

nächste Verwandte Zeugen: die Pfarrer Heinrich Gmelin aus Täbingen und Franz Bossert aus Aspergdorf und Albert Palm, Lehrer am Institut in Ketten. Die Taufe vollzog der Balingener Dekan Christoph Friedrich Fraas (1838—1885 Dekan in Balingen), der Vater des berühmten Algeologen Prof. Dr. Oskar Fraas, der von 1850 bis 1854 die Pfarrstelle in Laufen innehatte.

Der Vater von Gustav Bossert war von 1835—1844 Pfarrer in Täbingen, das seit 1739 selbständige Pfarrei war und seit 1834

eine neue Kirche hatte. Der kleine Gustav verbrachte so seine ersten Lebensjahre im zweistöckigen verschindelten Pfarrhaus der bäuerlichen, etwa 500 Einwohner zählenden Gemeinde. Da seine Vorfahren väterlicherseits Pfarrer waren, wurde auch er zum Theologen bestimmt. Nach der Lateinschule und dem Seminar kam er in das Stift nach Tübingen und dann zum Studium an die Universität. Gustav Bossert war also von Haus aus nicht Historiker. Erst die Bedürfnisse seiner ersten Gemeinde Bächlingen (über Gundelfingen) haben ihn, wie er gerne erzählte, zu näherer Beschäftigung mit der Vergangenheit geführt.

Der Ursprung aus dem praktischen Leben hat seinen Forschungen etwas Unmittelbares, eine persönliche Wärme und Note gegeben. Seine Arbeiten sind fast unüber-

sehbar. Sie galten in erster Linie der Kirchengeschichte. In der Frage der Kirchenheiligen und in vielen Stücken der Reformationsgeschichte hat er seinen Namen tief in die Geschichte unserer Wissenschaft eingegraben. So behandelte er schon in der ersten Reihe der Blätter für württembergische Kirchengeschichte, um nur ein Beispiel anzuführen, sehr ausführlich die Herrschaft Hohenberg im Reformationszeitalter.

Seine Forschungen brachten ihm 1892 den philosophischen Ehrendoktor der Universität Tübingen und 1897 den theologischen von Leipzig. Die Auszeichnung 1906 mit der großen goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft und die ihm zu seinem 80. Geburtstag gewidmete Festschrift waren äußere Zeichen der Bedeutung, die seinem reichen Lebenswerk für Kirche und Wis-

senschaft zukam. Er war es auch, der durch eine Schrift, in der er die geschichtlichen Vereine des Landes verteidigte, deren Arbeit bei der Forschung nicht entbehren könne, den Anstoß zur Gründung der „Württembergischen Kommission für Landesgeschichte“ gab.

Durch sein hervorragendes Wirken hat der Pfarrerssohn von Tübingen für die Nachwelt auf dem Gebiet der Kirchengeschichte, vor allem der evangelischen, bedeutungsvolle Grundlagen gelegt, auf die heute noch immer wieder zurückgegriffen werden kann.

Fritz Scheerer

Siehe auch Zollern-Alb-Kurier vom 24. November 1975: „Ich bin von Herzen Pfarrer“. Von Dr. Christof Gestrich, Tübingen.

Zum siebenhundertjährigen Bestehen Margrethausens

Von Dr. Walter Stettner

(Fortsetzung)

Der Grundbesitz wurde gegen Zinsen und andere Abgaben an die Bauern als Lehen ausgegeben, sei es als Erb-lehen, so daß der Hof oder das Feld nach dem Tod des Inhabers ohne weiteres an den Sohn überging, oder als Leiblehen, auch Fallehen genannt, weil der Besitz nach dem Tod des Bauern an den Grundherrn zurückfiel und er ihn nach Belieben wieder ausgeben konnte; das bot dem Herrn eine gute Gelegenheit, die Abgaben den veränderten Verhältnissen anzupassen, und das hieß schon damals in der Regel, sie zu erhöhen. Diese Abgaben bestanden um 1300 meist in kleinen Geldbeträgen, da Geld noch rar war, vorwiegend in Naturalien, bestimmten Mengen von Dinkel und Haber, Hühnern und Eiern, (Schweine-)Schultern und Käsen. Die Margrethauer Klosterfrauen haben im 15. Jahrhundert nicht ohne Erfolg versucht, ihre Lehen in Meßstetten in Fallehen umzuwandeln, was zu langen Streitigkeiten mit den betroffenen Bauern führte.

Dem Gerichtsherrn, der sich zur eigentlichen Obrigkeit entwickelte, hatte man zum Gerichtstag und zum Wehrdienst Folge zu leisten und Steuern zu zahlen. Er konnte auch Fronen verlangen, die meistens „gemessen“, d. h. nach Art und Zahl begrenzt waren. Fronen waren unbezahlte Dienstleistungen, doch hatten die Fronenden Anspruch auf freie Verpflegung für diese Dienste. Aus Straßberg haben wir für eine spätere Zeit, das Jahr 1497, eine genaue Aufzeichnung über die dort geforderten Fronen: Neun „Pflüger“ (= Großbauern) müssen jeder 8 Tage zu Acker gehen, je 16 Karren Holz und 16 Wagen Mist fahren; das sollen sie in 20 Tagen (auf das Jahr verteilt) schaffen. Die armen Leute, die keine Rosse oder höchstens eines haben, müssen 20 Tage mähen, schneiden und heuen. Drückender waren zumeist Baufronen. Wie mögen die Einwohner von Pfeffingen, Streichen, Zillhausn, Stockenhausen, Frommern und Laufen gestöhnt haben, wenn sie Materialien zum Bau und zur Erhaltung der Schalksburg über den schmalen Grat von Burgfelden herüberkarrten! Die Leibeigenschaft haben die Herren anscheinend in manchen Gegenden, z. B. im Oberland, erst im 15. Jahrhundert durchgesetzt. Sie bedeutete in der Hauptsache Einschränkung der freien Gattewahl (die Männer sollten ihre Frauen aus

der eigenen Untertanenschaft wählen) und der Freizügigkeit (die Herren wollten ungerne Untertanen verlieren, da sie von deren Leistungen lebten). Im Oberland hat die immer rigoroser durchgesetzte Leibeigenschaft wesentlich zum Ausbruch des Bauernkriegs im Jahr 1525 beigetragen; eine der Hauptforderungen der aufständischen Bauern lautete auf Abschaffung der Leibeigenschaft, die gegen die Heilige Schrift verstoße. Die laufenden jährlichen Abgaben waren meistens gering, mehr eine Art Anerkennungszins. Dagegen mußte beim Tod eines Leibeigenen meistens das beste Stück Vieh und beim Tod der Bäuerin das beste Gewand abgeliefert werden.

Gerichtsherr, Grundherr und Leibherr waren selten eine einzige Person, gewöhnlich waren die Bauern verschiedenen Herren dienstbar. Hinzu kamen noch die Forderungen der Kirche, vor allem der Zehnt, der große Zehnt von der Frucht, der Heuzehnt, der kleine Zehnt von Kraut, Rüben, Obst, Hanf und Flachs usw. So stand die Bauernschaft um 1300 in einer mannigfachen Abhängigkeit, sie war der Lastesel der mittelalterlichen Gesellschaft.

Der niedere Adel

Steigen wir nun auf der Stufenleiter etwas höher und sehen uns den Adel um 1300 an, zunächst den niederen Adel, hier verkörpert durch die Herren von Tierberg. Sie saßen in Lautlingen und auf ihren Burgen, dem Alten Tierberg, dem Wilden Tierberg und einem nicht sicher zu lokalisierenden Neuen Tierberg, vermutlich auch auf dem Vogelfelsen und auf dem Heubelstein. In Margrethausen verfügten sie über den Wilde-Herren-Hof (der wohl etwas mit dem Wildentierberg zu tun hat). Neben Lautlingen und Margrethausen hatten die Herren von Tierberg eine Zeitlang eine kleine Herrschaft auf dem Heuberg, die sich aus Meßstetten, Hossingen, Winzeln und Tübingen zusammensetzte, jedoch 1418 an das Haus Württemberg verkauft wurde. In der Meßstetter Kirche waren mehrere Glieder der Familie beigesetzt. Eine Linie der Tierberger wurde im Schwarzwald ansässig und erwarb das Bürgerrecht von Villingen, wo sie zum Patriziat zählte; einer von ihnen, Hans von Tierberg, war viele Jahre Bürgermeister der Stadt. Nicht wenige Glieder des weitverzweigten Ge-

schlechts gehörten dem geistlichen Stand an. Durch Heiraten verbanden sich die Herren von Tierberg mit vielen Adels-geschlechtern der näheren und fernerer Heimat. Man sollte sich auch einmal bewußt machen, wie wenig selbstverständlich es ist, daß sich diese Familie bis ins 16. Jahrhundert an ihrem Stammsitz behauptete und dann diesen Sitz an ihre Verwandten, die Herren von Westerstetten und später an die Schenken von Stauffenberg weitergeben konnte; denn fast alle anderen Adelsfamilien unserer Gegend sind entweder früh ausgestorben oder verzogen, z. B. die Herren von Ebingen, die von Truchtelingen, die ja, wie wir hörten, eine der ersten Klausenschwestern stellten, die Herren von Meßstetten, die von Heinstetten und die von Tübingen.

Die Adligen wohnten auf ihren Burgen, meistens Höhenburgen: auf dem Alten Tierberg und dem Wilden Tierberg, auf der Schalksburg und auf der Burg beim Ebinger Schloßfelsen, besonders zahlreich im Donautal, auf Dietfurt und Gutenstein, Falkenstein und Hausen, Werenwag und Wildenstein, Bronnen und Kallenberg. Die Burgen waren durch Graben und Mauer wohl geschützt, aber man denke nicht, daß sie ein angenehmes Wohnen boten. Die Zimmer waren selten geräumig, gegen Kälte lediglich durch offenes Kaminfeuer erwärmt; die schmalen Fenster mit ihren Butzenscheiben oder gar nur mit Häuten überspannt spendeten spärliches Licht. Kienspäne und Talglichter rauchten und rußten. Die Kost war einseitig und eintönig, die Wasserversorgung lag fast überall im Argen, und es gab wenig Abwechslung und Zeitvertreib, kein Wunder, daß viele Burgen um 1300 wieder verlassen wurden und verfielen.

Der hohe Adel

Eine Stufe höher als die Ortsadeligen standen die Grafen, die in unserem Raum hauptsächlich durch die Grafen von Zollern und die mit ihnen verwandten Grafen von Hohenberg vertreten. Die Zollern hatten ihren Namen vom Berg, auf dem sie sich seit etwa 1050 eine Burg gebaut haben. Ihr Herrschaftsgebiet lag zunächst zu Füßen des Zollerbergs um Hechingen in den Tälern der Starzel und der Steinlach. Sig-

maringen haben sie erst im 16. Jahrhundert dazugewonnen. Dagegen stand eine Linie der Zollern seit etwa 1200 als Burgvögte zu Nürnberg in staufischen Diensten und hat von dort später den Sprung in die Mark Brandenburg gewagt; zu ihr gehören die späteren preußischen Könige und deutschen Kaiser. Um die nämliche Zeit, da eine Linie nach Nürnberg ging, splitterte sich eine andere in unserer engsten Heimat ab, baute eine Burg auf der Schalksburg und schuf eine eigene Herrschaft Zollern-Schalksburg, zu der Balingen mit den umliegenden Dörfern, auch der Talgang oder „Spalt“ gehörte. Manche Herren von Tierberg waren ihre Dienstmannen, sie spielten auch in die frühe Geschichte der Margrethausen Klausé hinein. Im Jahr 1403 hat bekanntlich Graf Mülli, dessen einziger Sohn kurz zuvor gestorben war, die Herrschaft Schalksburg samt Balingen und den Zugehörigen Dörfern an Württemberg verkauft, der Sage nach, wie sie von Wilhelm Hauff erzählt wird, um einen Hirschguldin, in Wirklichkeit um die stattliche Summe von 28 000 Goldgulden.

Auch im Schicksal der Grafen von Hohenberg spiegelt sich die so häufige Entwicklung vom Aufstieg, Verfall und Aussterben einer Familie, diesmal einer gräflichen. Die Grafen von Hohenberg stammten vom Oberhohenberg, dem Nachbarn des Lembergs, der ja mit seinen 1014 Metern der höchste Berg der Alb ist. Von ihrer Burg sieht man nur noch ein par Wälle und Gräben, auch das Städtchen Hohenberg, das auf halber Höhe am Fuß des Berges lag, ist vollständig verschwunden. Außer auf dem Heuberg mit Ebingen übten die Hohenberger Herrschaftsrechte in Rottenburg und Horb, in Nagold und Altensteig aus. Zur Zeit, da Margrethausen erstmals genannt wird, hatte das Haus Hohenberg seine höchste Blüte in Graf Albrecht II., der sich als Minnesänger und als Politiker im Dienst seines Schwagers, König Rudolfs von Habsburg, einen Namen gemacht hat. Albrechts Schwester Gertrud war nämlich die Gattin Rudolfs geworden als er noch Graf von Habsburg war; nach Rudolfs Wahl zum deutschen König legte sie sich statt ihres Taufnamens Gertrud den Vornamen Anna zu, der damals viel seltener war als Gertrud und darum als vornehmer galt.

Konnte Albrechts Sohn Graf Rudolf Besitz und Ansehen des Hauses Hohenberg noch wahren, so ging es nach ihm durch zahlreiche Teilungen steil bergab, ein Stück nach dem anderen wurde verkauft oder vererbt. Der letzte männliche Sproß des Hauses, Graf Sigmund, war als Rat und Helfer der Grafen von Württemberg tätig und verbrachte seinen Lebensabend in Ebingen; von daher kannte er sicher auch Margrethausen und seine Klausé. Vom hohenbergischen Besitz kam einiges, so die Stadt Ebingen, an Württemberg, die besten Stücke aber an das Haus Habsburg, und daher kommt es, daß die Städte Fridingen, Spaichingen, Schömberg, Binsdorf, Horb und Rottenburg bis um 1800 österreichische Städte waren.

Das Städtewesen

Die genannten Städte waren hohenbergisch, nicht bloß weil sie auf hohenbergischem Territorium lagen, sondern auch weil sie oder wenigstens die meisten von ihnen von den Hohenbergern zu Städten gemacht worden waren. Zu dem Neuen, das das 13. Jahrhundert unserem Land gebracht hat, gehören die Städte. In wenigen Jahrzehnten von 1275 hatte sich das Siedlungsgebiet unserer Heimat stark verändert durch die Anlage von Städten. Noch um 1200 gab es auf der Alb, am oberen Neckar und an der oberen Donau keine Städte, nur Dörfer. Hundert Jahre später haben Ebingen und Balingen, Schömberg

und Rosenfeld, Oberndorf, Sulz und Horb, Hechingen und Tübingen, Nusplingen und Fridingen, Gammertingen, Veringen und Sigmaringen Stadtrecht. Sie alle waren zur Verteidigung eingerichtet, die meisten schon durch Mauern und Türme. Und sie alle waren nicht einfach durch Ummauerung der Dörfer zu Städten geworden, weil es im Dorf zu viel Platz für Haus- und Küchengärten hatte, sondern Neuanlagen neben den alten Dörfern, und einzeln haben sich Dorf und Stadt bis in unsere Tage nebeneinander gehalten wie in Veringendorf und Veringensstadt, in Sigmaringendorf und Sigmaringen. In der Stadt boten die Befestigungsanlagen bessere Möglichkeiten sich zu verteidigen, in der Stadt konnte der Bürger auf Jahr- und Wochenmärkten kaufen und verkaufen. In der Stadt errangen die Bürger hier früher, dort später ein gewisses Maß an Selbstverwaltung, so wurde die Stadt zur Vorstufe oder Vorschule späterer demokratischer Selbstbestimmung. Die Grafen, die die Städte gegründet haben, wohnten manchmal selbst darin in einem festen Haus, in jedem Fall hatten sie dort ihren Vogt oder Schultheißen. Das waren am Anfang meist adlige Dienstmannen aus der Stadt selbst oder aus ihrer Nachbarschaft, so z. B. in Ebingen und Schömberg die Herren von Honstetten als Beauftragte der Grafen von Hohenberg. Die neugegründeten Städte haben eine starke Anziehungskraft auf die Bewohner der umliegenden Dörfer ausgeübt, so daß manche von ihnen verödeten wie z. B. Ehestetten bei Ebingen; es ist anzunehmen, daß im 13. und 14. Jahrhundert auch mancher Margrethausen nach Ebingen oder Balingen gezogen ist, sofern nicht die Herren von Tierberg dem einen Riegel vorgeschoben haben.

Die Blüte des Städtewesens setzte bei uns etwa um 1300 ein, freilich mit verschiedener Intensität.

Wenden wir uns nun den Spitzen der Christenheit, dem Königtum und dem Papsttum zu. Sieben Jahre vor der ersten Erwähnung Margrethausens, also 1268, hatte der letzte Hohenstaufe Konradin sein junges Leben durch Verrat auf dem Schafott in Neapel geendet (dazu Heimatk. Blätter, Juli und August 1975).

Päpste und Bischöfe

Während das altdeutsche Kaisertum mit dem Tod Friedrichs II. erloschen war, stand sein Gegenspieler, das Papsttum, auf dem Höhepunkt seiner Macht, oder es schien wenigstens so. Die Päpste wollten nicht bloß Herren der Kirche, sondern auch aller weltlichen Macht sein. Bonifaz VIII. nahm für sich die Entscheidungsgewalt darüber in Anspruch, wer deutscher König werden sollte, und erklärte zunächst die Wahl Albrechts von Habsburg im Jahr 1298 für ungültig. Er mischte sich in die inneren Verhältnisse Frankreichs und sah im französischen König seinen Hauptfeind, den er zu bannen gedachte. Da wurde er im Auftrag des französischen Königs von einer Handvoll bewaffneter in seinem Schloß zu Anagni gefangengenommen. Die Einwohner von Anagni befreiten ihn zwar wieder, aber diesen Sturz aus den Träumen von seiner Weltherrschaft überlebte Bonifaz nur um wenige Wochen. Seine Nachfolger verlegten 1309 den Sitz des Papsttums von Rom weg nach Avignon in Südfrankreich, wo sie 70 Jahre lang in Abhängigkeit vom französischen König in der sog. Babylonischen Gefangenschaft lebten, vorwiegend mit Sorgen um das liebe Geld beschäftigt. Auch beim Konstanzer Bistum lag vieles im Argen. Jahrzehntelang wurde keine Diözesansynode abgehalten. Die Kanoniker der Domkapitel, die die Bischöfe wählten, kamen aus dem Ritter- und Raubritteradel der kaiserslosen Zeit und suchten die Bischöfe zur Stärkung ihres Familieneinflusses

und ihrer Hausmacht zu benützen. Nicht die Frage nach dem Würdigsten stand im Vordergrund, sondern die nach der Steigerung des eigenen Einflusses. Häufung von Pfründen, einst streng verboten, wurde vom Bischof bis hinab zum Landgeistlichen geübt. Bischof Rudolf II. von Konstanz hatte nebenbei die Propstei Rheinfeldens und noch eine einträgliche Pfarrei. Und ein Beispiel aus unserer engsten Heimat: Nach dem liber decimationis, dem oft zitierten von 1275, ist Heinrich von Tieringen Pfarrer in Tieringen, Ebingen und Lautlingen, in Engstlatt, Stetten a. k. M. und in Mägerkingen. Natürlich konnte er all diese sechs Pfarreien nicht selbst versehen, er genoß nur die Einkünfte und ließ die Pfarreien durch schlecht besoldete Vikare versehen.

Franziskaner und Dominikaner

Aber wie noch öfters in der Geschichte der Kirche regten sich in einer Zeit, da das Papsttum und der Weltklerus sich fast ganz im Streben nach Macht und Geld erschöpften, auch feinere Kräfte. Etwa ein halbes Jahrhundert vor der ersten Erwähnung Margrethausens sammelte Franz von Assisi junge Leute um sich, die wie er auf allen Reichtum dieser Welt verzichteten und nur von milden Gaben lebend durch die Lande zogen und den Leuten das Evangelium predigten und vorlebten. Aus derselben Zeit stammt der andere Bettelorden der Dominikaner, gegründet von dem Spanier Dominicus. Beide sahen ihre Hauptaufgabe darin, dem Volk vor allem in den Städten das Evangelium vom einfachen Leben und von der Demut zu predigen. Ihre Kirchen wie etwa die Eßlinger Dominikanerkirche, die 1268 geweiht wurde, sind Kirchen ohne sonderlichen Prunk, in denen neben dem Altar die Kanzel in den Mittelpunkt rückte. Während die kirchliche Hierarchie mit ihrem Streben nach Macht und Geld bei vielen Gläubigen Kopfschütteln und Ärgernis weckte, belebten Franziskaner und Dominikaner den Glauben des einfachen Volkes, das nach wahren Christentum hungerte.

Die fromme Bewegung, die von Franziskanern und Dominikanern ausging, ergriff auch die Frauenwelt. Die Klöster der älteren Orden hatten wenig Zulauf, dagegen schossen Klausen beinahe wie Pilze aus dem Boden, nicht bloß in den Städten, sondern auch in den Dörfern. Balingen hatte zwei Klausen, Ebingen, Schömberg und Binsdorf je eine, ebenso Meßstetten und Dürrwangen, Edingen, Erzingen und Engstlatt, Obernheim, Geislingen und Dotternhausen. Die meisten von ihnen schlossen sich dem 3. Orden des hl. Franziskus an. „Die stille Arbeit, das einame Gebet und die tägliche Abtötung aus Liebe zu Gott wie der treue Dienst an den Kranken, der von diesen Sammlungen geübt wurde, machte nicht viel Aufhebens und war gleichsam nur ein frommer Unterton im Alltagslärm des Volkes“, stellt der Kirchenhistoriker Tüchle fest.

Margrethausen hat schlimme Zeiten überlebt, wie spätere Pestepidemien und Kriege. Man könnte in Abwandlung eines Dichterwortes sagen: Herren kommen, Herren vergehen, das Dorf aber bleibt bestehen. Und so schließe ich mit dem Wunsch: Möge Margrethausen noch viele Jahrhunderte in friedlicher und glücklicher Entwicklung überdauern!

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 77 82.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 76 76.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“

Heimatkundliche Blätter

Balingen



Jahrgang 22

Samstag, 27. Dezember 1975

Nr. 12

Die Nusplinger Mühlen

Von Curt Winkler

Die Mühlen und Müller spielten im Volksleben einst eine große Rolle. Das geht schon aus den vielen Geschlechtsnamen Müller, Miller, Miehe usw. hervor, die früher ja nichts anderes als Berufsbezeichnungen waren. Den Malern, Zeichnern und Fotografen waren die Mühlen begehrte Motive. Und die Dichter und Komponisten verherrlichten sie in unzähligen Gedichten und Liedern. Es sei nur erinnert an das Kinderlied „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach“, oder an das schwermütige Lied „Dort unten in der Mühle“ und an den Zyklus der fröhlichen Müllerlieder von Franz Schubert, von denen das bekannteste „Das Wandern ist des Müllers Lust“ ist.



Die Herrschaftsmühle in Nusplingen

Foto: C. Winkler

In Nusplingen gab es einst nicht weniger als sechs Mühlen. Die Bära und die zahlreichen Quellbäche an den beiderseitigen Bergabhängen lieferten gute und billige Wasserkräfte. Außerdem waren die Mühlen früher meistens nicht nur Mahl-, sondern auch Säg-, Öl- und Gipsmühlen, ja sogar Hanf- und Flachsreiben.

Die Herrschaftsmühle

Diese, auch „Untere Mühle“ genannt, liegt am Ostufer der Bära und ist die älteste und größte Mühle im Ort. Da sie schon um 1300 erwähnt wird, bestand sie sicherlich schon vor der mittelalterlichen Stadtgründung. Die Mühle war Eigentum der einstigen Ortsadeligen und der jeweiligen Herrschaft, der Kallenberger, Waldenburger, Hohenberger und Werenwager. Die Wappen dieser Herrschaften samt der einstigen Ortsadeligen sind am Sügiebel der Mühle angebracht. Der letzte adelige Besitzer der Mühle war Freiherr Anton von Ulm auf Werenwag, der 1834 starb.

Die Herrschaftsmühle war zweifelsohne eine sogenannte Bannmühle, das heißt, die Bauern waren gezwungen oder gebannt, ihre Frucht oder wenigstens einen Teil derselben in der Mühle der Herrschaft mahlen zu lassen. Die Privatbesitzer der Mühle wechselten in rascher Folge. Der älteste feststellbare private Müller war ein Sebastian Schauer (1811 bis 1861). Ihm folgte ein Bonifatius Maier von Unterdigisheim (1823 bis 1892). Die Mühle war zunächst nur Mahlmühle, der später eine Sägmühle mit Fräse angefügt wurde. Sie hatte einen Gerb- und drei Mahlgänge. Auf dem ersten steht heute noch der sinnvolle Spruch:

„Wenn einer kommt und sagen kann:
hab allen Leuten recht getan,
so bitt ich ihn um alle Ehr,
daß er mich diese Kunst auch lehr.“

Die Veitensmühle

Auch sie ist eine alte Mühle. Sie lag an der Westseite des Städtchens außerhalb der Stadtmauer in der Nähe des oberen Tores. Der Lage nach wurde sie wohl erst nach der Stadtgründung erbaut; doch wurde sie schon 1388 erwähnt. Auch sie gehörte der jeweiligen Herrschaft, war eine Bannmühle, in die sogar die Oberheimer gebannt waren. 1394 waren von der Kallenberger Herrschaft zwei Müller, einer für die untere und einer für die obere Mühle, bestellt. Sie waren für den Mahlbetrieb verantwortlich. Der Müller gab 1414 der Herrschaft jährlich 24 Malter Mühlkorn und mußte deren Getreide umsonst mahlen. Die Mühle kann nicht besonders groß gewesen sein; denn sie hatte nur ein kleines Wasserrad, das von einem Bächlein getrieben wurde, das vom Scheibenbühl kommt.

Die Regelmühle

Am Nordrand des Ortes, am Tellenbach, steht die Regelmühle. Sie soll ihren Namen von einem früheren Besitzer oder Besitzern namens Regele oder Regel, haben. Der älteste nachweisbare Besitzer ist ein Jakob Kleiner (1790—1854). Die Mühle, die früher

auch einmal Gipsmühle gewesen sein soll, hat einen Gerbgang und zwei Mahlgänge. Das Wasser erhält sie vom Tellenbach, das in einem Kanal auf das oberflächliche Wasserrad von 5,20 Meter Höhe und 70 cm Breite geleitet wird. Verstärkt wird der Kanal durch ein Bächlein, das am Westrand des Ortes entspringt.

Die Kirchhofmühle

Eine kleine Mühle an der Westmauer des Kirchhofes wird seit 1850 erwähnt. Sie wurde 1869 zur Öl- und Schleifmühle und 1875 zur Mahlmühle umgebaut.

Diese Mühle hatte nur ein kleines Wasserrad und später eine Turbine. Das Wasser wurde in Röhren vom Hagenbach, der über dem Freudenweiler entspringt, hergeleitet. Ludwig Maute verstärkte die Wasserkraft durch die Anlage eines kleinen Weiheres zwischen Kirchhof und Schafhaus.

Die Heckentalmühle

Im Heckental muß schon frühzeitig eine Mühle gestanden haben, denn der dortige Bach hieß schon 1583 Mühlbach. Kurz vor 1592 wurde sie neu aufgebaut und durch eine Öl- und Sägmühle erweitert, worauf der Bach Sägenbach genannt wurde. Dementsprechend hatte die Mühle zwei hintereinander stehend oberflächliche Wasserräder. Die Mahlmühle hatte einen Gerbgang und zwei Mahlgänge. Sie stand fast

unmittelbar am Ausfluß der sehr starken Heckentalquelle aus den Kalksteinschichten des Jura. Das Wasser wurde in wenigen Kiernern auf die beiden Wasserräder geleitet. Der älteste feststellbare Besitzer war ein Johann Sauter von Geyerbad (1827 bis 1896).

Die Burrenmühle

Etwa 100 Meter unter der Heckentalmühle wurde zu dieser 1841 eine Beimühle erbaut. Da sie unterhalb einer kleinen Bodenerhebung, mundartlich Burren, steht, wurde sie Burrenmühle genannt. Sie erhält das Wasser von der Heckentalmühle, das teils in Kiernern, teils in aufgeböckten eisernen Röhren auf das neun Meter hohe und 55 Zentimeter breite Wasserrad geleitet wird. Die kleine Mühle hatte anfänglich nur einen Mahlgang und einen Gerbgang. Im Laufe der Zeit wurde sie aber zu einer stattlichen Kunst- und Kundenmühle mit mehreren Mahlgängen ausgebaut.

Heute bestehen von den einstigen sechs Mühlen nur noch eine Mahlmühle und ein Sägewerk.

In den letzten Jahrzehnten wurden die Mühlen vielfach modernisiert. An die Stelle des Wasserrades trat meistens der Motor und an diejenige des Mahlganges der Walzenstuhl. Trotzdem hat das ländliche Mül- lergewerbe einen schweren Existenzkampf mit den großen Kunstmühlen zu führen.

(heute Vaihinger Hof) an das Kloster Rotenmünster. In der Folgezeit wird das Dorf und der Ortsadel öfter genannt (1269, 1273, 1275 usw.), aber bereits 1516 wird Suntheim als Sonthof, als Hof bezeichnet.

Genau nördlich von Sonthof liegt heute auf Schömberger Markung die Flur „Northen“ (Norden), die in den Lehenheften der Grafschaft Oberhohenberg von 1380—1445 „Northain“ genannt wird. Dort hat Haintz der Saldinger ein Wiesel mit einhalb Mannsmahd, das an den Rotenmünster Briel stößt, zu Lehen. Reste des Northeimer Zelgverbandes haben lange ein Sonderdasein geführt.

Etwa zwei Kilometer oberhalb Schömberg lag bei der zweiten Schlichemmühle Holzheim, das bereits 785 erwähnt wird, als ein Anselm eine Anzahl Wiesen und Äcker „in locis et in villas Althaim et Hoolzaim“ und einen Wald „in loco qui dicitur Lahha“ dem Kloster St. Gallen schenkte (St. Galler Urkundenbuch S. 6). Die Urkunde wurde in Schörzingen ausgestellt. Ein Hof und die Mühle zu Holzheim gingen 1269 von Ritter Walger von Bisingen an das Kloster Kirchberg. Ein anderer Hof gehörte 1318 den Herren von Balingen und ein Gütlein trug Werner Tufeli (Teufel) zu Lehen von Österreich (Lehenhefte 1380—1445). Die Markung des Dörfleins, zu dem etwa drei bis 4 Höfe gehörten, umfaßte im Süden Teile der heutigen Weilener Markung (Wald Lachen) und im Norden den Palmbühl, der als „Barmbühel“ (Barm = Fels, vordeutscher Name) in den hohenbergischen Lehenheften als „Viehalb zu Holzheim von den Schmucken erkauff“ erwähnt wird. Das Dörflein gab um 1385 10 lb. h. (Pfund Heller) Steuer und war bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bewohnt. 1394 waren vier aus Holzheim stammende Bauern in Schömberg ansässig, so daß man annehmen darf, daß die Siedlung schon damals bis auf die Mühle aufgegeben war. An den Ort erinnert heute noch der Waldnamen „Holzinger Berg“.

Mit Holzheim zusammen wird 785 ein Althaim erwähnt (s. oben), das bereits 768 erwähnt wird, als ein Amalpert 9 Hörige mit Frau, Kindern und Huben in Dichinshaim (wahrscheinlich Oberdigisheim) und dazu noch seine Rechte in Hathaim (Hartheim) und in Althaim an das Kloster St. Gallen verschenkte. Dann wird dieses Althaim wieder 1092 erwähnt. Damals tauschte Hermann von Meringen mit dem Schwarzwaldkloster St. Georgen je einen Hof in Starzila (Starzeln), in Althaim und in Dormutingen (Dormettingen) gegen seinen Besitz in Nehren. Nach 1092 tritt dann Althaim nicht mehr auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Siedlung mit der dörflichen Vorgängersiedlung der Stadt Schömberg identisch. Diese, das „Dorf“ oder das „Dörfle“, an das noch die „Dorfasse“ erinnert, lag etwa 300 m vor dem Westtor der Stadt, wird aber in den Quellen nie als „Altschömberg“ bezeichnet. Dort befand sich auch die alte Pfarrkirche St. Peter mit Friedhof, und neben vielen Gärten und Allmenden standen dort im Spätmittelalter einige Häuser. Die Kirche wird schon um 1200 erwähnt.

Zu den bisher genannten 5 -heim-Orten gehörte wahrscheinlich auch Neukirch, das Reihengräber östlich vom Dorf aufweist. Um 1120 wird es „Nuncilcha“ genannt und hat wie „Altschömberg“ eine Peterskirche. Der Name Neukirch dürfte das Verhältnis zur älteren Peterskirche in Althaim andeuten. Die am weitesten gegen den Keuperwald vorgeschobene Siedlung wird ursprünglich auch einen -heim-Namen getragen haben (Westheim?).

Ursprünglich, spätestens im 7. Jahrhundert wird die Sonthheimer Martinskirche für sämtliche -heim-Orte zuständig gewesen sein, bis dann die kirchliche Versorgung durch eine Peterskirche im Osten und dann eine im Westen verbessert wurde. Daraus

Das Schlichemtal und seine Besiedlung

Von Fritz Scheerer

Die -ingen-Siedlungen

Am frühesten dürfte Böhringen, das zwar erst 1275 urkundlich erwähnt wird, am Fuße der Keuperstufe auf der Lettenkeuperebene in der Nähe der Römerstraße gegründet worden sein, wie auch die anderen -ingen-Orte rechts des Neckars am Wege nach Rottweil (Bochingen, Trichtingen, Irslingen, Dietingen).

Östlich davon liegt eine Gruppe von -ingen-Siedlungen auf den Liasebenen, rund um den Kleinen Heuberg, die teilweise in ihren Namen einmalig sind und in ihnen einen fremdartigen Eindruck erwecken: Lideringen, Toromoatingen, Tutmaringen, Tagawingen = Leidringen, Dormettingen, Dautmergen, Täbingen. Diese merkwürdigen Namen sind weniger abschließen und dürften deshalb wohl etwas jünger sein als die andern alamannischen -ingen-Namen (Jänichen). Sie haften jedoch an den günstigsten Siedlungsplätzen des Kleinen Heubergs: Dormettingen in günstiger Lage auf einem Sporn zwischen zwei Quelllästen des Riedbachs und in der südlich anschließenden Nische, Leidringen, auf den guten, mineralstoffreichen, warmen Böden der untersten Liasebene, Täbingen in einer kleinen vom Weiherbach geschaffenen Mulde. Nur Dautmergen mit seiner kleinen Markung liegt an der Schlichem, wo der höher gelegene Ortsteil („Oberdorf“ mit der Verenaikirche) der ältere sein dürfte. Dormettingen wird schon 786 und dann wieder 793, Täbingen 793 erstmals urkundlich erwähnt, während Leidringen erst 1087 und Dautmergen 1275 genannt wird (Dautmergen vom Personennamen Tutmar). Aber trotz der späteren Ersterwähnung dürften auch diese beiden Orte zu den ältesten Siedlungen des Kleinen Heubergs gehören. Dormettingen und Täbingen haben Reihengräberfriedhöfe.

Ähnlich verhält es sich mit Tieringen (1138 Thieringen) in dem Paß zwischen

Bära und Schlichem (s. oben), wo ein alamannischer Friedhof auf den „Kriegsäcker“ wahrscheinlich macht, daß die Wurzeln dieser Siedlung in das 4. oder 5. Jahrhundert zurückreichen.

Wir sehen, von Tieringen bis Dautmergen sind im Schlichemtal keine Siedlungen der alamannischen Landnahme. Ebenso fehlen sie vollständig im Keuper, dessen Hänge meist bewaldet sind und in den Knollenmergeln vielfach heute dem Wiesen- und Obstbau dienen. Nur bis an den Rand des Schlichemtals sind die -ingen-Siedlungen vorgedrungen, sowohl von Norden als auch von Süden aus dem Spaichinger Raum (Frittlingen, Wellendingen, Wilflingen und Schörzingen).

Die -heim-Siedlungen

Zwischen die Heuberg- und die Schörzinger -ingen-Gruppe schieben sich nun auf oberem Schwarzjura fünf -heim-Orte, die sichtlich jünger sind als die angrenzenden -ingen. Von den -heim-Orten sind aber heute nur noch Zepfenhan als Dorf und Sonthof als Weiler bzw. als Hof erhalten, die andern sind abgegangen.

Zepfenhan wird erstmals 1281 erwähnt, als der Ritter Volkard und sein Sohn Heinrich von Sunthain (heute Sonthof, s. unten) von Schulden gedrückt mit Einwilligung der Lehensherren, der Edlen Albert und Werner von Zimmern, gewisse Güter zu „Epfenhain“ (Z'epfenheim), der Wäerin Gut genannt, um 6 Mark Silber an die Rottweiler Bürger Diebold und Heinrich von Feckenhausen verkaufen.

Auf der heutigen Zepfenhaner Markung liegt der Sonthof, einst ein selbständiges Dorf mit einer Martinskirche, die 1841 wegen Baufälligkeit abgetragen werden mußte, und einem Ortsadel, den Herren von Suntheim. 1262 schenkten Ritter Albrecht und sein Sohn Volkard von Sunthain (Suntheim = Südheim), Lehensleute der Grafen von Hohenberg, ihren Hof zu Voggingen

dürfte auch gefolgert werden, daß Suntheim und Nordheim am frühesten entstanden sind, etwas jünger dürften Altheim und Holzheim und dann Zepfenhan und Neukirch sein.

In ihrer Gesamtanlage zeigen die -heim-Orte eine gewisse Regelmäßigkeit, je zwei scheinen zusammenzugehören. Nur ein mächtiger fränkischer Herrscher, dessen Machtmittel die eines alamannischen Orts herrn weit überstiegen, kann diese Orte gegründet haben.

Die -zimmern-Siedlungen

Nach dem bisher Behandelten bestehen noch zwei Siedlungslücken im Tal: das obere Schlichemtal und im Keuperabschnitt des Tales. Beim Durchgang durch den Keuper finden wir -zimmern-Orte und im oberen Schlichemtal nur -hausen-Orte. Allein acht von zehn -zimmern-Siedlungen im schwäbischen Teil Württembergs liegen am oberen Neckar: Zimmern ob Rottweil, Herrenzimmern, Marschalkenzimmern links des Neckars; Heiligen-, Roten-, Kleinenzimmern und Zimmern unter der Burg haben ihren Standort an bezeichnenden Punkten rechts des Neckars in einem Keupertal. Nur Zimmern unter dem Zollern liegt etwas vereinzelt. Hans Jänichen weist nun in einem Aufsatz „Dorf und Zimmern am oberen Neckar“ nach, daß die -zimmern-Siedlungen in der Merowingerzeit (7./8. Jahrhundert) von der königlichen Güterverwaltung geschaffen worden sind und daß in diesen Orten stattliche gezimmerte Holzbauten (Wehrbauten) vorhanden waren, die die Namengebung veranlaßt haben. Und interessieren hier die im Tal der Schlichem gelegenen Rotenzimmern und Kleinenzimmern.

Rotenzimmern, heute mit schönen stattlichen Fachwerkhäusern, im anmutigen, wiesenreichen Schlichemtal, dessen Hänge meist mit Waldungen bestockt sind, wird erstmals 1094 erwähnt, als Luitgard von Leidringen an das Kloster St. Georgen eine Mühle apud vilam Cimberen und einen Wald von 8 Jauchert gab. Nach der Oberamtsbeschreibung von Sulz kam dann der Ort nach und nach ganz an dieses Kloster, unter dem es bis 1807 einen Amtsort bildete. Die noch vorhandenen Grundmauerreste und ein Graben auf einem Bergvorsprung hinter der Kirche deuten auf eine einstige Burg hin, von der aber Urkunden fehlen. Durch all die Jahrhunderte blieb der Ort klein; er zählt heute noch nicht einmal 300 Einwohner.

Der zweite -zimmern-Ort im Schlichemtal, **Kleinenzimmern**, ist abgegangen. Von ihm sind nur noch die Michels- und die Brestneckermühle erhalten geblieben. Mühlen werden hier 1209 und 1233 erwähnt. Die Markung des Dörfleins wurde erst im 18. Jahrhundert der Markung Leidringen einverleibt. Kleinenzimmern wird mit Sicherheit erstmals 1327 erwähnt. Damals besaß das Kloster Rottenmünster hier ein Gütlein. Auch St. Georgen hatte hier Güter inne. Bei der Erwähnung von 1094 ist nicht sicher, ob es sich um Roten- oder um Kleinenzimmern handelt, da nur von einem „Cimberen“ die Rede ist (s. oben). Auch in Kleinenzimmern war ein Burgstall, der noch 1560 zu sehen war. Der Name Brestneckermühle macht wahrscheinlich, daß die Burg Brestneck geheißen hat, da Namen mit -eck für Burgen typisch sind (Waseneck, Lichtenegg, Albeck, alle im Neckartal).

Sämtliche -zimmern-Orte heißen ursprünglich nur Zimmern, also ohne unterscheidendes Beiwort. Erst nachdem sie zu Bauernsiedlungen geworden sind und ihren Wehrcharakter verloren hatten, kam zur Unterscheidung ein für den Ort typisches Bestimmungswort hinzu: Herren-, Horgen- (=Sumpf, entstellt zu Heiligen-), Rotenzimmern usw. Die nun neuen örtlichen Herren erbauten sich dann Höhenburgen, so

in Zimmern unter der Burg, in Rotenzimmern und Kleinenzimmern.

Die -hausen-Orte im oberen Schlichemtal
Oberhalb von Holzheim finden wir auffälligerweise nur Orte mit dem Namen -hausen, von denen Ratshausen und Hausen am Tann heute noch bestehen, während Kernhausen, Waltershausen und Weiherhausen abgegangen sind. Diese -hausen-Gruppe ist in der Kreisbeschreibung in den Ortsbeschreibungen von Ratshausen und Hausen a. T. eingehend behandelt, so daß wir uns hier auf das Typische beschränken können.

In **Kernhausen** (1258 Kerenhusen, später Kennhusen), auf einer Terrasse über der Schlichem nordöstlich Ratshausen wurde in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein Kloster gegründet, vielleicht von den Herren von Lupfen. Das Kloster wurde aber bald nach Offenhausen am Lauterursprung bei Münsingen verlegt, da die örtlichen Güter in einem Hof zusammengefaßt wurden, dessen Gebäude um 1400 abgebrochen worden sind. Nach dem Abzug der Nonnen reichten die örtlichen Einkünfte der dortigen St. Afra-Kirche nicht mehr aus, um einen Pfarrer zu unterhalten, die Kirche wurde deshalb der Pfarrei Schömberg unterstellt. Aus all diesen Gründen ging das Dorf ab, seine Markung wurde der von Ratshausen einverleibt. Und schließlich wurde dann im 19. Jahrhundert auch noch die Kirche abgebrochen, so daß heute nur noch die Flur „Alter Hof“ zwischen dem einstigen Kirchhügel und der Schlichem an die einstige Siedlung erinnert.

Ratshausen (1371 Raulshusen) wie auch Hausen am Tann (1253 Husen) waren ursprünglich kleine Orte. Hausen bestand noch 1530 nur aus drei Höfen und drei Seldnerhäuschen. Die späteren beiden Waldhöfe (Oberer und Unterer) auf der heutigen Markung Hausen im Tal des Waldhäusbaches hatten noch 1777 eigenen Zwing und Bann, der Obere sogar drei eigene Zelgen. Für sie sind daher die beiden dörflichen Vorgängersiedlungen **Waltershausen** und **Weiherhausen** anzunehmen, die im 15. Jahrhundert eingingen. Als dann nach 1530 Peter Scher von Schwarzenburg nach Hausen kam, verlebte er die wüsten Ländereien seinem Rittergut Oberhausen ein.

Alle diese -hausen-Orte sind an geeigneten Geländepunkten durch Rodung der Wälder im Braunjura und unteren Weißjura angelegt worden. Während die -heim-schematisch (Süd-, Nord-, Alt-, Holzheim) benannt sind, sind die -hausen-Namen mit Personennamen zusammengesetzt: Radolf (Ratshausen), Gero (Kernhausen), Walter (Waltershausen). Diese Orte sind also im Gegensatz zu den -heim wohl von örtlichen Herren gegründet worden, ähnlich wie die -hausen um den Herrnsitz Burgfelden. Unsere -hausen-Gruppe im Schlichemtal ist im 7. oder 8. Jahrhundert von dem hochadeligen Herrnsitz Winzeln aus, am Fuße des Wenzelsteins, angelegt worden. Von der Mitte des 11. Jahrhunderts taucht hier nämlich das Geschlecht der Herren von Winzeln auf, das eine Vorliebe für den Namen Landolt zeigt. Im Hochmittelalter wurde dann die starke Burg Wenzelstein über dem Hof Winzeln erbaut. Der der Burg am nächsten gelegene Ort heißt einfach „Hausen“ (heute Hausen am Tann, bei Burgfelden war es Margrethausen, das bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts nur „Hausen“ hieß).

Von kleineren Siedlungsversuchen abgesehen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden kann, es sei aber auf den Aufsatz von Hans Jänichen „Siedlung im oberen Schlichemtal von der Merowingerzeit bis zum 19. Jahrhundert“ verwiesen, blieb das Siedlungsbild des oberen Schlichemtales bis zum Hochmittelalter erhalten, das im 6. oder 7. Jahrhundert die -heim-Gruppe

um Schömberg und im 7. oder 8. Jahrhundert die -hausen-Gruppe um Winzeln erhielt.

Neue Siedlungsplätze wurden auch durch den Burgenbau erschlossen. Vor 1179 entstand auf dem Oberhohenberg die Burg der Grafen von Hohenberg, noch vor dem 12. Jahrhundert die Bergfeste Wenzelstein der Herren von Winzeln, im unteren Schlichemtal die Burg der Herren von Irslingen (Urselingen). In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts kamen die Niederadelburgen auf dem Plettenberg, dem Burzel, das Heiden-schlößlein hinzu. Vielleicht stand auch eine solche Burg auf dem Palmbühl (1384 ein Edelknecht Otto von Balme in Deilingen mit Gütern belehnt; OAB. Spaichingen, S. 278), auf Brerstneck und bei Rotenzimmern. Andere Niederadelige begnügten sich mit Hofsitzen im Dorf (Suntheim, Kernhausen). Ein Siedlungssterben brachten die Gründungen der Städte Schömberg und Hohenberg und damit eine Veränderung des Siedlungsbildes.

Gründung der Stadt Schömberg

Der Name Schömberg könnte einen Burgnamen darstellen. In Schömberg wird auch 1388 und 1406 ein Schloß erwähnt, und noch um 1900 wird ein Haus an der Stadtmauer „Festung genannt“, so daß alles dafür spricht, auf dem mäßig breiten Sporn der von zwei steilen zur Schlichem hinabziehenden Rinnen aus den Ölschiefern ausgeschnitten ist, im Hochmittelalter eine Burg „Schönenberg“ stand, wie die Stadt in den Hohenberger Steuerlisten von 1394 bezeichnet wird. Nach einer Urkunde von 1255 verlieh Graf Friedrich von Zollern seinem Freund Konrad von Tierberg die Balingen Kirche in campo apud Shonberc. Der campus wird das abgesteckte Feld für die Stadt oder ein Gerichtsplatz gewesen sein. 1269 wird Schömberg als civitas erwähnt.

Die Gründung der Stadt hatte Auswirkungen auf das umliegende Land. Zunächst ging das „Dörfle“, also Altheim, vor den Toren der Stadt bis auf geringe Reste ab. Übrig blieb die Pfarrkirche, die erst 1838 abgebrochen wurde. Die Pfarr-Rechte wurden auf die in der Stadt gelegene Marienkapelle übertragen, die sich dann im Spätmittelalter zur Hauptkirche entwickelte. Auch das Patrozinium wanderte in die Stadtkirche ab, die ursprüngliche Marienverehrung geriet in Vergessenheit.

Von der Stadtgründung wurde auch Northeim und Suntheim betroffen. Schon im 13. Jahrhundert scheint Northeim abgegangen zu sein. Der größte Teil seiner Markung kam an Schömberg. Etwas länger hat sich Suntheim als Dorf erhalten. Am längsten scheint Holzheim dem Druck der Stadt standgehalten zu haben. Doch nach 1327 muß auch dieser Ort abgegangen sein, von dem wiederum der größte Teil seiner Markung an Schömberg fiel. Um 1500 ist als Ergebnis dieser Entwicklung die große Schömberger Stadtmarkung mit rund 4500 Morgen Land vorhanden. Die benachbarte Stadt Rosenfeld, die um dieselbe Zeit auch im Anschluß an eine Burg entstanden ist, hat es trotz Einverleibung ganzer Markungen und Markungsteilen umliegender Siedlungen nur auf etwa die Hälfte bringen können. Die Stadt Schömberg hat also die -heim-Gruppe von innen heraus zerstört. Die Einwohner der abgegangenen Orte sind wohl größtenteils in die Stadt verzogen (von Holzheim s. oben). Übrig geblieben sind nur Epfenheim (Zepfenhan) und Neukirch, also Orte, die weiter von Schömberg entfernt lagen.

Die Gründung von Weilen u. d. Rinnen

Bei Weilen deutet alles darauf hin, daß es eine ziemlich spät entstandene Siedlung ist. Der Name des Dorfes tritt spätestens 1327, vielleicht auch schon 1290 auf, da ein Konrad von Konzenberg dem Kloster Rot-

tenmünster einen Zins zu „Wiler“ schenkte. Seit etwa 1600 ist daneben auch die Form Weilen üblich. Über Leibeigene ist in Weilen nichts bekannt, dagegen tritt in den hohenbergischen Steuerlisten von 1394 mehrfach der Name „Fry“ (Frei) auf. Es scheint, als ob der Ort erst im Hochmittelalter entstanden ist. Um 1353 wird der Ort „Wiler under Hohenberg“ oder „Wiler infra castrum Hohenberg“ genannt, obwohl er nicht unter der Burg Hohenberg liegt und keiner der übrigen zur Herrschaft gehörigen Orte so benannt wird, selbst Deilingen, Delkhofen und Schörzingen nicht, die direkt unterm oder am Berg liegen. Auffallend ist auch, daß Weilen zum Fronverband der Burg Hohenberg gehörte und in die Delkhofener Mühle gebannt war. Die Wiesen am Oberhohenberg und die Mühle im Hochtal waren nur auf weitem, beschwerlichem Weg über die Steige beim Heidenschlößle zu erreichen und die Holzheimer Mühle lag viel näher.

In der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts ist am Nordhang des Oberhohenbergs in 850 bis 900 m Höhe das Burgstädtlein Hohenberg von den Grafen von Hohenberg gegründet worden, das 1381 und 1394 urkundlich erwähnt wird. Diese Gründung konnte nur den Zweck verfolgen, Handwerker für die Hofhaltung anzusiedeln. 1394 werden auch 15 steuerzahlende Einwohner des Städtchens genannt. Die angesiedelten Handwerker und Handelsleute werden aber in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts das Städtlein wieder verlassen haben, da die Grafen nicht mehr auf der Burg saßen, sondern ihren ständigen Wohnsitz auf der Weilerburg bei Rottenburg nahmen. Die Bürger des Städtchens benötigten aber auch Äcker und Wiesen. Diese waren nur in der Flur „Weiler“ am Osthang der Burg vorhanden, wo nach der Oberamtsbeschreibung Spaichingen Mauerreste und Gebäudeschutt gefunden wurden. Dieser Burgweiler wird zwar urkundlich nicht erwähnt. Er muß schon sehr früh, also vor 1300 abgegangen und seine Felder an das Städtchen gekommen sein. Die spätere Meierei (der Maierhof wurde erst im 20. Jahrhundert abgebrochen) besaß und bewirtschaftete als Besitznachfolgerin der Stadt die Güter der Flur „Weiler“. Die Bewohner des Burgweilers, die Bauern waren und daher wohl nicht in das Städtchen verpflanzt werden konnten, da man dort Handwerker benötigte, wird man im Mittelbach- und Brandbachtal angesiedelt haben, wo genügend unbebauter Boden zur Zeit der Auflassung des Burgweilers vorhanden war. Für die Neusiedlung in Weilen „bei Schömberg“ wurde auch der Name „under Hohenberg“ übertragen. Für sie blieb die Fronpflicht und der Mühlenbann erhalten, wie er schon im Burgweiler bestanden hatte. Den angesiedelten „Batern“ scheint man die neuen Güter im Tal zu freierem Recht verliehen zu haben, wohl um ihnen die Umsiedlung schmackhafter zu machen“ (Jänichen). 1394 kommt viermal der Namen Fry (Frei) vor und zwei steuerzahlende Einwohner haben noch den Beinamen „von Wiler“. Lehengüter fehlten fast vollständig.

Für die neue Siedlung wurde eine Markung ausgeschnitten, die ungefähr der heutigen entsprach. Nur an der Nordgrenze gegen Schömberg war sie lange umstritten. Zeugen dafür sind der „Brand“, ein vier-eckiger Keil, der unvermittelt in die Weilener Markung hineinstößt, und eine Sage, nach der die Schömberger sich widerrechtlich Stücke des „Withau“ angeeignet hätten. Ihre Vertreter hätten vor Gericht ihre Schuhe mit Erde der Schömberger Markung gefüllt und dann auf dem strittigen Boden geschworen, sie stünden auf städtischem Boden.

Um 1394 muß Weilen schon ein größerer Ort gewesen sein, denn es werden 16 Steuer-

pflichtige im Ort namentlich aufgeführt, und um 1385 ist der Steuersatz von Weilen gegenüber den andern hohenbergischen Orten verhältnismäßig hoch: Weilen 50 lb. h., dagegen Ratshausen und das Städtlein Hohenberg nur je 20 lb. h. Es sind auch Steuerpflichtige mit über 100 lb. h. Vermögen vorhanden. Die ganze Dorfanlage verrät, daß Weilen zu den jungen Orten zu zählen ist.

Siedlungsentwicklung der Neuzeit

Im 15. Jahrhundert zerfielen die Hofgebäude von Winzeln und wurden nach 1530 vollends abgetragen. Waltershausen und Weiherhausen waren ganz verschwunden. Um Hausen a. T. entstand ein ganz neues Siedlungsbild (s. Kreisbeschreibung), denn Peter Scher von Schwarzenberg brachte neues Leben ins obere Schlichemtal. Er erwarb 1530 Teile von Hausen samt Winzeln. Um 1555 wurde das Schloß Oberhausen auf Hausener Markung und damit auf österreichischem Territorium und die zugehörigen Wirtschaftsgebäude auf Tieringer Markung und damit auf württembergischem Territorium erbaut. Dadurch war eine allen Herren befriedigende Lösung gefunden, bei der die Hochgerichtsbarkeit die Lage der Siedlung bestimmte.

Im 17. Jahrhundert wurden der Lochenhof und die 3 Waldhöfe erstellt, Hausen a. T. zu einem größeren Dorf ausgebaut und 1694 mit einer eigenen Pfarrei versehen (vor der Reformation nach Tieringen eingepfarrt). Die Bevölkerung in Weilen, Ratshausen

und Hausen vermehrte sich, bis dann nach 1850 durch Abwanderung und Auswanderung ein stärkeres Absinken einsetzte. Die Waldhöfe gingen ein und die Unnot an der Straße von der Lochen nach Tieringen verschwand, der Lochenhof wurde 1945 von abziehenden Truppen in die Luft gesprengt. Nur Oberhausen mit den Wirtschaftsgebäuden blieb in dem Becken hinter den Bergen übrig.

Das Siedlungssterben auf Markung Hausen brachte auch Markungsveränderungen. Die vielen Kleinmarkungen der Kleinsiedlungen kamen zur Gesamtmarkung Hausen. Wenn um 1250 im oberen Schlichemtal von Schömberg ab aufwärts etwa 15 Teilsiedlungen zu finden waren, so sind heute nur noch eine Stadt, 4 Dörfer und 1 Hof vorhanden (wenn wir die Aussiedlerhöfe nicht berücksichtigen). Einzelheiten sind der Kreisbeschreibung zu entnehmen.

Zusammenfassend können wir feststellen: Besiedlung zur Landnahmezeit der Alamannen = -ingen-Orte, zur Merowingerzeit = -heim-Orte, in karolingischer Zeit = -zimmern- und -hausen-Orte, dann Gründung von zwei Städten und Bau von Höhenburgen, Gründung von Weilen, um 1400 Wüstungsvorgänge, in der Mitte des 16. Jahrhunderts und im 17. Jahrhundert Neubelebung der Besiedlung, in neuerer Zeit Neigung zur Konzentration. In den verschiedenen Zeiten hatten die verschiedenen Herrschaften ihre eigenen Vorstellungen von den Siedlungen.

Inhaltsverzeichnis 1975

150 Jahre amtliche Landesbeschreibung in Baden-Württemberg	1/2	Landkarten und Poststraßenkarten von Württemberg	23/24, 28
von Prof. Dr. K. H. Schröder, Tübingen		von Rudolf Töpfer	
Die „Kaiserliche Reichsposthalterei Balingen“, von Rudolf Töpfer, Balingen	2/3	Rudolf von Habsburg	25/28, 31/32
Maria Zell am Zoller	3	von F. Roemer	
Von Fritz Scheerer		Liber decimationis von 1275 - Ein Steuerbuch unserer Kirchen	29/31
Das Filialsystem der Tailfinger und Ebinger Industrie, von Klaus Rädcl, Rosenfeld	3/4	von Fritz Scheerer	
Die Herren von Bisingen und ihre Burgen	2/3	Der Schwabenspiegel	31, 36
von Fritz Scheerer	4, 8, 10/11	von Dipl.-Ing. R. Kerndter	
Der Bauernkrieg in unserer Heimat	5/8	Balinger Kirchen und Kapellen und ihre Pfründen vor 450 Jahren	33/35, 38
von Fritz Scheerer		von Fritz Scheerer	
Im Krug zum grünen Kranze	9/10	Im Herbst: Schönes Zollernland II	35/36
von Kurt Wedler		von Hans Müller	
Dürrwangen in mittelalterlichen Urkunden	11/12	Mittelalterliche Glocken unserer Heimat, von Eugen Gröner	37/38
von Günther W. Meinhold		Heidenstadt	38
Von der Täbinger Pfarrkirche	12	von Curt Winkler	
von Martin Huonker, Täbingen		Zum 700jährigen Bestehen von Margrethausen	39/40, 43/44
Einschränkung des Interdikts in Täbingen	12	von Dr. Walter Stettner	
nach G. Bossert		Das Schlichemtal und seine Besiedlung, von Fritz Scheerer	41/42, 47/48
Drumlin-Landschaften	13/14	Gustav Bossert - ein großer Sohn Täbingens, von Fritz Scheerer	42/43
von Hans Müller		Die Nusplinger Mühlen	45/46
Straßen, Wege und Chausseen in Württemberg, von Rudolf Töpfer	14/15	von Curt Winkler	
Aus der Lebensbeschreibung des Schulmeisters Johannes Gaiser	15/16	Huflattich (8), Löwenzahn (12), Weißdorn (16), Berberitze (20), Arnika (24), Meisterwurz (28), Adonisröschen (32), Hauhechel (36). Von Kurt Wedler.	
von Fritz Scheerer			
Der Nachwächter entdeckte die „Feyrsbrunst“, von Curt Winkler	16		
Balingen um 1525	17/19		
von Fritz Scheerer			
Im Juni in den Schwarzwald	19/20		
von Hans Müller			
Landesverweisung und Haft für Teilnehmer am Bauernkrieg	20		
von Fritz Burkhardt, Esslingen			
Das Kloster Wittichen und seine Beziehungen zu unserem Raum	21/22		
von Fritz Scheerer			
Eduard Mörike	22/23		
von Kurt Wedler			

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung Balingen.

Vorsitzender: Christoph Roller, Balingen, Am Heuberg 14, Telefon 7782.

Redaktion: Fritz Scheerer, Balingen, Am Heuberg 42, Telefon 7676.

Die Heimatkundlichen Blätter erscheinen jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Zollern-Alb-Kuriers“